cht
r=
hte

<36639828370018

Richard Weitbrecht

Ketzergerichte.

Neue geschichtliche Erzählungen.

Leipzig 1892.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes
von C. Braun.

Ketzergerichte.

Ketzergerichte.

Neue
geschichtliche Erzählungen

von

Richard Weitbrecht.

Leipzig, 1892.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes
von Carl Braun.

Conrad Ferdinand Meyer

dem Meister

der historischen Novelle

verehrungsvoll

zugeeignet.

Inhaltsverzeichnis.

Die Glocken von Guardia.

I. Kapitel.

Auf der schmalen Straße, welche von der kalabrischen Stadt Foscaldo nach dem am Meere gelegenen Städtchen Guardia führte, schritten an einem Sommerabend des Jahres 1559 zwei junge Männer in eifrigem Gespräche hin. Beide waren ziemlich gleich gekleidet: eine lange Jacke aus dunkelblauem Tuch umschloß die hageren aber kraftvollen Glieder; unterhalb der kurzen, grauen Hose war der Fuß mit Lumpen umwickelt und mit farbigen Bändern umschnürt, die zugleich das Stück ungegerbter Haut festhielten, welches als Schuh diente. Nur in der Kopfbedeckung unterschieden sie sich: von dem Kopf des einen hing eine wollene Mütze sackartig herunter; das gebräunte Gesicht des anderen war von einem großen, breitrandigen Hute beschattet.

„Sieh nur, Pietro," sagte der mit der wollenen Mütze, als sie in die Nähe von Guardia gekommen waren, „sieh nur, sie verbessern sogar die Straßen."

„Was unserem Schuhwerk wohl zu statten kommt, Andrea," entgegnete der andere. „Ich habe es schon lange gesagt: diese Waldenser sind zu allen Dingen fähig, die uns Kalabresen nie einfallen."

„Warum fallen sie uns nie ein?“ sagte Andrea; „'s ist ein fremdes Blut, das sich unter uns eingedrängt hat; es wird auch wohl wieder hinaus müssen.“

Pietro sah bei diesen Worten rasch zu seinem Begleiter hinüber und entgegnete:

„Sie sitzen seit zweihundert Jahren unter uns und werden immer mehr die unsrigen. Und solange der Marchese von Spinello seine mächtige Hand über sie hält, wer will ihnen ein Leids anthun!“

„Es giebt mächtigere als er ist,“ sagte Andrea kurz.

„Du liebst die Waldenser nicht?“ warf Pietro hin.

„Liebst du sie?“ gab Andrea zurück.

„Ich lerne von ihnen,“ antwortete Pietro.

„Was?“

„Wie man seine Güter umtreiben muß, wie man fleißig und arbeitsam ist.“

„Wie man ein Ketzer wird,“ fuhr Andrea fort.

„Sind die Waldenser in Guardia und Sisto und wo sie sonst sitzen, Ketzer? Ich sehe nichts davon. Sie gehen zur Messe, beten zu den Heiligen, beichten, nehmen am Altarsakrament teil so gut wie du und ich.“

„Mag sein,“ sagte Andrea, „und doch sind's Ketzer, und ich weiß, daß jetzt die Zeit gekommen ist, da alle Ketzerei offenbar wird; auch die der Cristina.“

Aus Pietros dunkeln Augen schoß ein Blitz zu Andrea hinüber, als er sagte:

„Was geht dich die Cristina an?“

„Wenn sie keine Ketzerin wäre, vielleicht etwas,“ sagte Andrea scheinbar gleichgültig. „Aber der Pfarrer von Foscaldo sagt —“

„Bläst der Wind aus diesem Loche?“ unterbrach ihn Pietro und lachte auf, „schickt der dich vielleicht nach Guardia, um den Spürhund zu machen? Der ist freilich den Waldensern stets unhold gewesen; er weiß auch warum.“

„Ich gehe auf eigene Rechnung dorthin,“ sagte Andrea. „Ebensogut könnte ich dich fragen, warum du nach Guardia gehst.“

„Ich habe allen Grund dorthin zu gehen,“ sagte Pietro, „denn du weißt, der alte Pinetti ist mein Gastfreund —“

„Der Vater der Cristina —“ warf Andrea ein.

Pietro blieb stehen, Andrea ebenfalls. Beide sahen einander aus ihren tiefliegenden schwarzen Augen an und schwiegen eine Weile. Dann begann Pietro:

„Andrea, wir sind miteinander aufgewachsen und bisher gute Kameraden gewesen. Wer den Spionen macht, ist mein Freund nicht mehr.“

„Wer ein Ketzer ist, der ist weder der Kirche noch mein Freund,“ entgegnete Andrea.

„Wer mich einen Ketzer nennt, dem stoße ich mein Messer in die Brust,“ sagte Pietro, mit der ganzen Wildheit eines Kalabresen auffahrend.

„So hüte dich vor Ketzern!“ sagte Andrea ruhig.

„Was geht dich mein Seelenheil an! Dafür laß mich sorgen! Doch ich merke jetzt noch deutlicher, woher der Wind bläst. Du bist mir stets zu viel mit dem Pfaffen dort drüben zusammen gesteckt.“

„Weil mir mehr an meiner Seele liegt als dir.“

„Freilich, du hast Zeit dazu,“ höhnte Pietro. „Du lässest dein Gut liegen, wie es liegt, und faullenzst in den

Tag hinein. Wer's mit den Pfaffen hält, dem fehlt's trotzdem nie am nötigen."

„Das sind meine Sachen, so gut wie dein Seelenheil."

„Neidisch seid ihr alle miteinander," fuhr Pietro fort, „neidisch auf die Waldenser, weil sie etwas vor sich bringen und gedeihen. Auf fünfhundert Schritte schon sieht man es einem Felde an, ob es von ihnen bebaut wird oder von unsern Landsleuten. Da schau hin — ist's nicht ein blühender Garten hier um Guardia herum? Und dort drüben bei San Sisto ist's gerade so" — er deutete mit der Hand nach Westen, wo am Berge aufsteigend aus Oelwäldern weißschimmernde Häuser herüberglänzten. „Und das weiß auch der Marchese Spinello und das weiß der Herzog von Montalto, und darum — laß die Pfaffen hetzen und spionieren, Andrea," schloß er treuherzig. „Ein echter Kalabrese ist zu gut dazu."

„Ein rechter Kalabrese ist auch ein rechter Sohn seiner Kirche."

„Bin ich's weniger als du?" fragte Pietro.

„Das wissen wir selbst nicht, Pietro. Das vermag uns nur die Kirche zu sagen."

„So?" sagte Pietro gedehnt. „Andrea, warum bist kein Pfaffe geworden? Reden kannst schon wie ein solcher."

Sie standen immer noch einander gegenüber und schwiegen wieder eine Weile.

„Gehen wir weiter?" fragte nun Andrea.

Pietro legte statt der Antwort seine Hand auf Andreas Schulter, sah im finster ins Gesicht und sagte:

„Ausweichen kannst du auch schon wie ein Pfaffe. Und nun sag' ich dir: pfui über einen Spion, der redliche Leute

ins Verderben bringt, pfui über ihn, auch wenn die Kirche ihm Absolution erteilt! Von der Ehre giebt's keinen Dispens, selbst nicht vom heiligen Vater. Was im Werke ist gegen die Waldenser, weiß ich nicht, jedenfalls nicht so viel wie du; aber eines sag' ich dir: wenn du Unheil bringst über das Haus des Pinetti, der mein Gastfreund ist, so bin ich dein Feind. Hörst du, Andrea? Sieh mich an!" rief er mit erhobener Stimme, „kannst du mir nicht mehr ins Auge sehen?"

Andrea schlug langsam seine Augen auf und sagte:

„Hast du je gehört, daß ein Kalabrese sich vor Drohungen fürchtet?"

„Hast du je gehört," entgegnete Pietro, „daß einem Kalabresen die Ehre feil war? Ein Brigant magst werden, 's ist ein ehrlich Handwerk, je nachdem es betrieben wird; aber ein Spion, ein Pfaffenknecht —"

Weiter kam Pietro nicht, denn Andrea hatte das Dolchmesser herausgerissen und schrie:

„Fahr' zur Hölle, du Hund, den ich bisher Freund genannt habe!"

Und ehe Pietro sein Messer ziehen oder Andrea in den Arm fallen konnte, fuhr dessen Messer hernieder. Eine rasche Wendung von Pietros geschmeidigem Körper verhütete, daß er in die Brust getroffen wurde. Aber in die Achsel drang das Messer ein, und als es Andrea wieder herausriß, quoll ein Blutstrom nach. Doch ehe Andrea zum zweiten Stoß ausholen konnte, war Pietro zwei Schritte zurückgetreten, schwang sein Messer in der Hand und rief:

„Versuch's noch einmal, wenn du kannst, ehe meine Klinge dich trifft!"

Ein rascher, tigerartiger Sprung folgte diesen Worten, aber Andrea wich aus, und in den Rücken getroffen sank Pietro zu Boden.

Mit weit vorquellenden Augen blieb Andrea stehen, sah auf Pietro hinunter und rief:

„Wer meine Ehre antastet, den mach' ich kalt. Aber du warst mein Freund, so sei's an dem genug!"

Er strich seinen Dolch am Aermel seiner Jacke ab, steckte ihn ein und ging ruhig weiter, Guardia zu. Pietro blieb bewußtlos am Wege liegen.

Als Andrea das Thor von Guardia erreicht hatte, ging er langsam durch die auffallend sauberen, aber engen Straßen des Städtchens bis zum Marktplatz. Dort standen Gruppen verschiedener Leute in eifrigem Gespräche, und Andrea merkte wohl, daß etwas besonderes die Gemüter erregt haben mußte. Hin und wieder klang der Name Luigi Pasquali aus den Gesprächen heraus; auch die Worte Santo uffizio und Inquisition vernahm er, teils von ängstlichen Lippen, teils keck und verächtlich herausgestoßen.

Andrea ging langsam quer über den Marktplatz und nickte da und dort einem Bekannten zu oder wurde flüchtig begrüßt; dann bog er in die nächste Gasse neben dem Rathaus ein, indem er murmelte:

„Hören möcht' ich doch, was die Cristina dazu sagt. Sie soll's hören und wissen, warum."

Als er etliche Schritte in der etwas bergan steigenden Straße seinem Ziele zugegangen war, sah er aus einem der größeren Häuser ein groß und schlank gewachsenes Mädchen heraustreten. Sie trug auf dem Kopfe nach der Landessitte ein viereckiges schneeweißes Tuch, dessen Fransen über den

Nacken herabfielen; um die Stirne legten sich die glatten, dunkelbraunen Haare, und die blauen Augen blickten sanft in die Welt hinein. Ein hohes Mieder umschloß ihre Brust; statt der blauen und roten Tücher aber, welche, um den Leib geschlungen, die Röcke der Kalabreser-Frauen bilden, trug sie einen dunkelfarbigen, faltigen wollenen Rock.

Als Andrea Cristina sah, sagte er vor sich hin:

„Eine Schönheit, bei Gott, eine große Schönheit, schwarzhaarig und blauäugig, nur zu sanft für eine der unsern."

Rasch schritt er näher auf sie zu und sagte: „Guten Abend, Signorina Cristina. Erwartet Ihr den Pietro Lenghi heute abend?"

„Ah, du bist's, Andrea Pazzo?" antwortete das Mädchen aufschauend mit sanfter Stimme. „Der Vater ist zu Hause, aber eben mit wichtigen Dingen beschäftigt."

„Ich wollte Euch nur sagen: der Pietro liegt draußen an eurer neuen Straße nach Foscaldo und ist verwundet."

„Und du hast ihn liegen lassen, Andrea?" sagte Cristina vorwurfsvoll, aber ruhig. „Ist das kalabresische Freundschaft?"

„Ich hab' ihm selbst den Treff gegeben," erwiderte Andrea, „weil er meine Ehre angetastet hat."

„Wann werdet ihr einmal lernen, was Christentum heißt!" sagte Cristina rasch. „Auf der Straße nach Foscaldo sagst du? Ich gehe zum Vater, daß wir ihn holen. Wir sind Gastfreunde. Guten Abend, Andrea Pazzo!"

Sie wandte sich und ging schnellen Schrittes zu dem Haus zurück, aus dem sie gekommen war.

Andrea sah ihr nach und murmelte:

„Sie geht wie eine Königin und ist kalt wie ein Inquisitor. Wem aber diese Augen in Liebe entgegenleuchten!“

Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, wandte sich und ging auf den Marktplatz zurück. Dort sprach er mit dem und jenem, und als er genug erfahren hatte, verließ er die Stadt wieder.

Inzwischen war Cristina durch die niedrige Thür in das Haus eingetreten. Dort begegnete ihr ein etwa zwölfjähriger Knabe, ihr Bruder. Diesem rief sie zu:

„Paolo, der Pietro Lenghi liegt draußen auf der Landstraße verwundet; ich gehe, es dem Vater zu sagen. Hole rasch den Esel aus dem Stalle.“

„Pietro?“ rief Paolo. „Haben den die Inquisitoren verwundet?“

„Was weißt du von der Inquisition?“ fragte Cristina.

„O ich weiß viel,“ sagte Paolo wichtig, „und ich hab' auch den Vater davon sprechen hören mit den Männern von San Sisto, die heute gekommen sind.“

„Geh' in den Stall und thue, was ich dir gesagt habe,“ rief Cristina und trat in die Küche ein, wo ihre Mutter vor dem großen Kessel stand, der an einer eisernen Kette über dem niedrigen Herde hing. Als sie dieser berichtete, um was es sich handle, sagte sie:

„Den Vater kannst du jetzt nicht stören. Sie sind in eifriger Beratung im Hinterhause und ich koche eben das Abendessen für sie. Geh' selbst und thue, was die Nächstenliebe fordert und was wir dem Pietro schuldig sind.“

Cristina wandte sich und ging hinaus. Dort stand schon Paolo mit dem Esel.

„Sitz' auf!“ sagte Cristina; Paola sprang in den Sattel,

sie gab dem Esel einen Schlag mit der Hand und schritt neben ihm her, durch die Stadt hindurch und zum Thore hinaus. Die Sonne sank eben ins Meer und glühte nur noch auf den jetzt blutrot gefärbten Felsenzacken des Silawaldgebirges. Ohne ein Wort miteinander zu reden, zogen sie auf der Straße weiter, bis sie den Ort erreicht hatten, wo Pietro lag. Sie sahen ihn bewußtlos am Wege liegen, von reichlichem Blutverluste gänzlich erschöpft, das Dolchmesser krampfhaft umschlossen haltend. Als Cristina ihn berührte, zuckte er zusammen und murmelte: „Zur Hölle, du Spion!“

Dann als er Cristinas Stimme vernahm, schlug er die Augen auf, blickte einen Augenblick Cristina sonderbar an, versuchte die Hände zu falten, wobei ihm das Messer entfiel, und sagte:

„Heilige Maria, Mutter Gottes!“

Dann schloß er die Augen wieder. Jetzt rief ihn Cristina an und sagte mit eigentümlich singendem Tone:

„Pietro, wach' auf und komm' mit! Sieh da unser Eselein, es wartet auf dich, und dein kleiner Kamerad, Paolo, ist auch da. Willst du hier liegen bleiben und von der Hand eines Mörders sterben? Komm, Paolo, hilf mir, ihn auf den Esel setzen!“

Da fuhr Pietro auf, blickte wild um sich und sagte:

„Wo bin ich? Ah, meine Wunde!“

Er griff nach der Achsel und nach dem Rücken, aber er schloß die Augen nicht mehr.

„Kannst du aufstehen?“ fragte Cristina.

„Hilf mir, ich will's versuchen,“ antwortete Pietro.

Cristina und Paolo unterstützten Pietro, und mit ihrer

Hilfe gelang es ihm, aufzustehen. Aber nun bluteten seine Wunden aufs neue. Cristina verband rasch mit sicherer Hand die Wunden und half ihm dann auf den Esel steigen. Es kostete Mühe, doch gelang auch das.

„Kannst du sitzen?“ fragte Cristina.

„Mein Rücken!“ stöhnte Pietro.

„Leg' deinen Arm auf meine Schulter,“ sagte Cristina. „So, meinst, es geh'?“

Sie gab dem Esel, welchen Paolo mit dem vollen Bewußtsein der Wichtigkeit seines Amtes am Zügel führte, einen Schlag; der Esel setzte sich in Bewegung.

„Es geht,“ sagte Pietro und fügte dann bei:

„Wer hat euch herausgeschickt?“

„Andrea Pazzo,“ antwortete Cristina und sah zu Pietro auf.

„Wo ist mein Messer?“ fuhr Pietro auf. „Er muß sterben.“

Cristina, die sein Messer in ihr Mieder gesteckt hatte, zog es heraus, gab es Pietro und sagte:

„Da nimm dein Messer und thue, wie du gedenkst. Unser Herr und Meister aber sagt, und der gilt für euch so gut wie für uns von der waldensischen Gemeinde: So dich einer schlägt auf den rechten Backen, dem biete den anderen auch dar.“

„Wer befiehlt das?“ entgegnete Pietro. „Davon hat mir noch etwas niemand gesagt. Ihr freilich thut also; unsere Kirche scheint mir anderer Ansicht: Auge um Auge, Zahn um Zahn.“

„Ich streite nicht um das, was die Kirche lehrt,“ sagte

Cristina. „Mir genügt das Wort meines Herrn. Lerne du das auch.“

Pietro schwieg, Cristina sagte auch nichts weiter. So gelangten sie an das Stadtthor.

„Wohin bringst du mich?“ fragte Pietro.

„In unser Haus, natürlich,“ antwortete Cristina.

„Warum thust du das?“

„Ich würde es jedem gleich also thun, den ich verwundet am Wege träfe. Kennst du die Geschichte vom barmherzigen Samariter?“

„Die hat mir niemand erzählt,“ antwortete Pietro.

„Morgen, wenn kein Wundfieber dich hindert, sollst du sie hören,“ sagte Cristina.

„Weißt du, was ich mir gelobt habe?“ rief Pietro plötzlich. „Ein ehrloser Schuft will ich sein, wenn ich nicht dem Andrea das Messer ins Herz stoße, sobald ich ihn auf krummen Wegen treffe. Aber dir, die du mich vom Tode errettet hast, denn ich wäre verblutet, will ich nahe sein in jeder Gefahr. Gebiete über mich!“

Ueber Cristinas Gesicht flog ein Lächeln, als Pietro diese Worte herausstieß.

„Du redest im Fieber,“ sagte sie; „aber da sind wir schon an unserem Hause. Ein guter Schlaf wird dir wohl thun.“

II. Kapitel.

Während Pietro in einer Kammer des Hauses lag und bald in tiefen Schlaf versunken war, ging es in der großen Wohnstube des Hausherrn lebhaft zu. Hier hatten sich angesehene Männer der sämtlichen kalabrischen Waldenser-

gemeinden versammelt, zum größten Teile ergraute Häupter, alle schon im vollen Mannesalter. Nur einer unter ihnen war jünger; er mochte noch nicht dreißig Jahre zählen, aber wenn er sprach, so lauschten alle mit gespannter Aufmerksamkeit und hingen an dem jugendlich schönen Gesichte mit den ausdrucksvollen feurigen Augen. Es war Luigi Pasquali, der erste Pfarrer der waldensischen Gemeinden, erst seit kurzem in Kalabrien thätig. Bisher hatten stets wandernde Evangelisten das Evangelium verkündigt und waren nach kurzer Wirksamkeit wieder in die heimatlichen Thäler nach Piemont zurückgekehrt. Nun hatten die kalabrischen Gemeinden um einen eigenen Prediger gebeten, und das Presbyterium der evangelisch-italienischen Gemeinde zu Genf wußte ihnen keinen bessern zu senden, als den ehemaligen Offizier, nunmehr evangelischen Geistlichen, Luigi Pasquali. Von San Sisto aus, wo er seinen Wohnsitz hatte, entfaltete er nun eine rege Thätigkeit; heute war er von dort herüber gekommen, um mit den andern wichtige Beratungen zu pflegen. Er sprach eben, als Cristina eintrat und sich in einem Winkel niedersetzte. Feurig floß ihm die Rede vom Munde.

„Ihr mögt sagen was ihr wollt," rief er, „ich kann es nicht anders nennen, als Ziehen an einem Joch mit den Ungläubigen. Lange genug habt ihr die papistischen Ceremonien mitgemacht, und ich sage nicht, daß es Unrecht war, so lange ihr es nicht besser wußtet. Nun ist aber das Evangelium frei geworden und die Tage der Entscheidung nahen. Glaubt ihr, sie vielleicht hinausschieben zu können, indem ihr euch duckt, um die Machthaber in Neapel und Rom nicht zu reizen? Sie sind gereizt, sage ich euch, und

der Großinquisitor, dieser Kardinal Ghislieri, ist längst zum Sprunge bereit wie ein Tiger, um sich auf seine Beute zu stürzen. Ihr wendet ein: umsomehr müssen wir uns hüten. Nun so gebt euch auch ferner den Anschein, als ob ihr rechtgläubige Katholiken wäret; sie werden schon Mittel und Wege finden, Schafe und Böcke zu trennen. Christus sagt: wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Und Verleugnung und Feigheit und Verrat an eurem evangelischen Glauben ist es, wenn ihr euch nicht offen zu eurer Kirche, der Kirche des Evangeliums bekennt."

Pasquali schloß und blickte in der Versammlung umher. Mit leuchtenden Blicken hing Cristina an seinem Munde. Eine Weile herrschte Stille, dann nahm Pinetti das Wort und sagte:

„Was sollen wir hierauf entgegnen, ehrwürdiger Bruder? Wir wissen, wie viel Ihr verlassen habt, Heimat, Freunde, eine geliebte Braut —"

„Deren Angesicht ich nicht mehr sehen werde, mir ahnt es," murmelte Pasquali. Pinetti fuhr fort:

„Aber was Ihr zu thun im stande seid, glaubt Ihr, daß das auch alle Glieder unserer Gemeinden können, die in langjährigem sicheren Besitz unter der Obhut unseres gnädigen Herrn, des Marchese von Spinello, nicht gewohnt sind, Verfolgungen zu leiden. Auch hoffen sie alle, daß unser gnädiger Herr —"

„Es ist keiner gnädig, als der Herr im Himmel," fuhr Pasquali dazwischen. „Und was den Marchese anbelangt, ich sage euch: verlasset euch nicht auf Menschen. Ein Wink von Rom, und euer Herr giebt euch alle preis —"

„Wer soll ihm dann seine Güter bebauen und so trefflich im stande halten, wie wir es thun!“ warf einer aus der Versammlung ein. „Die Leute hier sind alle zu faul dazu. Und das sage ich: solange uns der Marchese gewogen ist, solange können wir auch ruhig hier leben, ob wir uns nun offen als Evangelische bekennen oder nicht. Ich rate, daß wir nicht ferner zur Messe gehen.“

„Ihr habt gut geraten,“ sagte Pasquali, „aber falsch gedacht. Nicht, weil ihr ruhig und sicher leben könnt, auch wenn ihr euch als Evangelische zeiget, sollt ihr euch von der Gemeinschaft der Päpstlichen lossagen. Darauf kommt es gar nicht an. Der Apostel schreibt: alle die gottselig leben wollen, müssen Verfolgung leiden, und durch viele Trübsale müssen wir eingehen in das Reich Gottes. Ich sage euch, diese Trübsale werden auch euch nicht erspart bleiben. Es fällt dem Fleische wohl schwer, das Leben tausend Gefahren auszusetzen und Hab und Gut zu verlieren. Aber noch viel schädlicher ist es für Leib und Seele, seinen Herrn zu verleugnen und die Kniee vor Baal zu beugen.“

Er hielt einen Augenblick inne, sah in der Versammlung umher, traf auf die leuchtenden Augen Cristinas und fuhr fort:

„Ich weiß wohl, daß viele sagen, sie fühlen sich nicht stark genug, um ihres Glaubens willen zu leiden oder gar zu sterben. Diesen weiß ich nur einen Rat: weil sie fürchten, im Kampf zu unterliegen, so sollen sie in der Flucht den Sieg zu erhalten suchen. O ich kenne viele in Genf, woher ich zu euch gekommen bin, die, nachdem sie ihre Güter und ihre Heimat um des Glaubens willen verlassen haben, bei

Brot und Wasser sich glücklicher fühlen, als früher im Besitze ihres Goldes und im Genusse des Wohllebens. Wählt nun, wenn ihr für eure Seelen Ruhe schaffen wollt: offenes Bekenntnis und damit Schmach und Verfolgung oder Auszug aus eurer nun zweihundertjährigen Heimat! Nur so werdet ihr eure Gewissen unverletzt bewahren. Wählt ihr das erste, so werdet ihr schweres leiden müssen, eine Herde ohne Hirten; denn ich, euer Hirte und Lehrer, das weiß ich, werde der erste sein, den die römischen Wölfe zerfleischen. Wählt ihr das zweite, so will ich mit dem letzten der mir anvertrauten Seelen den Wanderstab ergreifen und mit euch pilgern, wohin ihr zu gehen beschließt."

„Heim in eure piemontesischen Thäler," rief eine Stimme. „Der Boden Kalabriens ist manchem zu heiß."

Pasquali sprang auf. In soldatischer Haltung stand er vor dem kleinen Tische, auf welchem eine Bibel lag; mit vorgestrecktem Arm legte er die leicht geballte Hand auf das Buch, beugte sich ein wenig vor und sah mit rollenden Augen in die Versammlung hinein, als ob er in der Dämmerung den Mann suchen wollte, der das gesprochen. Dann rief er:

„Wer wagt, so zu reden? Wer macht hier in dieser Versammlung den Mund derer, die es am liebsten sähen, wenn ich schon im römischen Kerker schmachtete? Und warum? Weil ich, jeder Halbheit feind, seit dem ersten Tage, da ich unter euch weilte, nicht müde wurde zu sagen: seid ganz, was ihr seid, seid es nicht bloß vor Gott, sondern auch vor der Welt, ob auch die römischen Tyrannen darob wüten. Ich weiß, daß es Schwache giebt unter euch, die sich vor Verfolgungen scheuen, aber das weiß ich auch: wer

um zeitlicher Wohlfahrt willen dem ärgsten Feind der Lehre Christi und des wahren Glaubens, dem Papste in Rom, auch nur einen Fuß breit weicht, der ist verloren. Ihr sagt: Wäre dieser Pasquali nicht gekommen, die Ketzerriecher und Ketzerrichter in Rom wüßten heute noch nicht, daß hier waldensische Gemeinden sind. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Diesem Kardinal von Alessandria wäret auch ihr nicht entgangen: Rom muß Scheiterhaufen anzünden, um die Blicke der Menschen zu blenden, daß sie seine Frevel nicht sehen. Und Rom wird sie anzünden und auch hier werden sie flammen — wer verleugnen will, der verleugne!"

Er atmete tief auf, dann fuhr er rasch fort:

„Gott ist mein Zeuge, daß ich nie geneigt war, von mir zu reden und von dem, was ich aufgegeben habe, als ich zu euch zog. Und jetzt wagt einer zu sagen, ich sehne mich nach der Sicherheit meiner Heimat und rate deshalb euch, von hier fort zu ziehen. Und der Boden dieses Landes sei mir zu heiß — wenn ich einst auf dem Scheiterhaufen Gott mit meinem Tode preisen werde, dann fragt wieder, ob mir ein Boden zu heiß ist. Bleibt ihr und bekennt ihr, Gott wird euch tragen auch durch große Trübsale. Wollt ihr auswandern, ich gehe mit euch als euer Lehrer und so Gott will Tröster, und ginge es zu den Türken in die Sklaverei oder in den heißen Sonnenbrand Afrikas. Aber wählt und entschließt euch, ehe es zu spät ist, denn ich sage euch: die Zeit der Verfolgung ist nahe."

Tiefe Stille lagerte über der Versammlung, lange redete keiner ein Wort. Endlich sagte einer der Aeltesten von Guardia:

„Ich glaube, Ihr seht zu schwarz. Noch ist ja alles

ruhig und still, und die mächtige Hand des Marchese, unseres Herrn, schützt uns, wie unsere Brüder in San Sisto sich der Gunst ihres Herrn, des Herzogs von Montalto, erfreuen. Ich meine, ehe wir den Zank, der ja schon längst unter uns ist, ob äußerlich päpstlich und innerlich evangelisch oder offen evangelisch, durch unsere Beschlüsse aufs neue in den Gemeinden anfachen, sollten wir eine Gesandtschaft an unsere Beschützer und Gönner senden und bei ihnen erkunden, ob sie uns auch fernerhin zu schützen geneigt seien, auch wenn von Rom andere Befehle kommen."

„Das wollt ihr erst lange fragen?" rief Pasquali. „Mit diesem Beispiele wollt ihr vorangehen? Was sagt Ihr dazu, Pinetti? Seid Ihr es nicht gewesen, der noch vor nicht allzulanger Zeit der erste war, welcher sagte: es gezieme sich jetzt, da das Evangelium durch Martin Luther frei geworden sei, nicht mehr, im Geheimen evangelischen Gottesdienst zu halten, sondern offen Kirchen zu bauen?"

„Und wißt Ihr, was damals unser Evangelist darauf erwiderte?" entgegnete Pinetti: „Gott bedürfe keiner steinernen Tempel, sondern frage nach dem Tempel unseres Herzens. Unnötig sich Verfolgungen zuzuziehen, sei nicht geboten; wir sollen Gott danken, daß wir bisher so gnädig davor bewahrt worden seien."

„Ich weiß das," antwortete Pasquali, „und ich weiß von eurem Evangelisten selbst, warum er damals also riet. Doch jetzt ist eine andere Zeit. Hört meine Worte und denkt daran, wenn sie sich erfüllen: wenn ihr jetzt schwankend seid, so wird größeres Unheil kommen und ihr werdet klagen müssen, daß ihr einen Teil desselben selbst verschuldet habt. Seid ihr aber offen und eurem Glauben treu, dann mag

Rom noch so sehr zürnen, dann ist es Gott allein, der Trübsal über euch verhängt. Laßt euch nicht täuschen, ich wiederhole es, durch die Freundlichkeit der großen Herren. Sie werden auf Befehl Roms aus Lämmern zu Wölfen. Laßt euch nicht täuschen durch glatte Reden und Versprechungen, die euch die päpstlichen Sendlinge, wie der Generalvikar von Cosenza drüben geben, auch wenn sie im Namen des Papstes selbst reden und merket euch" — er sprach langsam und mit Betonung — „wer Rom traut, wird belogen und verraten."

In diesem Augenblicke hörte man Schläge an der Hausthüre, die sich rasch wiederholten. Pinetti stand auf, um zu sehen, was es gebe, ergriff die Lampe und ging hinaus. An der Hausthüre angekommen, rief er:

„Wer begehrt Einlaß zu später Abendstunde?"

„Oeffnet, oder wir schlagen die Thüre ein!" erklang draußen eine scharfe Stimme.

„Ich kenne Eure Stimme, Signor Baldi, und werde dem Hauptmann meines gnädigen Herrn sogleich öffnen," sagte Pinetti und schob den Riegel zurück. Erstaunt aber blieb er stehen, als er neben dem Hauptmann ein Häuflein Landsknechte mit ihren Piken erblickte, und rief:

„Was wollt Ihr hier zu dieser Stunde?"

Der Hauptmann trat nahe an Pinetti heran und sagte flüsternd:

„Ich rate Euch, kein unnötiges Aufsehen zu machen. Unser gnädiger Herr weiß, daß einer der Sendlinge Satans, der schlimmste Verführer seiner getreuen Unterthanen, in Eurem Hause ist, und hat mir befohlen, ihn nach Foscaldo zu bringen. Noch einmal, ich rate Euch um Eurer selbst

willen, um aller Eurer Freunde willen, denen mein Herr auch ferner wohlgeneigt bleiben wird, keinen Versuch zu machen, diesem Pasquali davonzuhelfen oder ihn zu befreien. Die Piken herab!" rief er dann seinen Soldaten zu, „bewacht alle Fenster! Zwei von euch folgen mir!"

Ehe diese Worte gesprochen waren, hatte Pinetti die Thonlampe wie aus Schreck fallen lassen, daß sie in Splitter ging, eilte durch den nun dunkeln Hausgang in die Stube und rief:

„Flieht, Herr Pasquali! Die Häscher des Marchese suchen Euch."

„Sagt ich's nicht?" entgegnete Pasquali, machte aber keine Miene, zu fliehen.

Da stand schon Cristina an seiner Seite und flüsterte, seine Hand ergreifend:

„Kommt mit mir, Herr! Ich weiß einen Ausgang, auch wenn das ganze Haus umstellt ist. Den Gesalbten des Herrn sollen sie nicht antasten. Was ist die Herde, wenn sie ihr den Hirten nehmen?"

Pasquali schob langsam die Hand Cristinas zurück und sagte:

„Des Herrn Wille geschehe!"

Dann rief er in die Versammlung hinein:

„Wollt ihr ausharren im Glauben, auch wenn schwere Trübsale kommen?"

„Wir wollen's," antworteten alle mit einer Stimme.

In diesem Augenblick trat der Hauptmann herein, im nächsten war Pasquali gefesselt, und ehe sich die Versammlung nur recht besinnen konnte, waren die Landsknechte mit ihrem Gefangenen schon ferne vom Hause.

Dumpfe Stille lagerte auf der Versammlung, nur unterbrochen durch das leise Schluchzen Cristinas. Endlich fragte eine Stimme:

„Was thun wir nun?“

„Gedenket an Pasqualis Worte!“ rief Cristina.

„Du hast nicht zu reden in der Versammlung der Männer,“ entgegnete ihr Vater; „den Frauen geziemt zu schweigen und zu thun, was die Männer beschließen.“

Cristina senkte den Kopf auf die Hände und saß fernerhin schweigend da.

Verschiedene Ratschläge wurden gemacht, was nun zu thun sei, und zuletzt einigte man sich dahin, sobald es thunlich sei, Abgesandte an den Marchese Spinello zu senden, ihn der Treue seiner Unterthanen zu versichern, ihn auch fernerhin um Schutz anzuflehen und eindringlich zu bitten, daß er ihnen ihren treuen Hirten wieder gebe.

Als dieser Beschluß allgemeine Billigung gefunden hatte und die Männer gewählt waren, welche die Gesandten sein sollten, gingen die Leute auseinander. Das letzte Wort Pinettis, als er allen stumm die Hand gedrückt hatte, war:

„Vergeßt nicht die Worte unseres treuen Hirten und seid stark und klug!“

III. Kapitel.

Am anderen Morgen, als Cristina zu Pietro hinein kam, um nach seinem Ergehen zu fragen, sagte dieser:

„Guten Morgen, Cristina; ich habe gut geschlafen, aber einen seltsamen Traum gehabt. Ich traf den Andrea auf einem Felsen hoch im Silawald droben und rang mit ihm. Eben hatte ich ihn an der Gurgel gefaßt und wehrlos war

er mir preisgegeben. Schon streckte ich den Arm aus, und im nächsten Augenblick mußte er drunten liegen, da sah ich dich von den Wolken herabschweben, glänzend in Goldschimmer, wie die Madonna in Cosenza drüben an hohen Festen nicht glänzt, und hörte dich sagen: wenn dich jemand schlägt auf den rechten Backen, so biete ihm den anderen auch dar. Und da sah ich auf dich und mein Arm sank herab und Andrea entwischte mir. Von hinten aber stieß er mir den Dolch in den Rücken, gerade an derselben Stelle, wo er mich gestern getroffen hat. Und dann auf einmal fuhr ich auf und hörte den Ton von aufgestoßenen Piken und hatte selbst eine Pike in der Hand und stach mit ihr nach Andrea, aber du fingest sie auf, die Pike zerbrach und die Splitter lagen in dem Abgrund. Andrea lachte höhnisch und verschwand im Walde. Das ist mein Traum. Deute mir ihn!"

Cristina lächelte, Pietro rief:

„So hast du gelächelt, als ich meinen Arm sinken ließ. Aber sprich, was bedeutet mein Traum?"

„Hat man dich gelehrt, auf Träume zu achten?" fragte Cristina.

„Ja, Cristina, und der Priester deutet sie uns."

„Bin ich ein Priester?" sagte Cristina. „Doch eines kann ich dir deuten. Landsknechte mit ihren Piken waren gestern abend in unserem Hause und haben den besten Menschen, der je unter uns weilte, unsern Hirten und Lehrer, den Pasquali, gefesselt weggeführt."

„Soll ich ihn retten?" fragte Pietro hastig. „Sprich ein Wort, und ich thue es."

Er hatte sich hastig aufgerichtet, der Verband verschob sich und Blut tröpfelte unter der Leinwand hervor.

„Du siehst, Pietro," sagte Cristina, „daß du noch keine großen Sprünge machen kannst. Bleibe ruhig liegen und schone dich. Du hast gestern schon allzuviel Blut verloren. Paolo wird gleich mit den heilkräftigen Kräutern kommen, — die Mutter hat ihn heute früh fortgeschickt, — dann sollen deine Wunden rasch heilen."

Pietro legte sich langsam zurück, sah Cristina an und sagte:

„Weißt du, was der Traum mich gelehrt hat? Es ist nie gut, einen Feind zu schonen, denn er trifft uns in den Rücken. Wenn wir dann erst nach der Pike greifen, so ist's zu spät: sie zerbricht, und der Feind entrinnt."

„Diese Traumdeutnng ist übel. Haben dich diese die Priester gelehrt?"

„Ich meine, und sie thun selbst darnach. Haben sie nicht den grimmigsten Haß gegen ihre Feinde, die freilich Feinde unserer Kirche sind? Das ist etwas anderes, sagen sie; aber ich weiß keinen Unterschied. Gebt acht, sie stoßen auch euch den Dolch in den Rücken, und wenn ihr dann erst zur Pike greift, so ist es zu spät."

„Unser Glaube lehrt uns dulden und leiden."

„So werdet ihr ewig die Duldenden und Leidenden sein," sagte Pietro. „Doch ich habe bisher nichts davon gesehen, daß ihr duldet. Im Gegenteil, ihr seid obenan, weil ihr arbeitet und thätig seid. Wenn ihr so fort macht, so sind meine Landsleute in ein paar hundert Jahren eure Sklaven, ihr die Herren des Landes."

„Warum liebt ihr uns Waldenser nicht?" fragte Cristina.

„Das hab' ich gestern den Andrea gefragt und damit fing an, was nachher mit den Dolchstößen endigte."

„Und wenn sie uns aus dem Lande jagen, so wird dies gesegnete Land nach Jahrhunderten dieselbe Wüste sein, die es war, als unsere Väter hierher zogen," sagte Cristina. „Und wüste wird's sein in den Herzen eurer Nachkommen, und das ist trauriger. Jetzt steht das Licht des Evangeliums noch auf dem Leuchter. Gestern haben sie begonnen, es zu löschen."

„Die Landsknechte?" fragte Pietro.

„Die Soldaten des Marchese," antwortete Cristina, „führten uns unseren Hirten und Prediger weg. O Pietro, wenn du dessen Worte gehört hättest —"

„Ich habe ihn gehört in Sisto drüben; aber was er sprach, war mir zu hoch. Ich baue dort mein Gut nach eurem Vorbild, aber ich glaube dem, was meine Kirche lehrt. Und mein Pfarrer sagt, daß es nie wohlgethan ist, sich von der Mutterkirche loszusagen. Die Ketzer fahren in die Hölle — Heilige wie du natürlich ausgenommen," fügte er bei.

„Ich bin keine Heilige," entgegnete Cristina, „aber ich bestrebe mich, eine Christin zu sein. Doch was streiten wir um Dinge, die dir und mir zu hoch sind! Ja, wenn Pasquali mit dir reden könnte —"

„Pasquali und immer Pasquali," fuhr Pietro auf. „Ist er dein Heiliger?"

„Mehr als eure Madonna, könnt' ich sagen," antwortete Cristina. „Aber das paßt nicht, wiewohl Pasquali wert wäre, ein Heiliger zu heißen —"

„Hat er Wunder gethan?" fragte Pietro.

„Wunder des Glaubens und der Selbstverleugnung.

Wie meinst du, Pietro? Er hat seine geliebte Braut weit, weit von hier gelassen und ist dem Rufe gefolgt, der ihn zu uns in Gefahren und Verfolgungen wies."

„Warum ist er nicht zuvor zum Priester gegangen und hat sie hierher mitgenommen?" fragte Pietro.

Cristina wußte nicht sogleich, was sie dieser Frage gegenüber antworten sollte. Pietro bemerkte es und fuhr mit dem den Naturkindern eigenen Scharfsinn fort:

„Wird man bei euch auch dadurch heilig, daß man das fahren läßt, was wir andern gewöhnlichen Menschen für das höchste halten? Dann möcht' ich so wenig ein Heiliger bei euch sein, wie bei uns. Und du bist auch nicht dazu geschaffen, Cristina," schloß er mit feurigem Blick.

Cristina blickte an ihm vorbei; in ihren Augen glänzte etwas anderes, als irdische Liebe.

„Ich möchte um meines Glaubens willen leiden und sterben können, wie er leiden und sterben wird," sagte sie.

„Das verstehe ich nicht," entgegnete Pietro. „Aber ich weiß, daß ihr damit nicht weit kommen werdet. Wäret ihr Kalabresen wie wir, ihr hättet euren Pfarrer gar nicht gefangen nehmen lassen oder ihn noch in derselben Nacht befreit. Aber Andrea hatte recht: es ist anderes Blut in euren Adern."

„Warmes Menschenblut wie in den eurigen," sagte Cristina; „aber es rollt weniger wild und ungebändigt, und ihr würdet auch so werden, wenn ihr unseres Glaubens wäret."

„Glaubst du? Ich nicht," sagte Pietro und schwieg. Seine Wunden schmerzten ihn, aber er verbiß die Schmerzen heldenhaft.

Jetzt erst merkte Cristina, daß er sich viel zu sehr aufgeregt hatte; sie rückte deshalb einen Schemel an sein niedriges, mit etlichen Teppichen bedecktes Lager, setzte sich und sagte:

„Ich bin dir noch eine Geschichte schuldig. Willst du sie hören?“

„Ach die von dem barmherzigen Samariter?“ sagte Pietro. „Erzähle!“

Und nun begann Cristina diese Geschichte zu erzählen. Pietro hörte aufmerksam zu und begleitete die einzelnen Wendungen der Erzählung mit Ausrufen und Gebärden. Als sie geendet hatte, lag er eine Weile nachdenklich, dann sagte er:

„Wo stehen solche Geschichten und giebt's deren noch andere?“

„In der Bibel,“ antwortete Cristina.

„Hast du ein solches Buch?“ fragte Pietro. „Ich habe euch wohl schon oft davon reden hören; aber der Priester sagt, es sei Sünde, darin zu lesen, denn daher schreiben sich alle ketzerischen Irrtümer.“

„Vom Lesen der Bibel?“ fiel Cristina ein. „Nun wohl, so wirst du dieses Buch nicht einmal sehen wollen?“

„Sehen möcht' ich's schon,“ sagte Pietro, „aber was hilft mir das? Ich kann nicht lesen. Auch soll es in einer fremden uns unverständlichen Sprache geschrieben sein.“

„Dem ist so; aber sieh, Pietro, eben dieser Pasquali hat schon vor Jahren die Bibel in unsere Muttersprache übersetzen lassen und sie in unser Land hereingeschickt. Wohl sind wenige dieser Bücher bei uns zu finden; denn von Rom aus wird Jagd gemacht auf dieses heilige Buch, als ob es

ein Leib und Seele verderbendes wäre. Der Vater aber hat ein solches, das heißt, einen Teil desselben, das Neue Testament, und gerne will ich dir die Zeit deines Krankenlagers kürzen, indem ich daraus vorlese. Morgen bringe ich es mit. Doch sieh, da kommt die Mutter mit den Kräutern, und Paolo will sich auch nach deinem Befinden erkunden. Ich habe inzwischen anderes zu thun."

Sie stand auf, reichte Pietro die Hand und ging hinaus. Frau Pinetti löste nun den Verband und legte den neuen Verband mit den Kräutern an, wobei ihr Paolo eifrig an die Hand ging. Als dies geschehen war, sagte sie:

„So, Pietro, jetzt ruhe dich aus. Du wirst gut thun, dich einige Zeit ganz ruhig zu verhalten. Bei uns geht es zu, wie in einem Ameisenhaufen, in welchen der Stock des Wanderers gestoßen hat. Hörst du? Da treten schon wieder Leute in unser Haus ein. Komm, Paolo!"

Sie ging, einen mütterlichen Blick auf ihn werfend, hinaus; Paolo legte ihm noch einen Blumenstrauß auf den Teppich, mit dem er bedeckt war, und ging mit seiner Mutter.

In der That, Frau Pinetti hatte recht gehabt: die Waldenserkolonie glich einem gestörten Ameisenhaufen. Durch alle Gemeinden hatte sich noch in der Nacht die Kunde von der Gefangennahme Pasqualis verbreitet, und jetzt kamen die Leute zahlreich nach Guardia und in Pinettis Haus, um das nähere zu erfragen. Doch sie vernahmen nichts anderes, als was sie schon wußten, und hofften nun in rührendem Zutrauen zu ihren Schutzherren, dem Marchese von Spinello, daß die bereits an ihm abgegangene Gesandtschaft Erfolg haben werde. Am Nachmittag aber kamen Pinetti und die

andern Abgesandten von Foscaldo zurück mit der Nachricht, daß sie vor den Marchese gar nicht vorgelassen worden seien. Er habe ihnen sagen lassen, sie sollen sich, wenn ihnen ihr Leben und ihre Güter lieb seien, ganz ruhig verhalten, sich um Pasquali und die anderen Ketzer, die in derselben Nacht mit ihm gefangen worden seien, gar nicht kümmern, sondern es der Kirche überlassen, wie sie mit den Verführern verfahre. Der päpstliche Generalvikar von Cosenza sei bereits von dem Vorfall unterrichtet, und auf den Ausfall seines Verhörs mit Pasquali werde es ankommen, ob ihnen ihr Prediger zurückgegeben werde oder nicht.

Die Waldenser, ein gutmütiges und vertrauensvolles Völklein, gaben sich bis auf weiteres mit diesem Bescheid zufrieden und hofften das beste.

So vergingen etliche Wochen. Die Wunden Pietros heilten unter der sorgfältigen Pflege von Frau Pinetti. Cristina hatte ihm oft durch Vorlesen aus dem Neuen Testamente die Zeit verkürzt und halb mit Schrecken dachte er daran, daß er den Winter wieder auf seinem einsamen Gehöft bei San Sisto zubringen müsse. Wenn er aber davon etwas zu Cristina redete, so schien sie ihn gar nicht zu verstehen; ihre Seele schien vielmehr von ganz anderen Dingen erfüllt zu sein.

Es war am Tage, ehe Pietro das gastliche Haus verlassen wollte, als Cristina mit allen Zeichen der Aufregung zu ihm in das Wohnzimmer trat, wo er eben in Gedanken versunken saß.

„Nun höre, Pietro," rief sie, „was der päpstliche Generalvikar schon nach dem ersten Verhör mit Pasquali erklärt hat. Jede Antwort, die er ihm gegeben habe, verdiene,

daß Pasquali dreißigmal verbrannt werde, und doch hat Pasquali nie etwas anderes gelehrt, als was in dem Neuen Testament steht, das dir nun ja wohlbekannt ist. Er müsse darauf dringen, sagte der Generalvikar, daß dieser verruchte und halsstarrige Ketzer nach Cosenza in sein Gefängnis gebracht werde; dort werde man schon aus ihm herausbringen, welche Greuel er begangen habe. Das ist der Bescheid, den unsere Abgesandten auf dringendes Bitten und mehrmaliges Anklopfen bei unserem Herrn empfingen."

„Ich habe es ja immer gesagt," entgegnete Pietro, „warum habt ihr ihn gefangen nehmen lassen oder nicht sogleich befreit? Ist er einmal in den Krallen des heiligen Gerichts, so rettet ihn niemand mehr. Und auf der Folter hat schon der Unschuldigste die größten Greuel bekannt."

„Sie werden ihn foltern, sagst du?" rief Cristina entsetzt.

Pietro sah ihr in das geängstigte Gesicht und sagte:

„Was weiß ich! Vielleicht kann er ihnen entschlüpfen."

Dann wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, sprang er auf und rief:

„Was ist mein Lohn, wenn ich ihn rette?"

Er ergriff Cristinas Hand und sah ihr in die Augen. Cristina entzog ihm die Hand langsam und sagte:

„Ich weiß, was du willst, Pietro. Aber jetzt ist nicht Zeit zum Freien. Mir ahnt, große Trübsale werden über uns hereinbrechen, — willst du, daß man dir dein Weib fortschleppe und sie foltere? Oder wärest du im stande, mit mir um des Glaubens willen zu leiden, von dem du kaum die Anfänge begriffen hast?"

„Und wann, wann darf ich kommen und wieder so fragen?“ rief Pietro.

„Wenn Pasquali frei ist und wir sicher unserem Glauben leben können,“ sagte Cristina.

„Das ist eine ferne Zukunft,“ entgegnete Pietro. „Doch ich habe kein Recht zu fordern, sondern nur zu danken, dir und euch allen. Morgen kommt mein Knecht mit dem Maultier; ich werde gehen, aber du wirst weiteres von mir hören.“

„Und Andrea?“ fragte Cristina.

„Dir mein Herz, ihm den Dolch!“ rief Pietro erregt.

„Nein, du hast vom wahren Glauben noch nicht die Anfänge begriffen,“ entgegnete Cristina. „Doch du hast ja Zeit, über das nachzudenken, was du hier aus dem heiligen Buche gehört hast. Vielleicht kommt es dir doch noch anders, und ich höre dich eines Tages sagen: Ich habe dem Andrea verziehen.“

„Ist das auch eine Bedingung?“ fragte Pietro.

Cristina nickte. Pietro fuhr fort:

„Gut, dir zu lieb will ich auf meine Rache verzichten. Aber das sage ich dir: wenn er mir einmal noch auf Schleichwegen gehend oder um euch Waldenser zu verderben, in den Weg tritt, so sitzt ihm mein Dolch im Herzen, so wahr die Madonna die Mutter Gottes ist.“

Cristina entgegnete nichts, denn eben wurde sie von ihrer Mutter abgerufen. Sie wechselte auch den ganzen Tag über nicht viel Worte mit Pietro, und am andern Morgen stand dessen Knecht mit dem Maultier vor dem Hause. Nach einem herzlichen Abschied von der ganzen Familie ritt Pietro fort, seinem einsamen Gute bei San Sisto zu.

IV. Kapitel.

Der Winter war gekommen. Auf den Gipfeln des Silagebirges lag der Schnee, durch die Rinnsale und Schluchten der ungeheuren Wälder stürzten sich brausend die Bäche, und Tag für Tag gossen Regenströme vom Himmel herab.

Im Schreibzimmer seines Schlosses zu Foscaldo ging der Marchese von Spinello hastig auf und ab, indem er seinen Knebelbart drehte. Am Tische saß sein Vertrauter und Sekretär, Bartolo Mola, und spielte mit der Feder.

„Verdammte Geschichte!“ fuhr endlich der Marchese heraus. „Was meinst du, wird daraus werden, Bartolo?“

„Ihr meint die Geschichte mit Pasquali und den Waldensern,“ sagte der Sekretär. „Eben waren wir an etwas ganz anderem. Doch ich weiß, der da drüben“ — er deutete zu einem dicken Turme hinüber — „der läßt Euch keine Ruhe.“

„Nun sitzt er schon Monate, und wir haben nichts Unrechtes aus ihm herausbringen können. Ich hätte den Vogel längst fliegen lassen, wenn ich nicht fürchtete —“

„Wegen mangelnder Rechtgläubigkeit am Kragen genommen zu werden, Herr Marchese,“ fuhr Bartolo dazwischen. „Es sind traurige Zeiten, Herr. Mein Geschmack ist die heilige Inquisition nicht, und es wäre gescheiter gewesen, Ihr hättet die Waldenser nicht bei dem heiligen Gerichte verklagt.“

„Mußte ich nicht?“ sagte der Marchese. „Der von Cosenza“ — er machte eine verächtliche Handbewegung — „der Generalvikar seiner Heiligkeit lag mir hart genug an. Er ließ verdammt spitzige Reden fallen über meine Milde gegen-

über den Ketzern im Kerker drunten — weiß Gott, mir widerstrebt's, sie noch härter zu behandeln, als schon geschehen ist. Du weißt, daß er sie bei sich drüben haben will, und daß ich ihm bisher nicht den Willen gethan habe. Darum auch, als der Caraffa gestorben war —"

„Und Ihr glaubtet, sein Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle sei milder gesinnt, als der finstere Inquisitionspapst Caraffa, darum schicktet Ihr Botschaft nach Rom, um das Häuflein Waldenser, die Euch den Ertrag Eurer Güter verzehnfacht haben, wegen Ketzerei anzuklagen. Ihr hofftet, dadurch einen Beweis Eurer Rechtgläubigkeit abzulegen; aber Ihr treibt ein gefährliches Spiel, ich will nicht sagen, mit vielen Tausenden von Menschen, aber mit vielen tausend Dukaten, Herr Marchese!"

„Ich hatte recht, Bartolo," entgegnete Spinello. „Klagte ich sie nicht an, so klagte sie der Generalvikar an, und mich als den Beschützer der Ketzerei mit ihnen. Und ich wußte auch, was ich that. Solange der Caraffa auf dem Stuhle saß, hätte ich kein Wort verlauten lassen, aber ich weiß, daß Pio IV. kein Freund der Inquisition ist —"

„Aber diesen Ghislieri, seinen Kardinal, den Großinquisitor, läßt er schalten und walten, wie er will. Gebt acht, wir werden ihn in Bälde hier haben. Nun" — er klopfte mit der Feder auf den Tisch — „man sagt ja, der bloße Anblick seines langen weißen Bartes bekehre die Ketzer. Euch kann's auch recht sein, Herr Marchese, wenn sie alle sich bekehren und Ihr Ruhe habt vor den Herren von der Inquisition."

„Du scherzest, Bartolo," wendete Spinello ein. „Diese ganze Geschichte ist mir höchst leidig. Seit wir in Rom die

Inquisition haben, ist auch der Höchste nicht mehr sicher, auf seinen Glauben befragt zu werden."

„Und sie haben eine ganz verwünschte Art, zu befragen," sagte Bartolo. „Man hört es von Spanien aus. Wie lange ist's her? Nicht viel mehr als zehn Jahre, ich war gerade drüben in Neapel, da tobte das Volk, wie schon lange nicht mehr, weil sie ein heiliges Gericht einführen wollten. Und was erst dieses Jahr in Rom geschehen ist, als der Caraffa die Augen schloß, wißt Ihr. Da war's nicht das Volk allein, sondern die Colonnas, Orsinis, Cesarinis und wie alle die edlen Geschlechter heißen, welche die Statue des Inquisitionspapstes in Stücke schlagen halfen, und die Flammen, welche aus dem heiligen Gerichtsgebäude herausschlugen und der jämmerlich zerbläute Rücken der Inquisitionsdiener predigen deutlich von den Segnungen dieses Gerichtes. Noch einmal: Ihr thatet unklug, sie auf Euer Gebiet aufmerksam zu machen."

„Wohl, ich that unklug, aber welch anderer Weg blieb mir? Doch ich hoffe immer noch, sie haben in Rom zu viel zu thun, als daß sie Zeit fänden für uns. Ganz Italien ist von der Ketzerei angesteckt, ja Rom selbst."

„Aber mit den Römern ist nicht gut spaßen," sagte Bartolo, „und darum werden sie erst einmal in einem abgelegenen Winkel dieses Landes ihre Kraft erproben. Wenn sie Euch dann, im besten Falle, Eure treuen und fleißigen Unterthanen aus dem Lande gejagt haben und Eure Güter öde und verlassen liegen, dann habt Ihr einen hohen Preis bezahlt für Eure Rechtgläubigkeit, Herr Marchese."

„Rechtgläubigkeit!" sagte Spinello. „Ich bitte dich, Bartolo, betone dieses Wort nicht immer wieder. Wir sind

doch über den Wahn der Menge erhaben, als ob es sich verlohnte, über Glaubensdinge zu streiten. Ich bin wahrhaftig nicht der einzige, dem der Bau der Peterskirche und ob Michel Angelos Kuppelbau gelingt und mit welchen Werken der Malerei dies Haus geziert werden soll, mehr am Herzen liegt, als all der Hokospokus, der darin getrieben wird. Und seine Heiligkeit selbst ist ja das Gegenteil des Caraffa, lebenslustig und ein Kunstkenner. Wir verhoffen von ihm mehr Förderung der Kunst, als von seinem Vorgänger. Die theologischen Fragen aber, von denen er als Jurist ohnehin nichts zu verstehen erklärt hat, mag er füglich unerörtert lassen."

„Ihr redet sehr frei, Herr Marchese," entgegnete Bartolo. „Bedenkt Ihr auch, daß die Wände Ohren haben, seit die Inquisition aufgerichtet ist?"

Der Marchese stampfte mit seinem Fuß auf den Mosaikboden und stieß heftig, aber doch in gedämpftem Tone heraus:

„Ich wollte, der deutsche Mönch wäre über die Alpen gekommen und hätte auch bei uns ausgefegt, wenn man in seinem eigenen Palast nicht mehr sagen darf, was man denkt."

„Es ist in unserer Zeit überhaupt rätlich, das nie zu sagen," warf Bartolo hin. „In den römischen Palästen üben sie diese Klugheit schon lange."

„Doch was hilft all das? Was sollen wir jetzt thun?"

„Abwarten, was der Generalinquisitor beschließen wird."

„Und die Ketzer im Gefängnisse?"

„Ewig könnt Ihr sie doch nicht gefangen halten," sagte

Bartolo, „und all Augenblicke eine andere Gesandtschaft der Waldenser abzuweisen, werdet Ihr auch keine Lust haben. Ihr macht Euch dadurch nur die Gemeinden aufsässig. Wenn der Cosenzaner wieder das Verlangen stellt, so liefert sie ihm aus; dann seid Ihr der Sorgen ledig. Die Waldenser mögen sich ferner an den Generalvikar wenden; Ihr habt alles gethan, was Ihr thun konntet. Und am Ende ist's ja doch das beste gewesen, daß Ihr den Pasquali hinter Schloß und Riegel gesetzt habt, denn seit Monaten ist's ruhig in den Gemeinden. Solange dieser Mann aber frei war, waren sie in beständiger Unruhe."

„Ich hörte davon, und darum ließ ich ihn aufheben," sagte der Marchese leichthin. „Wodurch wurden eigentlich die Gemeinden so sehr erregt?"

„Pasquali vereiferte sich darum, wie ich höre, daß die Waldenser die Gebräuche unserer Kirche mitmachen, während sie doch anderen Glaubens seien — er könnte ungefähr dasselbe auch uns predigen und der ganzen vornehmen Gesellschaft unseres Landes. Denn mit unserem Glauben —" Bartolo endete, klüger als sein Herr bei so gefährlichen Dingen, nur mit einer Gebärde, indem er mit den Fingern schwippte.

„Und was thun sie jetzt?"

„Einige wenige kommen noch zur Messe, die große Menge aber hält sich unseren Kirchen ferne. Doch es sind gutmütige und leicht zu lenkende Leute. Ich meine, wenn Ihr sie zeitig vor etwaigen Gefahren warnt, so werden sie gutwillig sich zum Besuch der Messe bequemen, Ihr und sie haben Frieden, und die Dominikaner, so etwa solche von Rom gesendet werden, können wieder abziehen."

„Das glaubst du selbst nicht, Bartolo,“ sagte der Marchese.

„Daß die Dominikaner, ohne Beute gemacht zu haben, wieder abziehen?“ entgegnete Bartolo. „Dann nehmen sie wohl mit dem Verführer der Herde und seinen Gesellen vorlieb. Für Euch, o Herr, wäre es jedenfalls angenehmer, die ganze Sache spielte sich in Cosenza ab, als hier. Drum rate ich noch einmal, gebt dem Generalvikar nach, wenn er wieder die Uebergabe verlangt, und schickt ihm sämtliche Gefangene zu.“

„Ich will es mir überlegen,“ sagte Spinello, „aber ich glaube zum voraus: mein kluger Bartolo wird recht haben. Was giebt es?“ wandte er sich an einen eintretenden Diener.

Dieser überreichte einen Brief. Der Marchese warf einen Blick darauf und sagte:

„Von Cosenza. Oeffne ihn und lies! Ich kann mir denken, was drinnen steht.“

Auf einen Wink des Marchese nahm Bartolo dem Diener das Schreiben ab, öffnete es und begann zu lesen. Der Marchese setzte während dessen seine Wanderung durch das Zimmer fort und begleitete einzelne Sätze in dem Briefe des Generalvikars mit kurzen Bemerkungen. Plötzlich hielt er seinen Schritt an, trat auf Bartolo zu und sah ihm von hinten in das Schreiben. Dieser las langsam und mit Betonung. Er war nämlich an derjenigen Stelle des Briefes angekommen, wo der Marchese von Spinello wegen seines Eifers um die Reinhaltung der Lehre belobt wurde, eines Eifers, den er dadurch gezeigt habe, daß er nicht bloß die gottlosen und verwerflichen Verführer seiner Schutzbefohlenen

unschädlich gemacht habe, sondern auch die Augen der Inquisition auf das die Seelen mordende, verderbliche Gift der Ketzerei gelenkt habe, von welchem die Gemeinden zu Guardia und San Sisto angesteckt seien. Um das Weiterumsichgreifen dieser Pestilenz zu hindern, werde der Großinquisitor, der Kardinal Ghislieri, selbst nach Kalabrien kommen, sobald die gegenwärtig mehr als je dringenden Geschäfte des heiligen Gerichts es ihm gestatten. Er glaube bei dem Marchese alle diejenige Unterstützung zu finden, welche von der Rechtsgläubigkeit des Marchese zu erwarten sei, und verhoffe nicht, den Beistand des weltlichen Armes sonstwie zu benötigen.

Damit schloß das Schreiben. Bartolo legte es weg und sagte:

„Hab' ich es nicht gesagt, Herr Marchese? Sie kommen. Diesen fetten Bissen, den wir ihm in den Mund geschoben haben, zu verschlingen, besinnt sich der Kardinal von Alessandria nicht zweimal. Ich rate Euch, vermehrt in Eile Eure Söldner! Sie möchten zusammen mit denen des Herzogs von Montalto nicht genug sein, um Eure Rechtgläubigkeit zu erweisen, von der man sich das Beste verhofft. Die zarte Anspielung auf den weltlichen Arm des Vicekönigs von Neapel ist deutlich genug."

Der Marchese schwieg immer noch; dann entfuhr ihm ein nichts weniger als rechtgläubiger Fluch, und er sagte:

„Setze die Antwort auf, Bartolo! Schreibe, daß wir sehr entzückt seien über die Anerkennung unserer Rechtgläubigkeit, die wir dem Herrn Kardinal in allen Dingen zu beweisen hoffen, und laß einfließen, daß der Ueberführung unserer Gefangenen nach Cosenza nichts weiter im Wege

stehe, da der Herr Kardinal schwerlich bei uns in Foscaldo, sondern in Cosenza oder Montalto seine Wohnung nehmen werde. Wir wollen ihm die Mühe ersparen, zu uns herüber zu kommen. Im Uebrigen sorge, daß in den Gemeinden bekannt wird, was ihnen bevorsteht, und suche die Leute zur Klugheit zu ermahnen. Ist seine Eminenz erst einmal wieder abgereist, dann wird sich auch alles wieder ordnen lassen, was die römischen Herren in Unordnung gebracht haben. Ich wollte, sie wären schon wieder fort. Das Auftauchen eines roten Hutes hat für mich stets etwas Widerwärtiges."

„Vor allem, so er auf dem Haupt des Kardinals von Alessandria sitzt," fügte Bartolo hinzu.

„Wir haben einen dummen Streich gemacht, als wir die Waldenser verklagten," schloß Spinello seufzend.

„Darum gilt es jetzt, die Folgen desselben so unschädlich als möglich zu machen," fuhr Bartolo fort. „Was ich thun kann, wird geschehen. Ihr wißt, daß Ihr auf mich zählen könnt."

Der Marchese nickte und verließ das Zimmer. Bartolo entwarf die Antwort an den Generalvikar von Cosenza. Was er dabei dachte und halblaut dazu sprach, hütete er sich freilich sehr, auch zu schreiben.

V. Kapitel.

Es war wenige Wochen, nachdem Bartolo seinen Brief geschrieben hatte, da zogen an einem trüben, wolkenverhangenen Morgen zwei Dominikanermönche, begleitet von etlichen Söldnern des Marchese von Spinello unter dem

Befehl des Hauptmanns Baldi, durch das Thor von Guardia ein.

„Ihr wißt, was Ihr zu thun habt, Herr Hauptmann,“ sagte einer der Mönche, Bruder Michele, mit einem Blick auf das Thor.

Der Hauptmann befahl sofort, das Thor zu schließen, stellte vier Landsknechte davor und marschierte mit den übrigen weiter, um an dem anderen Thore der Stadt das gleiche zu thun. Die Mönche verfügten sich in die Kirche und befahlen im Namen des Großinquisitors, des Kardinals Ghislieri, die Glocken zu läuten. Dies geschah, sofort strömten die Einwohner der Stadt aus den Häusern heraus und versammelten sich auf dem Marktplatze, um zu erfahren, was das Geläute zu so ungewohnter Stunde zu bedeuten habe. Bald war der Platz von Männern und Frauen gefüllt und einer fragte den andern, was es wohl gebe. Als die Glocken verklungen waren, marschierte der Hauptmann mit seinen Landsknechten und den zwei Mönchen nach dem Marktplatze, bahnte sich einen Weg und machte in der Mitte des Platzes Halt. Beim Anblick der weißen Kutten erhob sich ein Gemurmel, und etliche Stimmen riefen:

„Wir wollen keine Mönche; gebt uns unseren Hirten wieder!“

Aber andere riefen dazwischen: „Laßt sie reden! hört, was sie uns zu sagen haben!“

Nun erklang Trommelschlag, es wurde stille. Jetzt stieg einer der Mönche auf einen aus dem nächsten Hause herbeigeschleppten Schemel und begann:

„Geliebte Brüder, wir sind hierher gesendet, um wichtiges mit euch zu reden. Denn was kann wichtiger sein,

als das Heil der Seelen, welches dem Hirten der Schafe in Rom, seiner Heiligkeit dem Papste Pius, seines Namens dem Vierten, mehr am Herzen liegt, als die Welt weiß. Wie er vernommen hat, ist das seelenverderbende Gift der neuen Lehre, die ein abtrünniger Augustinermönch in Deutschland verbreitet hat, auch bis zu euch gedrungen, und es sind einige, welche an diesem tödlichen Tranke genippt haben. Doch die heilige Mutterkirche trägt allezeit den Verhältnissen Rechnung. Wir wissen, daß bei euch durch Abstammung und langjährige Beziehung zu den Sekten, die weit von euch an der Grenze des kalvinistischen Landes wohnen, der wahren Erkenntnis ein Riegel vorgeschoben ist, wie denn auch gewissenlose Verführer alles gethan haben, um die Thore eures Herzens noch mehr zu verschließen gegen die heilbringenden Lehren der alleinseligmachenden Kirche."

„Wen meint Ihr damit?" rief die Stimme Pinettis. „Deutet Ihr hiemit auf unseren geliebten Hirten und Lehrer Pasquali, so schert Euch und geht dahin, woher Ihr gekommen seid!"

Der Mönch suchte mit den Augen den Sprecher und flüsterte während des Gemurmels, das sich auf Pinettis Worte hin erhob, seinem Genossen einige Worte zu. Dann fuhr er fort:

„Was diesen Pasquali betrifft, so wird sich das Maß seiner Schuld bei genauer Untersuchung ergeben. Darüber steht weder uns noch euch ein vorschnelles Urteil zu. Die Kirche in ihrer unendlichen Milde ist weit entfernt, was einige wenige gefehlt haben mögen, diejenigen büßen zu lassen, die sie höchstens als Verführte ansehen kann. Doch sie geht nicht einmal soweit. Wir wissen, daß ihr erst auf

dem Wege seid, der in den Abgrund führt, und wir sind gekommen, euch vor diesem verderblichen Wege zu warnen. Was ihr gefehlt haben möget, es geschah in Unwissenheit. Nun aber sind wir da, euch die Augen zu öffnen, und wir sagen euch im Namen des Oberhauptes der Christenheit: es giebt kein Heil außer der Kirche, und ihre Aufgabe ist es, die Lehre rein zu erhalten. Wer nun von euch nach den Vorschriften der heiligen Kirche leben will, der hat nichts zu fürchten, denn der Schoß der Liebe steht jedem Reuigen und Verführten offen. Sollte sich aber die schändliche Ketzerei bei euch schon zu tief eingefressen und euren Verstand schon allzusehr verdunkelt haben, so daß ihr auf freundliche Ermahnungen nichts gebet, dann" — er erhob seine Stimme zu lauteren Tönen — „dann allerdings steht ihr in Gefahr, Leben und Eigentum zu verlieren. Denn halsstarrigen Ketzern vermag die Kirche keine Gnade zu erzeigen."

Fra Michele hielt an und sah über die Versammlung hin.

„Steig' herab, Bruder Michele," flüsterte ihm der andere Dominikaner, Fra Giusto, zu. „Ueberlaß sie eine Weile dem Eindrucke deiner Worte, aber befreie sie von deinem Anblick. Es ist besser so. Nicht zu viel Salz, Bruder!"

Bruder Michele aber erhob noch einmal die Stimme und rief:

„Hört mich, Geliebte! Kurz ist die Frist, welche dem Menschen gegeben ist, und um das Heil seiner Seele zu erlangen, ist jeder Augenblick kostbar. Zu früher Stunde sind wir deshalb gekommen, heute morgen noch muß es sich

entscheiden, ob ihr treue Anhänger eurer Kirche seid. Sobald die Glocken wieder klingen, werden alle, die dem rechten katholischen Glauben anhangen, zur Kirche kommen und der Messe beiwohnen. Beratet, beschließt in dieser Stunde, und mit dem Segen, womit unser und euer Herr in Rom diejenigen segnet, die ihm angehören, wollen wir euch segnen und Gott preisend von dannen ziehen. Wir aber wollen bitten, daß der Herr eure Herzen erleuchte."

Bruder Michele stieg von seinem Schemel herunter, stellte sich neben den anderen Mönch, und beide begannen inbrünstig, leise flüsternd, zu beten.

Nun erhob sich ein allgemeines Gesumme unter den Versammelten. Besonders da, wo Pinetti stand, wurde eifrig Rats gepflogen. Es war der alte Zwiespalt in der Gemeinde: die einen, besonders diejenigen, welche auch bisher die römischen Ceremonien mitgemacht hatten, sprachen dafür, daß man den Mönchen nachgeben und sie so möglichst rasch wieder aus der Stadt entfernen solle. Anderen waren die Hindeutungen des Mönches auf die Strenge Roms schwer aufs Herz gefallen: sie fürchteten für Leib und Leben. Doch nur wenige wagten, dies offen zu sagen; sie suchten vielmehr nachzuweisen, daß ein einziger Besuch der Messe keine Verleugnung des Glaubens sei. Habe man noch vor einem Jahr ohne Schaden der Seele die katholischen Ceremonien mitmachen können, so könne man das auch jetzt. Dem widersprachen andere, besonders Pinetti. Er entgegnete:

„Jetzt ist es anders; habt ihr nicht mehr im Gedächtnis, was Pasquali gesagt hat?"

„Pasquali war allzustreng," lautete die Antwort. „Und wer weiß, ob er jetzt nicht anders raten würde! Es ist

unser aller Verderben, wenn wir widerspenstig sind. Geben wir aber jetzt nach, so werden wir nachher in Ruhe und Friede leben."

„So ist es," bestätigten andere. „Gott wird es uns nicht als Verleugnung anrechnen, denn nachher können wir ihm um so eifriger dienen."

So schwankten die Meinungen hin und her, zu einem Entschlusse wollte es nicht kommen.

„Wenn wir nur wüßten, was unsere Glaubensbrüder in den anderen Orten thun," sagte endlich Pinetti, „namentlich die von San Sisto. Meine Meinung ist: wir erbitten uns Bedenkzeit, und wenn die anderen zustimmen oder auch zur Messe gegangen sind — denn wer weiß, ob diese Mönche nicht von San Sisto herkommen? — so werden auch wir dem Verlangen nachgeben können. Wenn aber nicht, dann bleibt fest!"

Pinettis Vorschlag fand wenig Widerspruch. Wenn er, der angesehenste und klügste der Gemeinde, so redete, dann war's wohl recht. Er wurde beauftragt, den Mönchen die Meinung des Volkes kund zu geben und that es sogleich.

Ein verschmitztes Lächeln zog über das Gesicht des Bruders Giusto, als er von dem Beschluß der Guardianer hörte.

„Gott hat Weisheit in eure Herzen gegeben," sagte er; „nun will ich euch etwas künden, was Bruder Michele zu sagen unterließ, um die Freiheit eurer Entschließungen nicht zu beeinträchtigen. Laßt die Trommel rühren, Herr Hauptmann!" schloß er, sich an diesen wendend, und bestieg den Schemel. Die Menge horchte auf.

„Ihr habt," begann Fra Giusto mit süßer Stimme,

„vernünftig beratschlagt. Nur ist es nicht notwendig, daß ihr erst nach San Sisto sendet, um die Gemeinde daselbst zu fragen; denn wir kommen dorther, Freude in unserem Herzen, daß jene unseren Mahnungen baldiges Gehör schenkten. Unsere Worte haben daselbst großen und tiefen Eindruck gemacht, denn die paar kranken Greise und unmündigen Kinder, welche nicht zur Messe gekommen sind, haben genügende Entschuldigung in ihrem gebrechlichen Zustand."

„Was heißt das, Herr Pater?" fragte Pinetti, welchem die Geschraubtheit dieser Worte auffiel. „Welchen Eindruck haben Eure Worte in Sisto gemacht? Redet deutlicher!"

„Alle sind zum rechten Glauben zurückgekehrt, nicht aus Furcht vor weltlichen Strafen, sondern in Erkenntnis dessen, was ihnen not ist zum Heil ihrer Seelen."

„Hört ihr's?" riefen die Schwachen und Furchtsamen, „vernehmt ihr's? Sie haben ebenso gedacht, wie wir. Was sollen wir uns lange bedenken!"

Der Mönch fuhr fort:

„Und so wird sich die rühmliche Einigkeit eurer Gemeinden auch hier zeigen und ihr alle mit einander werdet in Frieden leben, wie bisher. In einer halben Stunde werden die Glocken klingen. Geht nun nach Hause und zieht Feiergewänder an, denn heute ist ein großer Festtag, an dem viele verirrte Schäflein zum rechten Stalle zurückkehren. Gehet hin, der Herr sei mit euch!"

Der Pater stieg herab und verschwand rasch mit seinen Genossen auf dem Wege zu der Kirche. Langsam verliefen sich die Leute. Vielen von ihnen war es freilich nicht ganz wohl bei der Sache; doch sie trösteten sich mit dem Beispiele

ihrer Glaubensgenossen in Sisto, von denen sie wußten, daß es ihnen kürzlich zum erstenmal gestattet worden war, den in Cosenza gefangenen Pasquali zu besuchen. In einer Stunde hofften sie, die Mönche los zu sein, und wer weiß, dachten viele, ob nicht diese Nachgiebigkeit ihrerseits ihrem gefangenen Hirten zu gut komme!

Die halbe Stunde verging, die Glocken erklangen, die Häuser begannen sich zu entleeren. Nur die Kranken blieben zurück, unter diesen Frau Pinetti, die schon seit Wochen zu Bett lag. Als Pinetti das Haus verlassen wollte, rief er nach Cristina und Paolo. Da kam Paolo gesprungen und sagte:

„Vater, Cristina will nicht mitgehen. Und ich will auch zu Hause bleiben bei der Mutter.“

„Was verstehst du von diesen Dingen?“ antwortete Pinetti. „Will Cristina klüger sein, als wir alle? Wo ist sie?“

„Sie sitzt in der Kammer und liest.“

„So will ich sie selbst holen,“ sagte Pinetti und ging in die Kammer hinein. Da saß Cristina über das Neue Testament gebeugt.

„Willst du nicht zur Messe gehen?“ fragte Pinetti.

„Ich suche in der Schrift, um einen Ausweg zu finden, aber ich komme nicht über das hinweg, was hier steht, Vater.“

Sie zeigte mit dem Finger auf eine Stelle und las: „Jeder, der mich bekannt hat vor den Menschen, den will ich dafür bekennen vor meinem Vater im Himmel; aber wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich verleugnen vor meinem Vater im Himmel. Das waren auch Pasqualis

Worte," fuhr sie fort, „und weißt du, Vater, welch' anderes Wort unseres Lehrers mir einfiel, als ich das glatte Lächeln Fra Giustos sah und die süßen Worte desselben hörte? Rom lügt, lautete eines der letzten Worte Pasqualis, ehe sie ihn uns entrissen haben."

Pinetti wurde stutzig und entgegnete:

„Ich fürchte, Cristina, es ist nicht recht, was wir thun, und den Mönchen traue ich nur halb. Warum hatten sie es gar so eilig? Aber nun ist's zu spät. Und ich am wenigsten kann wegbleiben, da ich meine Zustimmung gab, und viele auf mein Wort hören."

„So eile und suche sie zu bereden, daß sie nicht zur Messe gehen. O, wenn Pasquali noch frei wäre!"

„Es ist zu spät," sagte Pinetti. „Schon ist alles in die Kirche geströmt, und horch, da verklingt der letzte Glockenton. Du bleibst also zu Hause?"

„Ja, Vater, und den Paolo laß mir auch da."

„Es sei!" sagte Pinetti. „Du hast vielleicht allein von uns allen den rechten Weg betreten. Mir aber ist's, als ob dieser unser Weg zur Messe unser Unglück wäre."

Pinetti ging. Als er auf die Straße hinaustrat, sah er eben den Hauptmann mit etlichen Landsknechten die Straße heraufkommen. Dieser war beauftragt, in den Häusern nachzusehen, ob alle in der Kirche seien.

Die Sonne war durch die Wolken gebrochen, still war's im ganzen Städtchen: die Einwohner Guardias waren alle in der Kirche, wo Fra Giusto Gott inbrünstig dankte, daß so viele verirrte Schafe sich von dem verderblichen Weg auf den rechten des Lebens gewendet haben.

An demselben Morgen, als dieses zu Guardia vorging,

ritt Pietro auf seinem Maultier von Sisto nach Guardia. Er trieb sein Tier zur raschesten Gangart, bald durch Schmeichelworte, bald durch Stöße. Aber auf den aufgeweichten Wegen wollte es nicht so schnell vorwärts gehen, als Pietro zu wünschen schien, sodaß er endlich in den Ruf ausbrach:

„Verwünschte Schnecke, auf der ich sitze! Ich werde dich heimjagen und zu Fuß gehen; so komme ich weiter. Eh, eh, mein Tierchen, lauf! Es eilt. Dein Herr hat eine wichtige Botschaft.“

Das Maultier setzte sich in Trab, eine Weile ging es ziemlich rasch, dann aber fing es wieder an, langsam zu gehen. Als Pietro eben durch die Schlucht hinritt, sah er Andrea, der, sorglos ein Lied pfeifend, ihm entgegenkam. Er hatte ihn seit jenem Sommerabend nicht wieder gesehen; beide schienen sich absichtlich gemieden zu haben. Pietro wollte dem Versprechen, das er Cristina gegeben, treu bleiben; er wußte aber auch, daß die geringste Kleinigkeit die in ihm glimmende Glut der Rache zu heller Flamme entfachen konnte. Deshalb hielt er es für das beste, Andrea nie zu sehen; jetzt bei seinem Anblick, dazu in der einsamen Schlucht, hatte er alle guten Vorsätze vergessen, auch die Botschaft, welche ihn so schnell als möglich nach Guardia eilen hieß.

Er rief laut: „Andrea, nun hüte dich! Du hast mich feig in den Rücken gestoßen, nun steh' mir!“ sprang von seinem Maultier herab und im nächsten Augenblick hatten sich die beiden Gegner umfaßt und rangen mit einander. Wehe dem, der unterlag! Ihn traf unfehlbar das Messer des anderen. Das wußten beide, darum strengten sie alle Kräfte an. Doch da sie sich an Stärke ungefähr gleich waren, so konnte

keiner den anderen unter sich bringen; aber auch keiner ließ den anderen los, denn wer auch nur etliche Sekunden vor dem anderen das Messer herausziehen konnte, war Sieger. Ihr Atem ging keuchend, ihre Gesichter waren gerötet, manchmal stieß einer ein Drohwort aus, dann war's wieder still. Endlich, nach langem vergeblichen Ringen, hatte Pietro seinen Gegner von sich geschleudert, im nächsten Augenblick blitzte sein Messer in der Hand, aber schon hatte auch Andrea das seinige herausgerissen. Drohend standen sie einander gegenüber. Da trug der Morgenwind den Klang der Glocken von Guardia herüber; mit einemmale besann sich Pietro, was ihn nach Guardia trieb, und eilte davon. Doch hörte er noch, wie Andrea ihm höhnisch nachrief:

„Er fürchtet sich vor meinem Messer! Feiger Hund!"

Pietro stand still und hatte schon eine Wendung gemacht, um zu Andrea zurückzukehren, da trug der Wind ihm abermals, und diesmal noch stärker als vorher, das Geläute der Glocken zu.

„Fort, fort, sonst wird es zu spät!" murmelte er und eilte, sein Maultier zurücklassend, so schnell er konnte nach Guardia. Als er dort am Thore ankam, erklangen eben die Glocken, welche die Leute zur Messe riefen. Pietro verlangte Einlaß, aber er wurde abgewiesen; keuchend eilte er die Stadtmauer entlang und versuchte es an einem anderen Thor, aber er fand auch dieses verschlossen.

„Ich muß in die Stadt, ich habe mein Wort gegeben," murmelte er und versuchte die Mauern zu übersteigen. Endlich fand er eine Stelle, wo die Steine teilweise abgebröckelt waren, kletterte hinauf soweit es ging, nahm dann sein Messer und versuchte, dasselbe so hoch als möglich in eine Mauerritze zu drängen,

Es gelang ihm, er hatte einen Halt, bald war er oben und sprang in die wie ausgestorben liegende Stadt hinein. Rasch eilte er nach Pinettis Wohnhaus und klopfte an die verschlossene Thür. Cristinas Stimme ertönte, und als Pietro seinen Namen nannte, öffnete sich die Thüre.

„Mein Gott, wie siehst du aus, Pietro?“ rief Cristina. „Und was giebt's, was willst du hier?“

„Wo ist dein Vater? Ich habe eine wichtige Botschaft an ihn.“

„In der Kirche bei der Messe,“ antwortete Cristina, „und alle andern mit ihm.“

„So bin ich zu spät gekommen! Der verruchte Andrea! Sieh, Cristina, ich wollte ja nach den Geboten eures heiligen Buches thun, wiewohl das mit dem rechten Backen und dem Darbieten des anderen mir nicht verständlich ist; aber wie ich den Andrea sah, da war's weg, alles was ich mir vorgenommen hatte, und so bin ich zu spät gekommen, euch vor den Mönchen zu warnen und die Botschaft derer von Sisto auszurichten.“

„Welche Botschaft?“ rief Cristina. „Sprich! Vielleicht ist's doch noch nicht zu spät. Haben unsere Glaubensbrüder wirklich ihren Glauben verleugnet?“

„Nicht einer, und das ist's eben, was ich euch ausrichten sollte.“

„Du sprichst die Wahrheit, Pietro?“ fragte Cristina mit fliegendem Atem.

„So wahr mir Gott helfe. Gestern abend spät kamen alle an meinem Gehöft vorbei, in die Berge fliehend, Männer, Weiber und Kinder. Die Mönche hatten ihnen eine schöne Rede gehalten, wobei es aber auch nicht an deut-

lichen Drohungen fehlte, für den Fall, daß sie nicht zur Messe kommen. Als nun die Glocken klangen, kam kein einziger, und wie die Mönche mit ihren Drohungen Ernst machen wollten, fanden sie nur noch etliche Greise, ein paar Kranke und etliche unmündige Kinder; alle andern hatten die Stadt verlassen. So erzählten mir einige Bekannte und baten mich, da keiner von ihnen es wagen dürfe, zurückzukehren, euch diese Botschaft zu bringen, damit ihr gewarnt seid. Und nun ist es zu spät. Und daran ist der Andrea schuldig —"

„Und du selbst, Pietro, weil du dich hast rächen wollen," sagte Cristina. „O, wärest du eine halbe Stunde früher gekommen! Doch es ist vielleicht noch nicht zu spät," schloß sie, ließ Pietro stehen und eilte zum Hause hinaus.

In der Kirche lag eben alles betend auf den Knieen, da ertönte plötzlich von der Thür her Cristinas Stimme:

„Steht auf, kniet nicht vor den Götzen! Denkt an Pasqualis Wort: Wer Rom traut, wird betrogen und verraten."

Wie ein Blitz schlugen diese Worte in die Versammlung ein; die Mönche am Altare zuckten zusammen, aber schnell gefaßt rief Fra Michele:

„Sacrilegium! Schafft das Weibsbild hinaus! Ihr Verstand ist verdunkelt."

Aber schon hatte Pinetti, welcher in der Nähe der Thüre kniete, von Cristina vernommen, wie sie von den Mönchen belogen worden waren; er trat einige Schritte in die Kirche vor und sprach mit lauter Stimme:

„Hört mich, Freunde und Glaubensgenossen, und hört ihr es, ihr Abgesandten des Papstes: unsere Glaubens-

genossen zu San Sisto haben ihren Glauben nicht verleugnet, wie wir in dieser bejammernswerten Stunde. Nicht einer ist zur Messe gekommen, sie haben ihre Stadt, ihr Hab und Gut verlassen und sind in die Wälder geflüchtet. Wir wurden schmählich belogen und elend betrogen von diesen römischen Lügnern."

Er deutete auf die beiden Mönche, die mit finsteren Gesichtern am Altare standen.

Nun brauste Zorn über die römische Lüge, Aerger wegen ihrer Furchtsamkeit, Scham wegen der Verleugnung ihres Glaubens in den Gemütern aller Versammelten auf und eine Stimme erklang:

„Schlagt die römischen Lügner an dem Altare tot, den sie durch ihre Heuchelei befleckt haben."

Nachdem Pinetti solche Worte vernommen, befürchtete er von der erregten Menge das Schlimmste und rief:

„Keine Gewaltthätigkeiten hier an geweihtem Orte! Ueberlaßt diese da ihrem Gewissen, wenn sie eines haben, und kommt auf den Markt! Dort wollen wir beraten, was zu thun ist."

„Pinetti hat recht," rief einer der Aeltesten, „kommt, kommt! Der Boden brennt mir unter den Füßen, wo wir unseren Glauben verleugnet haben."

Die Menge drängte zur Thüre, und wenige Augenblicke nachher waren die Mönche ebenso allein in der Kirche wie zu San Sisto.

„Nun gilt's, uns davon zu machen," sagte Fra Giusto; „ich fürchte, der Hauptmann vermag uns nicht vor der wütenden Menge zu schützen."

„Du hast recht, Bruder," sagte Fra Michele; „unsere Arbeit ist gethan; für das weitere wird der Arm weltlicher Obrigkeit sorgen."

VI. Kapitel.

„Nachrichten vom Silawalde?" mit diesen Worten trat der Marchese Spinello in das Schreibzimmer, wo Bartolo über Briefschaften gebeugt saß.

„Neue nicht," antwortete Bartolo. „Vielleicht wenn wir in das leerstehende Guardia hinüber reiten, so erfahren wir von den paar Greisen, die noch dort sind, mehr, als wir hier wissen. Wenn nur der Hauptmann Baldi keine Dummheiten macht! Es ist ein Eiferer und daneben ein tapferer Soldat —"

„Darum ist auch unserem Hauptmann die Führung der zwei Fähnlein übertragen worden, welche unsere getreuen Unterthanen aus den Schluchten des Silawaldes in die gesegneten Gefilde von Guardia zurückholen sollen."

„Ein Fähnlein der unsrigen für die von Guardia," sagte Bartolo mit Spott, „ein Fähnlein des Herzogs von Montalto für die von San Sisto — wenn es bei der Rückführung der Waldenser nur kein Untereinander giebt! Ihr könntet sonst fremde Unterthanen bekommen, Herr Marchese."

„Du glaubst, daß sie nicht Vernunft annehmen werden, Bartolo?" fragte Spinello.

„Die Vernunft ist nach den Lehren unserer Kirche bei den Ketzern so verdunkelt, daß sie etwas annehmen müßten, was sie gar nicht besitzen," wendete Bartolo lächelnd ein. „Wenn Ihr aber wissen wollt, was ich glaube, so ist es

das: Ihr werdet Eurem Fähnlein noch zwei oder fünf nachsenden müssen, wenn es jetzt nicht gelingt, die Leute mit Güte zurückzuführen. Werden sie aber zur Verzweiflung getrieben, dann werden Eure Unterthanen sich für ihren Glauben wehren bis zum letzten Mann, nein, bis zum letzten Kinde — so sind nun einmal die Ketzer; unsereiner läßt seinen Glauben billiger ab."

„Deshalb soll unser Hauptmann jedes blutige Zusammentreffen vermeiden. So lauten meine Befehle."

„Aber die, welche der Kardinal von Alessandria ihm gegeben hat, kennt Ihr nicht."

„Hölle und Teufel!" fuhr jetzt der Marchese auf. „Bin ich nicht Herr hier?"

„Das seid Ihr längst nicht mehr," sagte Bartolo kalt. „Ihr habt Euch eurer Herrschaft begeben an dem Tage, da Ihr den Inquisitoren die Ketzerei Eurer Unterthanen anzeigtet."

„Erinnere mich nicht immer wieder an eine Dummheit, Bartolo," sagte Spinello. „Nun ist's einmal geschehen, und wir müssen sehen, wie wir die Sache wieder gut machen. Du meinst also, Baldi handle nicht nach unsern Befehlen?"

„Er ist ein Eiferer für die Rechtgläubigkeit, wie alle, die viele Sünden auf dem Gewissen haben, und dazu ein tapferer Soldat — ich sagte es ja vorhin schon," erwiderte Bartolo.

„Aber er ist unserem Hause treu ergeben," entgegnete Spinello. „Setze einen Brief an ihn auf und sende ihn sofort durch einen Boten, der die kürzesten Gebirgswege kennt, an ihn. Du sagst darin, daß er alles daran setzen

soll, die Waldenser in Güte zu uns zurückzuführen; er soll drohen mit einem Angriff, aber nie zu einem solchen schreiten, es sei denn, daß er selbst angegriffen würde. Nur dadurch erhalte er sich in unserer Gunst, und so weiter, und so weiter. Ich reise in den nächsten Tagen nach Tarsia —"

„Euer Schloß daselbst ist fester, als das hier zu Foscaldo," sagte Bartolo.

„Es ist jedenfalls weiter weg von dem Schauplatz dieser Dinge," erwiderte der Marchese. „Ich will nicht mehr zurückkommen, bis wieder Ruhe hier eingekehrt ist. Alle Glaubensstreitigkeiten sind mir zuwider."

„Ich fürchte, Ihr werdet lange auf dem Felsenschloß zu Tarsia sitzen müssen —"

„Ich hoffe vor Beginn der heißen Zeit zurückzukehren," entgegnete Spinello, „jedenfalls ehe die Sümpfe von Tarsia die Malaria aushauchen."

„Wenn Ihr euch nur nicht täuschet. Wo die Inquisition sich einmal eingenistet hat, da geht sie nicht mehr sobald weg. Den Gefangenen in Cosenza spielen sie übel mit, wie ich höre. Stephano Negri, einer der Begleiter Pasqualis, ist bereits im Gefängnisse gestorben. Man streitet darüber, ob infolge der Folter oder am Hunger. Dies sei dahingestellt; jedenfalls ist es immer besser, solches geschieht in Cosenza als hier unter Eurer Hoheit. Doch es ist ein hartes Los, zumal da diese „Sendlinge des Satans" nichts weiter sind, als einfältige Schwärmer, denen genug geschehen wäre, wenn man sie einfach über die Grenze gejagt hätte."

„Dazu ist's jetzt zu spät," sagte der Marchese, „doch

ich hoffe immer noch auf einen guten Ausgang. Was wir dazu thun können, Bartolo, muß gethan werden, unbeschadet natürlich des Ansehens, das wir vermöge unserer Rechtgläubigkeit bei dem heiligen Gerichte genießen. Nun rasch den Brief!"

Bartolo schrieb den Brief mit fliegender Feder, Spinello las ihn, unterschrieb und siegelte eigenhändig und gab ihn Bartolo zur sofortigen Abfertigung. Von der Dienerschaft des Schlosses war aber keiner der Wege des Silawaldes kundig, und doch hatte Bartolo den Auftrag, den Brief sofort abzusenden. Auf sein Befragen nannten ihm die Diener mehrere Leute, welche zu diesem Dienste fähig und willig wären, unter anderen auch Andrea. Bartolo ließ ihn sofort holen und versprach ihm eine reiche Belohnung. Andrea wehrte ab und sagte:

„Ich sehe es als einen der Kirche geleisteten Dienst an, diesen Brief zu überbringen."

„Du wirst allerdings der Kirche und deinem Herrn einen großen Dienst leisten, wenn du den Brief sicher an seine Bestimmung bringst," sagte Bartolo; „nur mache dich sogleich auf den Weg."

Wenige Minuten nachher eilte Andrea aus dem Schlosse, dem Silawalde zu.

Während Andrea zu dem Hauptmann Baldi unterwegs war, lagerte dieser mit seinem Fähnlein etwa eine Stunde nordöstlich von Cosenza, mitten im Silawalde. Er hatte sein Lager auf einer sanft abfallenden Waldwiese aufgeschlagen, die rings von dichtstehenden Steineichen und Buchen umgeben war. Auf diese Wiese sprang ein Bergrücken vor,

mit steilen, tannenbewachsenen Wänden; oben auf der ziemlich geräumigen Ebene bot er Platz für zahlreiche Menschen. Dort lagerten die Waldenser von San Sisto und Guardia, vollkommen sicher gegen den Feind, welcher höchstens von einer Seite her dem Bergrücken sich nähern konnte, der durch tiefe Schluchten von dem übrigen Gebirge getrennt war. Und auch auf dieser einen Seite war es nur ein schmales Rinnsal, durch welches die Feinde hinaufklettern mochten, hoch über dem Lagerplatz der Waldenser. Und dazu war es so versteckt im Walde, daß die Waldenser es nicht einmal für nötig hielten, dort Wachtposten aufzustellen, zumal da die an den Bergen träufelnden Wasser die Rinnsale fast unzugänglich machten. In den letzten Tagen war freilich schon manches Rinnsal vertrocknet, denn der Frühling war mit seiner ganzen Schönheit ins Land gezogen. In wolkenloser Pracht spannte sich der tiefblaue Himmel Kalabriens über dem dunkeln Grün und den leuchtenden Felszacken des Silawaldes, und die waldensischen Wächter auf der jetzt noch leicht mit Schnee bedeckten Felsenspitze, welche über dem Lagerplatze der Waldenser sich erhob, sahen bei klarer Luft die Sonne aus den hellblau glänzenden Fluten des jonischen Meeres emporsteigen und im purpurrot gefärbten tyrrhenischen Meere versinken.

Eben war die Sonne wieder über die Bergkuppen emporgestiegen und goß ihre Strahlen über das Lager der Waldenser aus, während auf der Waldwiese noch tiefer Schatten lagerte, da schlug drunten die Trommel Lärmen. Das war für die Waldenser stets ebenfalls das Zeichen zum Erwachen: es wurde lebendig im Lager, das aus Reisighütten bestand; Männer, Frauen und Kinder eilten nach

der Mitte des Platzes und hielten ihren Morgengottesdienst, den einer der Aeltesten von Guardia oder San Sisto leitete. Ehe heute der Gottesdienst vorüber war, klangen Trompetenstöße herauf, die sich in gewissen Zwischenräumen wiederholten; doch wurde der Gottesdienst zu Ende gebracht. Dann aber eilten die Männer auf den äußersten Vorsprung des Bergrückens, von dem aus man einen Teil des feindlichen Lagers übersah. Sie bemerkten sofort eine Fahne mit grünen Zweigen, die geschwenkt wurde, und jetzt schoß einer der Armbrustschützen einen Pfeil ab, welcher nicht weit unter dem Felsen niederfiel. Sofort kletterte einer der Waldenser hinunter, suchte das Geschoß und brachte es zurück. Es war mit einem Streifen Papier umwickelt, auf welchem stand, daß der Hauptmann Baldi mit den Waldensern zu unterhandeln wünsche, und daß zu diesem Zwecke einige der angesehensten Männer herabkommen mögen, denen freies Geleite zugesichert sei.

Sofort wurde der Inhalt des Briefes den rasch versammelten Männern mitgeteilt, und alle waren der Ansicht, man solle unterhandeln. Auch die Aeltesten billigten den Vorschlag, und man beriet über die Bedingungen, unter welchen überhaupt verhandelt werden könne. Nach langem Beraten wurde man endlich darin einig, daß man als äußerstes verlangen solle: freien Abzug nach Guardia und San Sisto, und dann die Erlaubnis, in ein anderes Land zu ziehen, sofern man ihnen in Kalabrien nicht gestatte, ihres Glaubens zu leben. Sie wollten sich überdem verpflichten, nichts mitzunehmen, als was sie notwendig zu ihrer Reise brauchen.

Als dies beschlossen war, erhob sich die Frage, wen

man hinabsenden solle. Aller Augen richteten sich sofort auf Pinetti. Dieser aber sagte:

„Freunde, ich brenne vor Verlangen, die Schmach der Verleugnung, die ich durch den Besuch der Messe auf mich geladen habe, zu sühnen. Aber so will ich sie nicht sühnen. Wir haben einmal das Wort unseres Hirten vergessen: „Rom lügt," und was die Folge davon war, wißt ihr. Ich traue dem sicheren Geleite nicht, sondern vermute nur eine List. Zuerst haben sie uns unseren Hirten genommen, und so fielen wir in Abgötterei; jetzt wollen sie euch eure Aeltesten nehmen, und denken dann mit euch um so eher fertig zu werden. Ich gehe nicht hinab. Haben sie uns den Brief mit Pfeilen heraufgeschossen, so ist's um so leichter, ihnen ebenso die Antwort hinabzuschießen. Wir werden dann sehen, was folgt."

So sprach Pinetti. Ein Teil der immer noch nicht gewitzigten Waldenser widersprach, aber Pinettis Ansehen war doch so groß, daß nun keiner als Gesandter gehen wollte. So wurde denn die Antwort schriftlich aufgesetzt und um einen Pfeil gewunden. Die Waldenser traten wieder auf den Felsvorsprung, einige, die mit Büchsen versehen waren, schossen, um denen drunten ein Zeichen zu geben, und der Pfeil flog hinab.

Die Antwort kam kurz vor Mittag und lautete: auf irgend welche Bedingungen könne sich die Kirche, in deren Namen die Soldaten hier stehen, nicht einlassen, man verlange bedingungslose Ergebung. Pinetti gab sofort die vollkommen zutreffende Erklärung für diesen plötzlichen Umschlag bei dem anscheinend friedlich gesinnten Hauptmann: man habe wirklich nur die Aeltesten hinablocken wollen, und

jetzt, da das nicht gelungen sei, wolle man von Unterhandlungen überhaupt nichts mehr wissen. Die Waldenser stimmten dem bei, und sofort wurde in derselben Weise wie am Morgen die Antwort hinabgesandt: von den angegebenen Bedingungen gehe man unter keinen Umständen ab. Man habe keinen Grund, sich zu ergeben, da man durch die Lage des Berges hinreichend geschützt sei. Zuletzt baten die Waldenser den Hauptmann, keinen Angriff zu machen, da sie sich sonst zu verteidigen genötigt seien; sie wollen aber jedes Blutvergießen vermeiden.

Von dem, was auf diese Antwort in dem Lager drunten erfolgte, erfuhren die Waldenser nichts. Als der Hauptmann den Brief erhielt, wurde er zornig, da seine List nicht gelungen war, und versammelte sofort die Offiziere in seinem Zelte, um Kriegsrat zu halten. Aber es war nicht viel zu raten, da die Stellung der Waldenser eine fast uneinnehmbare war, und von einem Aushungern derselben konnte auch keine Rede sein. Dazu hätte es eines viel engeren geschlossenen Kreises bedurft, der mit den zwei Fähnlein nicht gebildet werden konnte, und der Silawald war reich an allerlei Wild. Ueberdies hatte Baldi von Cosenza aus den Befehl, mit den Ketzern so rasch als möglich fertig zu machen.

Während sie berieten, trat ein Landsknecht ein und meldete, daß ein Bote mit dringender Botschaft da sei.

„Von Cosenza?“ fragte Baldi rasch.

„Nein, von Foscaldo,“ war die Antwort.

„Führ’ ihn herein!“ befahl Baldi, und Andrea erschien und übergab den Brief. Als er nicht sogleich wieder ging, rief der Hauptmann:

„Du kannst gehen. Die Bescheinigung des Empfangs wirst du nachher bekommen; den Botenlohn wird man dir zu Foscaldo auszahlen.“

„Herr, ich hätte etwas wichtiges zu sagen,“ entgegnete Andrea. „Es könnte Euch von großem Nutzen sein.“

„Wir sind begierig, dich zu hören,“ sagte Baldi. „Aber ohne viele Umschweife! Betrifft es die Waldenser?“

„Eben diese,“ sagte Andrea. „Ich habe mich auf dem Wege zu Euch verirrt und kam höher hinauf, als Ihr hier lagert. Plötzlich befand ich mich über dem Lager der Waldenser, von wo aus ein Angriff aufs beste gemacht werden kann. Ich suchte den Weg zu Euch herab und fand ihn durch eine enge Schlucht, welche die Waldenser vielleicht selbst nicht kennen. Führt Ihr in der Stille der Nacht Eure Soldaten hinauf, so sind am andern Morgen die Waldenser in Euren Händen.“

„Du hast wichtiges gemeldet,“ sagte der Hauptmann. „Geh einstweilen und warte meine weiteren Befehle ab. Ist es, wie du sagst, so werde ich deinen Eifer bei dem Herrn Generalinquisitor zu rühmen wissen.“

Andrea ging. Im Hinausgehen murmelte er:

„Ob ich den Pietro bei den Waldensern finde? In seinem Gehöfte ist er nicht, in Foscaldo auch nicht — er wird der Cristina nachgelaufen sein. Ich will sie ihm entreißen oder er soll mit ihr zu Grunde gehen.“

Im Zelte drinnen öffnete Baldi den Brief seines Herrn und legte ihn nachlässig beiseite. Die Nachricht Andreas schien ihm viel wichtiger, und es wurde ihm leicht, die Zustimmung der Offiziere zu dem Vorschlage zu gewinnen, den Andrea gemacht hatte. So wurde beschlossen, den Waldensern

weiter keine Antwort zu geben, sondern sogleich in der folgenden Nacht sich von Andrea hinaufführen zu lassen und die Waldenser zu überfallen. Nur soweit kam Baldi den Befehlen seines Herrn nach, daß er sagte:

„Meidet unnützes Blutvergießen und nehmt alle gefangen, damit wir die ganze ketzerische Bande in Cosenza abliefern.“

„Aber sie werden sich wehren,“ warf einer der Offiziere ein.

„Nun, dann wißt ihr, was tapfere Soldaten zu thun haben,“ sagte Baldi und entließ die Offiziere mit dem Befehl, alles für die Nacht zu richten, dabei aber jedes Aufsehen zu vermeiden, damit die Waldenser nicht gewarnt würden. Die Offiziere kamen diesen Weisungen nach, und die ganze Nacht über sahen die waldensischen Wachen die Feuer im feindlichen Lager lodern.

Das Lärmenschlagen war wie gewöhnlich, so auch diesen Morgen für die Waldenser das Zeichen zum Erwachen. Aber wie war ihnen, als diesmal die Trommel nicht unten erklang, sondern von oben herab! Und ehe sie nur wußten, wie sich die Sache erklären, sahen sie schon die feindlichen Lanzen im Walde über sich blitzen, und einer der oben aufgestellten Wachposten stürzte in das Lager und rief:

„Alles verloren! Die Landsknechte sind über uns. Ein Verräter muß ihnen den Weg gezeigt haben.“

Unbeschreiblich war nun die Aufregung im Lager, doch einige behielten den Kopf oben. Unter diesen war Pinetti. Er rief Cristina zu sich und sagte leise:

„Rasch, Cristina, rufe die Weiber und Kinder zusammen. Ich hoffe, ein Weg ist noch frei —“ er beschrieb

ihn mit fliegenden Worten und fuhr fort: „du führst sie ins Gebirge hinein, soweit ihr kommt, bis ihr alle ermüdet seid. Wir müssen jetzt zu den Waffen greifen. Wer übrig bleibt von uns, folgt euch. Wie viele das sind, weiß Gott. Aber mache den Weibern keine unnötige Angst! Nun raschen Abschied! Gott mit dir, Cristina! Paolo, werde ein tüchtiger Kämpfer wider Rom! Entrinnt ihr den Verfolgern, so bleibt nicht in Kalabrien, sondern sucht unsere heimatlichen Thäler auf, wo ihr ungestört eures Glaubens leben könnt."

Weinend hingen Cristina und Paolo am Halse ihres Vaters, aber Pinetti löste ihre Arme los, denn schon klang das Rasseln der Trommeln und der schrille Ton der Querpfeifen näher.

„Es ist höchste Zeit!" rief er und schob beide aus der Hütte hinaus; dann ergriff er ein rostiges, altes Schwert und eilte ihnen nach.

Ueberall im ganzen Lager wiederholte sich dieses herzzerreißende Abschiednehmen; aber noch war keine Viertelstunde vergangen, da war der Zug der Weiber und Kinder im tiefen Walde verschwunden.

Fast in demselben Augenblicke stürzten sich die wohlbewaffneten Landsknechte auf die Waldenser, und ein gewaltiges Ringen erhob sich. Als die Sonne im Mittag stand, neigte sich das Gefecht zu Ungunsten der Waldenser, so tapfer sie sich verteidigten. Da rief Pinetti:

„Haut euch durch, wenn es möglich ist, und eilt den Frauen nach. Der Tag ist verloren. Wir dürfen unsere Weiber und Kinder nicht allein lassen."

Diese Worte entflammten den Mut der Waldenser aufs

neue. Mit Aufbietung ihrer letzten Kraft griffen sie an, voraus Pinetti mit geschwungenem Schwerte. Da traf ihn ein Lanzenstich, so daß er zu Boden sank; ein wütender Verzweiflungskampf erhob sich, über seine Leiche weg stürmten die andern. Noch mancher sank zum Tod verwundet, doch den meisten Waldensern gelang es, sich durchzuschlagen und den Verfolgern auf unbekannten Waldwegen zu entrinnen. Unverrichteter Sache kehrten diese am Abend auf das Schlachtfeld zurück, um dem Hauptmann Baldi zu melden, daß die Waldenser in das Gebirge hinein entronnen seien. Darüber war Baldi sehr ungehalten.

„Was haben wir nun?" herrschte er sie an. „Da liegen doppelt so viel der Unseren, wie von Waldensern. Das ist die ganze Frucht des heutigen Tages. Wenig genug, fürwahr! Die Unseren begrabt ihr morgen, dann marschieren wir nach Cosenza. Die Leichname der Ketzer aber lassen wir den Tieren zum Fraß."

VII. Kapitel.

„Bluthunde feil! kauft Bluthunde!" so rief auf dem Markte von Foscaldo ein Mann, der eine Koppel starker, kurzhaariger Hunde am Seile hatte. „Vortrefflich abgerichtet zur Ketzerjagd," fuhr er fort. „He da, Nerone, ruhig! Schaut, wie er beim bloßen Wort Ketzer ungebärdig wird und in die Luft schnuppert."

Rohes Gelächter des auf dem Markte versammelten Volkes belohnte diesen Witz. Allerlei Gesindel war hier zu sehen, viele bewaffnet, darunter eine Menge echter Galgen- und Banditengesichter. Sie waren hier zusammen gekommen, um ihre guten Dienste zur Verfolgung der Waldenser an-

zubieten, und warteten nur noch auf einen Hauptmann, um sich dann mit dem in den übrigen Städten zusammengeströmten Gesindel zu vereinigen und den Vertilgungskrieg wider die Ketzer zu beginnen.

„Bluthunde feil! kauft Bluthunde!“ klang es abermals.

Da trat Pietro auf den Mann zu, deutete auf den größten und stärksten der Hunde, den der Mann Nerone gerufen hatte, und fragte, was er koste. Der Verkäufer nannte den Preis und fügte dann hinzu:

„Seid Ihr aber auch rechtgläubig? Ich sage Euch, nehmt Euch vor diesem Tiere in acht. Es wird Euch treu sein, wie nur ein Hund treu ist, so lange Ihr der heiligen Kirche treu seid. Bei der ersten ketzerischen Regung in Eurem Herzen aber zerfleischt es Euch.“

Wieherndes Gelächter der Menge begleitete diese Worte, Pietro antwortete kurz:

„Ich werde vor seinen Zähnen sicher sein. Löst ihn von der Koppel! Da ist das Geld! Nerone, komm!“

Er fuhr dem Hunde ein paar mal langsam über den Kopf und den Rücken und sah ihm fest in die Augen. Nerone duckte sich und schmiegte sich an seinen neuen Herrn.

„Gut so, Nerone!“ sagte Pietro.

„Ihr seid rechtgläubig, bei dem heiligen Johannes, Ihr seid's,“ sagte der Verkäufer, und man wußte nicht, war es ihm diesmal ernst oder nicht. „So hat diese wütende Bestie sich noch nie an einen Menschen geschmiegt.“

Pietro antwortete nichts weiter, sondern verschwand in der Menge. Der Hundeverkäufer aber hatte in der Viertelstunde alle seine Tiere abgesetzt.

„Gnade Gott den Waldensern, wenn sie mit diesen

Hunden gejagt werden!“ sagte Pietro für sich. „Daher, Nerone! Dich will ich anders ziehen.“

Er schritt eilig auf dem Wege nach Guardia hin. Als er in der fast leeren, nur von etlichen Landsknechten bewachten Stadt angekommen war, trat da und dort ein altes Mütterlein oder ein Greis aus dem Hause und fragte ihn, ob er nichts von den Waldensern im Gebirge wisse. Pietro antwortete, daß sie, so viel er wisse, sich gut befestigt haben, und daß es den Soldaten schwer fallen werde, auch nur die Schlupfwinkel auszuspüren, wo sie verborgen seien. Das war freilich ein magerer Trost, aber es war doch etwas.

Pietro trat nun mit seinem Hunde in das Haus Pinettis ein und ging in die Stube, wo Frau Pinetti immer noch krank in einem Sessel saß.

„Weißt du etwas von meinem Manne und meinen Kindern?“ rief sie ihm entgegen.

Pietro antwortete:

„Neues nicht, Mutter. Daß es eine Schlacht gegeben hat, in welcher viele der Euren fielen, das wißt Ihr ja längst, ebenso, daß alle Frauen und Kinder entkommen sind, also auch Cristina und Paolo. Wie es freilich jetzt um sie steht, wer weiß es?“

„Und von meinem Manne weißt du nichts?“ fragte Frau Pinetti, ihn mit ängstlichen Augen ansehend. „Sprich’s aus, belüge mich nicht! Ich will es wissen.“

„Beim heiligen Johannes, ich weiß es nicht,“ sagte Pietro. „Doch ich will in das Gebirge gehen und nachforschen. Habt Ihr etwas von Cristina, ein Tuch oder dergleichen?“

„Dort in der Truhe," sagte Frau Pinetti und zeigte auf eine große Truhe, die in der Ecke stand.

Pietro ging hin und nahm ein Kopftuch von Cristina heraus, ließ den Hund daran riechen, streichelte ihn, hielt es ihm abermals vor und gab ihm unter Schmeichelworten einen guten Bissen. Dann versteckte er das Tuch und ließ es durch den Hund suchen. Dieser fand es nicht gleich, aber Pietro wiederholte dieses Spiel so lange, bis der Hund das Tuch fand. Jetzt nickte er befriedigt, streichelte den Kopf des Hundes und sagte:

„Nun komm, Nerone, wir wollen in die Berge. Ich hoffe, wir werden früher dort sein, als das elende Gesindel. Und also Andrea Pazzo hat sie verraten? Ob wohl Cristina immer noch rät, ihn zu schonen? Er ist ein Hund, ein Schurke, dieser Andrea Pazzo —" er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, Nerone knurrte.

„So recht!" rief Pietro. Es schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen. Er wiederholte die zwei Worte: „Andrea Pazzo" wie in hellem Zorn, indem er dabei den Hund ansah und „Fass'!" rief. Zuerst schien Nerone nicht zu verstehen, aber bald begriff er, daß diese Laute etwas bedeuten, das seinem Herrn unangenehm war.

„Dieses Spiel wollen wir wiederholen," sagte Pietro. „Auch in einer Hundeseele hat Haß und Liebe Raum. Komm, Nerone!"

Er nahm Abschied von Frau Pinetti mit dem Versprechen, sobald er etwas erfahren, ihr Nachricht zu geben, verließ das Haus und machte sich auf den Weg nach dem Silawalde. —

An demselben Morgen saß zu Foscaldo Bartolo an seinem Schreibtisch und schrieb an seinen Herrn zu Tarsia:

„Wie Ihr befohlen habt, gebe ich Euch ferner Nachricht von denjenigen Dingen, die jetzt hier vorgehen. Was zuerst den Pasquali und die anderen Verführer betrifft, so sind sie mit einem Trupp Galeerensträflinge nach Neapel abgeführt worden und sollen von dort, wie ich höre, nach Rom gebracht werden, da ein so vornehmer Ketzer, wie dieser Pasquali ist, nur am Sitze der Rechtgläubigkeit selbst gerichtet werden kann. Im übrigen ist es so gekommen, wie ich am Anfang sagte, ja noch ärger. Von der tapferen Gegenwehr der Waldenser gegenüber Eurem Hauptmanne hat er Euch selbst berichtet. Es war ein unverantwortlicher Frevel von diesen Leuten, daß sie sich nicht zusammenhauen ließen wie die Schafe, sondern sich ihrer Haut wehrten. Ihr wißt auch, daß der Generalinquisitor sie sofort für Rebellen erklärte und an den Vicekönig von Neapel geschrieben hat um größere Truppensendungen, damit er der allgemeinen Rebellion Herr werde, welche, ehrlich gesagt, gar nicht vorhanden ist. Ihr wißt ferner, so Ihr meine Briefe erhalten habt, daß der Vicekönig Alcala, um seinen Glaubenseifer zu beweisen, in eigener Person mit seinen Truppen kam; Ihr selbst seid diesem löblichen Beispiele noch nicht nachgefolgt, indem Ihr bis heute noch in Tarsia sitzet. Ich fürchte, man wird Euch das übel vermerken. Wenn Ihr zurückkehrt und über San Sisto reiset, so werdet Ihr von dieser Stadt nur noch einen Trümmerhaufen sehen. Der Vicekönig ließ alle noch vorhandenen Einwohner, die nicht ihren Glauben abschwören wollten, und das waren alle, niederhauen und die Stadt zerstören. Mit Guardia ist er bis jetzt gnädiger verfahren; die Stadt steht noch. Da den Soldaten für jeden lebendig oder tot eingebrachten Ketzer zehn Scudi zugesichert

wurden, so könnt Ihr Euch denken, mit welchem Eifer sie den Ketzern nachjagten. Aber nun will die Sache doch nicht so recht vorwärts gehen, denn die Waldenser sind gut versteckt, und wo man sie findet, gut befestigt, und der Vicekönig ist eben so ungeduldig, wie der Kardinal von Alessandria. Man hat erst ein paar dieser immer seltener werdenden Vögel eingefangen, und doch sollte man, ehe zu Cosenza und Montalto großes Gericht gehalten und nach Rom berichtet wird, wenigstens ein paar hundert haben. Nun sind der Vicekönig und Kardinal auf einen Weg verfallen, den zwar weder Gott noch Menschen billigen werden, den aber seine Heiligkeit der Papst nach seiner Weisheit als den allein zum Ziele führenden bezeichnet hat. Und so muß er wohl gut sein. Man hat nämlich einen Kreuzzug wider die Ketzer gepredigt und allen Banditen, Verbrechern und Vagabunden des Königreichs Freiheit von zeitlichen Strafen zugesichert, wenn sie sich am Kriege wider die Ketzer beteiligen. Es hat sich schon eine recht ansehnliche Menge bei uns eingestellt, und ich fürchte, wenn es keinen Ketzer mehr zum Vertilgen giebt, so treiben sie ihr sauberes Handwerk auch rechtgläubigen Katholiken gegenüber. Deshalb habe ich wohl in Eurem Sinne gehandelt, als ich die Wachen von Foscaldo vermehren ließ. Denn wenn die Ketzer zu Grunde gehen, so wollen doch wir wenigstens wohlbehalten bleiben. Ich brauche wohl nicht erst anzuführen, daß diesen Verbrechern und Banditen neben der zeitlichen Straflosigkeit auch das ewige Heil ihrer allerdings etwas schwarzen Seelen verbürgt wurde. Heute sollen die hier Versammelten mit dem Segen seiner Heiligkeit gesegnet und zum Kreuzzuge geweiht werden, um dann sofort gegen die Ketzer zu ziehen. Ich bin froh,

wenn sie nur die Stadt verlassen haben, und wünsche aufrichtig, daß die Ketzer wenigstens einen großen Teil derselben totschlagen. Doch ich fürchte, es sind ihrer allzuviele, und viele Hunde sind nicht bloß des Hasen, sondern am Ende auch des Ebers Tod. So stehen heute die Dinge; was aber weiter sich ergeben wird, werde ich nicht verfehlen, Euch sogleich durch vertraute Boten mitzuteilen."

So schrieb Bartolo, und er hatte mit keinem Worte übertrieben. Wie eine Meute losgelassener Hunde stürzten sich Tausende von Banditen und Verbrechern in die Wälder des Silagebirges, und da viele derselben dort selbst ihre Schlupfwinkel gehabt hatten, so kannten sie Weg und Steg und spürten, teilweise mit Hilfe ihrer Bluthunde, bald da, bald dort ein Häuflein Waldenser auf. Was hierbei nicht niedergemetzelt wurde, nahmen sie gefangen und lieferten Männer, Frauen und Kinder nach Cosenza oder Montalto ab.

Ehe aber diese allgemeine Jagd vor sich ging, war Pietro mit seinem Hunde längst im Gebirge angekommen. Nerone erwies sich wirklich als ein vortrefflicher Spürhund, und mehrmals war Pietro auf Häuflein versteckter Waldenser getroffen, aber Cristina zu finden, wollte ihm nicht gelingen. Auf sein Befragen erfuhr er nur, daß der Vater Cristinas gefallen sei; ob aber diese noch lebe, ob sie frei sei oder gefangen, das wußte niemand zu sagen. Pietro setzte seine Nachforschungen nur um so eifriger fort, doch gelang es ihm nicht, Cristina zu finden.

Während er in den Schluchten und Wäldern des Silagebirges nach Cristina suchte, war diese mit mehr als hundert

Waldensern einer neuen Lüge der Inquisition zum Opfer gefallen.

Ein Teil der Waldenser, bei welchem sich auch Cristina und Paolo befanden, zusammen mehr als hundert Personen, darunter viele waffentüchtige Männer, beschlossen, da sie ohnedies durch ihre Verfolger wieder mehr gegen die Ebene gedrängt worden waren, eine der Waldenserstädte zu gewinnen und sich dort zu verteidigen. Dazu war das am Meere gelegene, ziemlich stark befestigte Guardia am günstigsten. Dort waren sie sicherer, als jetzt in den Wäldern, dort hofften sie, so lange aushalten zu können, bis sich ihr Geschick gewendet habe. So zogen sie denn im Dunkel der Nächte von dem Gebirge herab, in dessen Schluchten sie sich den Tag über verbargen. Es gelang ihnen, die schwache Besatzung Guardias zu überrumpeln und sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Da gab es manches rührende Wiedersehen zwischen Alten und Jungen, zwischen Eltern und Kindern; aber auch manche Thräne floß um die Vermißten, von welchen man nicht wußte, ob sie unverscharrt im Walde lagen oder hoch oben im Gebirge den Hungertod starben oder in den Kerkern von Montalto einem schrecklichen Gerichte entgegengingen.

Als Cristina und Paolo in ihrem Hause ankamen, starrte sie ihre Mutter wie Gespenster an und war keines Wortes mächtig; nur Thränen drängten sich aus den matten Augen, indem sie ihre Kinder an das Herz schloß. Sobald sie indessen Worte fand, war ihre erste Frage: „Wo ist der Vater?“

Cristina und Paolo schwiegen, ihre Mutter fuhr fort:

„Er ist gestorben, ihr wißt es, sagt es nur frei heraus! Und wo liegt er begraben?“

Da richtete sich Cristina auf und sagte in herbem Ton, ohne Thränen in den Augen:

„Was hilft's, es dir zu verhehlen? Er fiel im ersten Kampfe, er fiel, als er uns schützte vor den Söldlingen des Antichrists, und liegt unbegraben mit vielen Tapferen im Gebirge. Seine Seele aber weilt längst droben bei seinem Herrn.“

„O, Gott, nimm mich auch dahin!“ rief Frau Pinetti und sank zusammen. Eine Viertelstunde nachher standen Cristina und Paolo an einer Leiche. In stummem Schmerz sah Cristina auf die friedlichen Züge der Entschlafenen hinab, dann warf sie den Kopf zurück und sagte zu dem weinenden Paolo:

„Nun sind uns Vater und Mutter genommen, was bleibt uns noch, als für unsern Glauben zu sterben?“

„Aber ich will ein Kämpfer werden, wie der Vater gesagt hat,“ wendete Paolo ein.

„Armes Kind,“ sagte Cristina; „bist du zu den Jahren kommst, ist jede Spur des Evangeliums in diesem Lande ausgetilgt. Feuer und Schwert frißt alle die, welche anders glauben, als der Antichrist zu Rom. O weh, wenn sie deine Seele morden, armes, unschuldiges Kind!“

„Die Seele morden, was ist das?“ fragte Paolo. „Erst müssen sie mir dieselbe aus dem Leibe reißen, ehe sie dieselbe morden können.“

„Auch das können sie,“ sagte Cristina und sank am Lager ihrer Mutter nieder.

„Aber es heißt doch,“ plauderte Paolo weiter, „daß sie

nur den Leib zu töten vermögen, die Seele aber kann niemand verderben, als Gott. Und der will sie retten."

Da sprang Cristina wieder auf, umarmte ihren Bruder und Thränen tropften aus ihren Augen auf ihn nieder, als sie sagte:

„Und wenn sie deinen Leib töten, Paolo?"

„Der Vater ist tot, die Mutter ist tot," sagte der Knabe. „Wenn sie dich auch noch töten, so will ich mit dir sterben."

„Gott schütze und bewahre dich!" rief Cristina. „Aber nun, Paolo, will ich die Mutter zum letzten Schlafe betten. Geh, und bitte die Maria und ihre Mutter zu uns herüber."

Paolo ging, und als die Frauen gekommen waren, that Cristina ihrer Mutter den letzten Liebesdienst. Doch sie sollte ihr Grab so wenig sehen, wie das des Vaters. Als nämlich die Inquisitoren zu Montalto erfuhren, daß Guardia von den Waldensern eingenommen sei, beschlossen sie, es mit List zu versuchen und die Stadt ohne Truppen, die sie nicht in genügender Anzahl zur Verfügung hatten, zu gewinnen. Kaum waren die Waldenser einen Tag im Besitz ihrer Stadt, so erschienen die Inquisitoren Malricino und Urbino allein ohne jede Begleitung vor den Thoren und baten um Einlaß, da sie eine wichtige Botschaft zu bringen haben. Da sie allein waren, so hatten die Waldenser kein Bedenken, sie einzulassen. Diesmal war es freilich ein kleineres Häuflein, das sich auf dem Markte versammelte, als das erstemal; gleich war nur eines: die Inquisitoren logen. Mit von Salbung triefenden Worten, voll herzlichen Bedauerns mit Leuten, die höchstens Verführte seien und die Unbilliges von der grausamen Härte des Vicekönigs von

Neapel erlitten haben, stellten sie ihnen ihre verzweifelte Lage vor, erzählten, daß bereits zwei Fähnlein und ein Geschütz auf dem Wege seien, um Guardia zu bestürmen und alles niederzumachen. Leider haben sie diesen grausamen Befehl des Vicekönigs nicht hindern können, aber die Kirche, voll unendlicher Milde, könne es nicht länger ansehen, wie Leute, die zum größten Teil unschuldig seien, hingemordet werden. Wenn sich die Einwohner Guardias unter ihrem Schutz an einen sichern Ort begeben wollten, woselbst schon eine große Anzahl ihrer Glaubensbrüder sich befinde, so werde alles noch gut gehen.

Daß dieser sichere Ort die Gefängnisse Montaltos waren, verschwiegen sie.

Die Waldenser glaubten unbegreiflicherweise noch einmal den Worten der römischen Lügner, und obgleich einzelne widersprachen, beschlossen sie doch, den Inquisitoren zu folgen. Die Thore öffneten sich und an hundert Waldenser folgten den Mönchen — Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden. Nur wenige blieben zurück; unter diesen Cristina. Kaum waren sie eine Viertelstunde von Guardia entfernt und zogen eben durch einen engen Hohlweg, da stürzten sich plötzlich Bewaffnete auf sie, und ehe sich die Waldenser nur von ihrer Ueberraschung erholt hatten, waren alle gebunden. Ein Teil der Soldaten führte die Gebundenen fort auf dem Wege nach Montalto, ein anderer Teil eilte nach Guardia, drang durch die offenen Thore ein, schloß sie und suchte nun Haus um Haus ab. Bald waren die wenig Zurückgebliebenen ebenfalls gebunden, Cristina und Paolo wurden von der Leiche ihrer Mutter weggerissen und mit den anderen nach Montalto geführt: Rom hatte gründliche Arbeit gemacht.

VIII. Kapitel.

Der 24. Juni, der Tag des Täufers Johannes, ist ein großes Fest in Kalabrien. Auch in dem Jahre unserer Geschichte wurde es in herkömmlicher Weise mit großem Aufwand gefeiert. Am herrlichsten in Montalto; denn dort war das große Gericht über die Ketzer gehalten worden, und des freuten sich alle vom Vicekönig und Großinquisitor an bis zu dem kalabrischen Hirten, welche ihrer Zampogna diesmal zu Ehren des Täufers besonders lustige Weisen entlockten.

So gründlich war aber auch in Italien noch nie mit den Ketzern aufgeräumt worden, wie im Juni des Jahres 1560 in Montalto: man folterte sie, um Greuelthaten aus ihnen herauszupressen, und da sie solche natürlich nicht gestehen konnten, so schlachtete man sie scharenweise ab wie die Schafe und glaubte damit noch milde gehandelt zu haben. Mit anderen beschloß man aber, ein nachdrücklicheres Beispiel zu geben, den Ketzern zur Abschreckung, den guten Katholiken ein erhebendes und zugleich das Gemüt erfreuendes Schauspiel. Dazu schien das Fest des Täufers die beste Gelegenheit zu sein.

Kaum graute der Tag, so wurde es in und um Montalto lebendig; durch die Straßen eilten Mädchen, den Tamburin schlagend, und schon klangen dieselben Töne auch von außen herein, wo die Landleute der Umgegend sich um das noch geschlossene Stadtthor drängten. Als dieses geöffnet wurde, strömten sie in Scharen in die Stadt und durchtobten, unter den Klängen der Tamburins tanzend, die Straßen, indem sie dabei fortwährend riefen: „Es lebe der

heilige Johannes!" Dies währte, bis die Einwohner Montaltos, die inzwischen in der Umgegend dasselbe Schauspiel aufgeführt hatten, zurückkehrten; dann zogen alle mit einander in die Kirche, und tausendfach erklang es nun: „Es lebe der heilige Johannes!"

Dann ward es stille, denn an dem Altare erschien ein Priester, hielt die Messe und sprach einige Worte über den heiligen Johannes. Er schloß mit der Aufforderung an die anwesenden jungen Männer, sich um die Ehre des Fahnentanzes zu bewerben, und knüpfte daran eine Andeutung, daß es am heutigen Tage eine ganz besondere Ehre sei, da es Gott gefallen habe, Wunder und Zeichen zur Vernichtung der Ketzerei zu thun.

Es meldete sich ein Dutzend junger Männer, unter diesen Andrea Pazzo.

„Wieviel zahlt ihr für die Ehre?" fragte der Priester.

Sofort ertönten die Angebote; das höchste machte Andrea Pazzo. Da seine kraftvolle Gestalt ihn zu dem Ehrenamte tauglich erscheinen ließ, er überdies bei der Kirche durch seinen Eifer wider die Ketzer gut angeschrieben war, so wurde ihm die Ehre zu teil. Er verfügte sich sofort in die Sakristei, um die Fahne mit dem Bilde des Täufers in Empfang zu nehmen und einige Vorübungen machen zu können, damit er bei der eine Stunde nachher beginnenden Prozession sich sehen lassen konnte. Diese ordnete sich im Verlauf der nächsten Stunde auf dem geräumigen Marktplatz, und als Andrea mit der Fahne erschien, empfingen ihn lebhafte Beifallsrufe. Er setzte sich an die Spitze der Prozession und fing an, nach dem Takte der vorausgehenden Querpfeifen und Trommeln im Tanzschritte vorwärts zu

gehen. Dabei ließ er die schwere Fahne auf der vorgestreckten Hand tanzen, warf sie auf die andere hinüber und that das gleiche. Dann wieder mit einem Ruck stellte er sie, sich zurückbeugend, auf seine Brust — Beifall ertönte, so oft er eine solche überraschende Wendung machte. Als er aber gar die Fahnenstange auf die Zähne stellte, und sie dort unter kühnen Tanzsprüngen im Gleichgewicht erhielt, da kannte der Jubel der in der Prozession sich Befindlichen und der dicht gedrängt stehenden Zuschauer keine Grenzen. In diesem Augenblick ertönte unter dem Bogen der nächstliegenden Gasse der Ruf:

„Beim heiligen Johannes, Nerone, da ist Andrea Pazzo!“

Nur die Nächststehenden hatten diesen Ruf gehört; sie hatten aber keine Zeit, sich nach demjenigen umzusehen, der die Worte gesprochen hatte, denn schon mußten sie einem riesigen Bluthunde Platz machen, der sich durch sie hindurchdrängte, und sich — war es Zufall, Abrichtung oder Instinkt? — auf Andrea stürzte. Im nächsten Augenblick lag dieser am Boden, die Fahne war weit hinausgeflogen und den Leuten auf die Köpfe gefallen, auf dem Daliegenden aber stand der Hund und fing an, ihm das Gesicht und die Hände, mit denen er sich wehrte, zu zerfleischen. Eine unbeschreibliche Verwirrung bemächtigte sich der Leute und niemand wagte sich dem wütenden Tiere zu nahen. Doch jetzt ertönte ein Pfiff, und Nerone ließ von seinem gräßlich zugerichteten Opfer ab. Jedermann wich dem Hunde aus, und ehe sich die Leute nur von ihrer Ueberraschung erholt hatten, war der Hund verschwunden.

Da rief einer, der damals zu Foscaldo gewesen war,

als der Hundeverkäufer die Tugenden des Hundes gerühmt hatte: „der Ketzerhund!" und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem, was geschehen war, in der Menge, und von Mund zu Munde lief es:

„Was ist's mit dem Ketzerhund?"

Der Mann, der das Wort gesprochen hatte, erzählte mit fliegendem Atem, was er zu Foscaldo von dem Verkäufer des Hundes gehört hatte, und die schnellgläubige Menge nahm jedes Wort für Ernst.

„Er ist ein Ketzer!" scholl es jetzt. „Weg mit ihm! Ins Gefängnis zu den anderen Ketzern!"

Es half Andrea nichts, daß er seine Unschuld beteuerte; zehn Hände faßten ihn, und wenige Minuten nachher war er gebunden und wurde in das Gefängnis abgeführt. Ein anderer junger Mann ergriff die Fahne, und bald gewann er den Beifall des Volkes fast in demselben Maße, wie sein Vorgänger. Die Prozession nahm ihren ungestörten Fortgang, und als sie endlich nach Stunden in der Kirche angekommen war, verfehlte der Dominikaner nicht, auf das Ereignis hinzuweisen und Gott zu danken, daß er in diesen großen Zeiten sogar durch unvernünftige Tiere vieler Herzen Gedanken offenbar mache. Zugleich beklagte er freilich die Hartnäckigkeit der Ketzer, die selbst auf der Folter vom Satan gestärkt würden, also daß sie die größte Marter ertrügen, und verhieß dem Volke, daß es noch am Abend sehen werde, wie solche verdammungswürdige Ketzer bestraft werden.

Während die Menge in der Kirche war, ging Pietro mit seinem Hunde durch die jetzt fast leeren, steilen Straßen, bis er an ein großes Gebäude kam, das sich in der Nähe

der Stadtmauer befand: es war eines der größten Gefängnisse Montaltos. Ein mächtiger, runder Turm sprang in eine Seitengasse vor, und an dessen Fuß sah er einen Knaben wie schlafend liegen. Er trat auf ihn zu und berührte ihn, der Knabe hob mühsam den Kopf und versuchte zu lächeln.

„Um Gott, du bist's, Paolo," rief Pietro. „Wie kommst du hierher; steh auf und gehe mit mir. Weißt du etwas von Cristina?"

Mit schwacher Stimme antwortete Paolo:

„Ich muß sterben, Pietro. Da oben haben sie mich herabgeworfen, weil ich ihr Kruzifix nicht küssen wollte. O Gott, wie weh es thut!"

„Und so lassen sie dich unschuldiges Kind liegen!" sagte Pietro und beugte sich über Paolo hinab.

„Schon einen ganzen Tag," flüsterte Paolo. „Wasser, Pietro!"

Pietro eilte zum nächsten Brunnen, füllte seinen Hut und brachte ihn ihm. Paolo trank und sagte:

„Gott vergelte dir diesen Trunk Wasser, Pietro! O gestern kam der Vicekönig selbst an mir vorbei. Ich hob die Hände und wollte ihn für Cristina bitten, nicht für mich, es ist zu spät, da stieß er mich mit dem Fuße an den Kopf*) und nannte mich eine verfluchte Ketzerbrut. Aber du, Pietro, du hilfst der Cristina. Sie sagen, man werde sie verbrennen oder als Sklavin an die Türken verkaufen. Das leidest du nicht! Sage ja, Pietro! O du sagst ja!"

Paolo schloß die Augen. Pietro stand einen Augen-

*) Dieses, wie das ganze Ende Paolos ist historisch.

blick stumm da und sah auf den Knaben hinab, dann brach die ganze Leidenschaftlichkeit seines Volkes bei ihm heraus und er rief:

„Die Mutter Gottes im Himmel soll sich schämen und in die Hölle gehen, wenn sie so etwas duldet! Aber sie duldet es, sie ist alt und schwach geworden, oder hat das heilige Gericht sie selbst wegen Ketzerei angeklagt und sie ist bei Gott in Ungnaden."

Paolo winkte mit der Hand, als wollte er abwehren und bewegte leise die Lippen. Er sprach das Wort: „Cristina."

Da beugte sich Pietro über ihn hinab und sagte:

„Paolo, was ein Mensch thun kann, Cristina zu retten, will ich thun. Und wenn sie der Teufel selbst schon in den Krallen hätte, ich will sie ihm entreißen. Bist du zufrieden?"

Paolo lächelte matt, schlug noch einmal die Augen auf und versuchte die Hände zusammenzulegen. Pietro half ihm dabei und faltete ebenfalls die Hände. Dann betete der Knabe:

„Allmächtiger Gott, nimm mich um Christi willen in dein Reich, vergieb unseren Feinden und rette meine Schwester!"

Bei dem letzten Worte schloß er die Augen wieder und hauchte in Pietros Armen seine Seele aus, während eben die Glocken von der Kirche herüberklangen. Sachte ließ ihn Pietro auf den Boden zurücksinken, warf noch einen Blick auf den Knaben, der jetzt wie schlafend dalag, fuhr rasch mit der Hand nach dem Messer und ging an dem Turme vorbei, der Stadtmauer entlang. Da trat er in ein Thor=

häuschen und sprach lange mit dem ihm befreundeten Thorwart. Als er wieder herauskam, war er allein; seinen Hund hatte er dort gelassen, denn er wünschte nicht als der Besitzer des Hundes erkannt zu werden, der Andrea zerfleischt hatte.

Die Wogen der Lustbarkeit gingen heute besonders hoch in Montalto. Was an diesem Tage geboten wurde, das sah man nicht alle Tage: einen Sklavenmarkt. Die heilige Inquisition nämlich hatte beschlossen, mit den Frauen und Kindern gnädig zu verfahren, soweit sie nicht ganz verstockte Ketzer waren. Nachdem selbst Kinder gefoltert worden waren, wobei manches sein Leben aushauchte, wurden die Gefolterten sorgfältig verpflegt, damit sie noch eine gute Ware zum Verkaufen abgeben, und heute, am Feste des heiligen Johannes, wurden sie zur Besichtigung kauflustiger Händler auf dem Markte aufgestellt: das Geschäft selbst, welches der Kirche eine hübsche Summe Geld einbrachte, wurde erst am folgenden Tage und mehr in der Stille gemacht, damit die heilige, vom Papste in Rom beauftragte Inquisition nicht in den Augen böswilliger Menschen allzusehr — türkisch erscheine.

Wie die aufgehetzte Menge diese armen Opfer behandelte, läßt sich denken. Natürlich erschien auch Pietro, aber er fand Cristina nicht unter den zum Verkaufe Bestimmten und wartete den Abend ab, ob vielleicht die verheißene Ueberraschung ihn zu seinem Ziele führe. Und so war es. Cristina hatte auf der Folter so satanisch ketzerische Reden geführt, wie sie nur je aus der Bibel entnommen worden waren, sie hatte sogar den Papst in Rom den Antichrist und einen Seelenmörder genannt; sie war überdem die

Tochter des angesehenen Pinetti, dem man leider nichts mehr anhaben konnte, und so wurde beschlossen, sie zu denen zu gesellen, welche mit Harz bedeckt und verbrannt werden sollten, „damit die Strafe für die Gottlosigkeit recht lange dauere“. Ein halbes Dutzend hatte man zu diesem Zwecke bereits nach Cosenza gesandt, aber man wollte auch dem Volke von Montalto ein Vergnügen bereiten, und so wurden die Vorbereitungen an sechs halsstarrigen Ketzern für den Abend getroffen: an fünf Männern und an Cristina. Auf dem Markte waren sechs schwarze Pfähle befestigt, an denen sie angebunden werden sollten, und das Volk ahnte bereits, welch ein Schauspiel ihm geboten wurde. Nur sahen viele besorgt zum Himmel, der sich mit dicken, schwarzen Wolken bedeckt hatte, und fürchteten, einer jener wolkenbruchartigen Platzregen, die in Kalabrien vorzukommen pflegen, könnte das Schauspiel gefährden. Die Inquisitoren waren guten Mutes, denn sie wußten, daß Pechfeuer nicht so bald durch Regen gelöscht wird.

Und so wurden denn, als es Abend war, die unglücklichen Opfer römischer Grausamkeit in pechgetränkte Strohbündel gebunden, aus welchen nur die Köpfe hervorsahen, und dann zum Markte geschleppt. Rasch waren sie an die Pfähle gebunden, und schon nahten sich die Henkersknechte mit brennenden Fackeln. Da zuckte ein Blitz aus den Wolken und ein gewaltiger Donner rollte über die Stadt hin, daß die Häuser zu zittern schienen, und im nächsten Augenblick brachen Regenströme in unerhörten Mengen herab. Das Volk wurde stutzig: was sollte das bedeuten? War es Gottes Wohlgefallen, das er hiermit kundgab, oder wollte er das Gericht hindern? Da riefen plötzlich einige Stimmen:

„der Ketzerhund!“, denn Nerone drängte sich durch die Leute hindurch über den jetzt ganz dämmernden Marktplatz und eilte auf Cristina zu. Wütend schien er an ihr hinaufzuspringen und schon riefen etliche: „Das Tier, siehe da, es vollendet, was der Himmel hindern will!“

Aber Nerone stellte sich wie schützend vor Cristina und fletschte gegen jeden die Zähne, der sich ihr nahen wollte; und als ein Diener mit frisch entzündeter Fackel herbeikam, warf er ihn mit einem Sprunge zu Boden und zerfleischte ihm das Gesicht.

„Der ist ein Ketzer!“ rief es nun. „Vielleicht ist die am Pfahle unschuldig.“

„Bringt das wütende Tier weg!“ riefen andere. „Wer ist sein Herr?“

In diesem Augenblick fuhr ein Blitz aus den Wolken, ein Donnerschlag folgte, als ob der Himmel zerrissen würde, und nun prasselten schwere Hagelkörner hernieder. Eine allgemeine Verwirrung entstand und ein Gedränge und Geschiebe der Volksmasse; niemand hatte mehr auf die Waldenser acht. Diesen Augenblick benützte ein vermummter Mann und drängte sich an Cristina heran. Mit raschen Schnitten löste er die Bande, warf einen großen Mantel über die Jungfrau und war mit seiner Last verschwunden, ehe nur jemand recht wußte, was geschehen war. Als nach einer Viertelstunde der Hagel vorüber war und die Sonne ihren grellglänzenden Schein auf die weißen Häuser warf, traf der einzige durch eine Gasse auf den Markt hereinfallende Strahl gerade den Pfahl, welcher leer war. Allerlei wunderbare Reden gingen im Volke um über die merkwürdigen Ereignisse dieses Tages, und auch die Inquisitoren

trugen der Volksstimmung Rechnung, indem sie die fünf noch vorhandenen Opfer von den Pfählen losbinden ließen und sie zu einfachem Feuertod begnadigten.

IX. Kapitel.

Acht Tage nach dem Feste des heiligen Johannes stürmte früh am Morgen ein Reiter auf einem langmähnigen, kleinen Rosse aus den Thoren von Foscaldo. Es war Bartolo Mola. Er ließ den Klepper ausgreifen und trieb ihn an, so sehr er konnte; und auch als der Weg stark anstieg, gönnte er dem Pferde keine Ruhe. Erst als er eine Stunde nördlich von Montalto in das Thal des Busento hinabtrabte, mäßigte er die Gangart seines Tieres; aber nachdem er bei Ritorto das Thal des Cratiflusses erreicht hatte, ließ er den Gaul wieder ausgreifen und sprengte in scharfem Trab auf der mäßig abfallenden Straße dahin. Gleich hinter Ritorto fiel sein Blick auf einen an der Straße befestigten Pfahl: an demselben hing der gevierteilte Leichnam eines waldensischen Ketzers, der infolge des Brandes der heißen Junisonne freilich kaum mehr als menschlicher Leichnam erkenntlich war.

„Die Inquisitoren selbst gehören hierher!“ murmelte Bartolo. „Es ist also wahr, was das Gerücht verkündet hat. Weiter!“

Er spornte sein Roß und jagte dahin. Meile für Meile traf er auf gevierteilte Ketzer. Eine Stunde später trabte sein Roß durch Heideland, in welchem etliche kleine Zuflüsse des Crati versumpften. Mit brennender Glut strahlte die Sonne vom Himmel herab und braute aus den Sümpfen

jene Dünste, welche Leben und Gesundheit zerstören. Doch jetzt stieg der Weg steil an, kurze Zeit später ritt er durch die von fußhohem Staub bedeckte einzige Straße des offenen Städtchens Tarsia zu dem Schlosse empor, das am Ende desselben, aus starken Rohquadern erbaut, sich erhob. Wenige Minuten nachher stand er vor seinem Herrn, dem Marchese von Spinello.

„Du kommst selbst, Bartolo?“ rief ihm dieser entgegen. „Was giebt es? Du hast mich lange ohne Nachricht gelassen.“

„Sind wir hier unbelauscht?“ fragte Bartolo.

„Vollkommen,“ antwortete der Marchese.

„So soll die ganze Inquisition und was drum und dran ist der Satanas holen, wenn es einen giebt!“ rief Bartolo. „Doch ja, der wandelt derzeit auf Erden in Menschengestalt und seinen Wohnsitz hat er im Santo Uffizio zu Rom.“

„Was giebt es, Bartolo?“ fragte der Marchese, „du bist sehr erregt.“

„Soll ich's nicht sein, Herr Marchese? Jetzt rücken sie Euch auf den Leib, und darum komme ich hergeritten. Ihr sagt, daß Ihr lange keine Briefe von mir erhalten habt; ich aber schrieb Euch in den letzten acht Tagen zweimal und sandte die Briefe durch vertraute Boten. Doch ich sehe jetzt: wo die Inquisition herrscht, da giebt es auch keine Vertrauten mehr, und wenn Ihr es recht bedenket, Herr Marchese, so werdet Ihr auch mich zum Teufel jagen müssen. Aber das wäre freilich unklug; denn ich könnte hingehen und wie dieser Andrea Pazzo vieles wider Euch aussagen. Laßt Eure Diener kommen und mich in das unterste Gefängnis werfen,

dann allein seid Ihr sicher. Doch, wer weiß, ob nicht Eure Diener von den heiligen Gerichten bestochen sind und mich freilassen — Treu und Glauben, ohnehin dermalen in unserem Land eine seltene Ware, sind dahin, seit dieser Alessandriner hier herrscht.“

„Ich verstehe von allem nur, daß ein Andrea Pazzo wider mich ausgesagt hat,“ rief Spinello. „Was konnte er aussagen?“

„Wir beide sind in derselben Verdammnis, Herr Marchese,“ sagte Bartolo immer noch mit Worten bittersten Hohnes. „Und darum ist's höchst gefährlich für Euch, mir ferner zu vertrauen. Zuerst verrät der Diener den Herrn und nachher, wenn die Inquisition dem Herrn an den Kragen geht, läßt er seinen Diener über die Klinge springen, um sich zu retten. Wollen wir das Los werfen, Herr Marchese, wer den andern zuerst verraten soll?“

„Nun erzähle aber der Reihe nach,“ unterbrach ihn der Marchese; „was giebt es eigentlich?“

„Das ist bald erzählt. Ihr fragt, was man wider uns aussagen kann? Nun, daß wir höchst gottlose Worte gesprochen haben — was nämlich das heilige Gericht gottlos heißt.“

„Die werden wir wohl gesprochen haben, Bartolo,“ sagte der Marchese ruhig. „Aber wir werden uns derselben nicht mehr erinnern und einen Schwur thun, daß wir nie anders, als in den Gott wohlgefälligsten Ausdrücken von der Kirche, ihrem Oberhaupt und deren trefflichster Einrichtung, der Inquisition, geredet haben.“

„Aber wir haben auch gottlose Dinge geschrieben und

Ihr, Herr Marchese, habt eigenhändig Unterschrift und Siegel darunter gesetzt."

„Solche Narren werden wir schwerlich gewesen sein, Bartolo," sagte der Marchese. „Fälschungen sind leicht nachzuweisen."

„Wir waren's, Herr Marchese, als wir jenen Brief an den Hauptmann Baldi schrieben. Um es kurz zu sagen, der Andrea Pazzo, welcher jenen Brief beförderte, ist durch ein merkwürdiges Mißgeschick selber der Ketzerei verdächtig geworden. Um sich zu retten, versprach er, wichtige Eröffnungen über hochstehende Personen zu machen, wenn man ihn mit Gefängnis und Kerker verschone; als man ihm nun Sicherheit versprach, gab er nicht nur an, von Euch und mir gottlose Gespräche gehört zu haben, sondern auch der Ueberbringer eines Briefes gewesen zu sein, der die verfolgten Ketzer Eurer warmen Teilnahme versichert habe. Ihr begreift, daß das vollkommen genügt, um Euch und mich in die Gefängnisse von Cosenza zu bringen. Dieser Pazzo ist daraufhin begnadigt und unter die Diener der Inquisition aufgenommen worden, und man hat sogleich einen Boten an den noch im Silawalde thätigen Hauptmann gesandt, um das Schreiben zur Stelle zu schaffen. Habt Ihr nun Sehnsucht nach den Gefängnismauern von Cosenza, so bleibt hier und wartet das weitere ab. Mir aber, Herr Marchese, gebt Urlaub, ich bitte, damit ich in die weite Welt reise, und zwar auf der Stelle, sobald mein Klepper seinen Haber verdaut hat."

„Davon kann keine Rede sein," sagte der Marchese. „Bartolo, du hast mir schon manchen klugen Rat gegeben, und ich wollte, ich hätte auf denselben gehört, ehe ich die

Waldenser beim heiligen Offizium verklagte. Sind übrigens deine Nachrichten auch sicher?"

„So sicher, als sie überhaupt in diesen jammervollen Zeiten sein können. Ich habe freilich tief in den Seckel greifen müssen, um meine Spione noch besser zu bezahlen, als die Inquisition thut, die sich längst von dem Gut Eurer Unterthanen mästet. Das Eigentum der Ketzer verfällt ja, wie Ihr wißt, der Inquisition. Vielleicht habe ich zu tief in den Beutel gegriffen, denn Eure Güter sind von den Soldaten zerstört und die fleißigen Bebauer derselben sind hingemordet. Ihr werdet künftig nicht mehr den zehnten Teil Eurer Einkünfte haben. Denn was noch an Ketzern übrig ist, die fliehen nordwärts zu ihren Glaubensbrüdern. Wird freilich wenigen gelingen; denn das heilige Gericht hat in seiner Weisheit angeordnet, daß durch das ganze Königreich Neapel, durch den Staat Seiner Heiligkeit hindurch bis zu den Alpen hinauf kein Mensch durch eine Stadt oder Dorf durchgelassen werde, der nicht ein Zeugnis seines Pfarrers und all der Pfarrer, durch deren Kirchspiel er gereist ist, aufweise, daß er ein rechtgläubiger Katholik sei. Dieselbe Weisung ist an alle Wachen, Fährleute, Brückenwächter und Bootsleute ergangen, — wem soll es da gelingen, zu entkommen?"

„So werden wir wohl sofort eine Bescheinigung unseres Pfarrers erwerben müssen, um einen Ritt machen zu können," sagte der Marchese mit Hohn. „Was rätst du, Bartolo?"

„Mein Rat ist: Ihr reitet sofort nach Foscaldo. Die Fieberluft macht ohnehin den Aufenthalt hier unleidlich. Jedermann wird begreifen, daß Ihr jetzt nicht hier bleibt;

man wird es aber höchst verdächtig finden, wenn Ihr hier sitzt. Eure getreuen Unterthanen werdet Ihr freilich nicht mehr zu Guardia treffen: ich habe etliche Dutzend gevierteilte Leichname derselben an den Straßen auf dem Wege hierher gezählt. So etwas diene, meinte einer der Inquisitoren, sehr dazu, die Ketzerei unter den Leuten zu erschüttern und den katholischen Glauben zu befestigen. Auf dem Wege nach Foscaldo versäumt Ihr aber ja nicht, in Montalto und Cosenza vorzusprechen und Euch dem Kardinal von Alessandria gefällig zu erzeigen. Je eher Ihr das thut, um so besser; denn wie ich höre, reist seine Eminenz in der allernächsten Zeit ab, um Seiner Heiligkeit zu melden, daß die Ketzervertilgung vollkommen gelungen sei. Er wird wohl auch in Rom mit dem Verführer Eurer Unterthanen, dem Pasquali, ein Wörtlein sprechen wollen. Im heiligen Rom geht das Werk der Ketzerbekehrung ja immer leichter von statten, als im sündigen Kalabrien."

„Und du?" fragte der Marchese.

„Ich reite mit einem Eurer Diener, der mir den Weg zeigen wird, sofort nach dem Gebirge und suche den Hauptmann Baldi. Es müßte verzweifelt schlimm gehen, wenn ich ihm den Brief, den Ihr unterschrieben habt, nicht abzwacken könnte. Nur handelt es sich darum, eher bei ihm zu sein, als der Bote der Inquisition."

„Wann kannst du reiten, Bartolo?" fragte Spinello rasch.

„Sobald ich mit einem Trunke Wein gestärkt bin," antwortete Bartolo. „Dann habt Ihr nur zu befehlen, Herr Marchese."

„Es ist gut," sagte Spinello; „du reitest in einer

Stunde. Carlino wird dich begleiten, er kennt alle Schliche des Gebirges. Sobald du den Brief hast, vernichtest du ihn und reitest nach Montalto, wo ich indessen meine Rechtgläubigkeit in wahrhaft großartiger Weise bethätigt haben werde."

„Macht es nur nicht zu stark, Herr, denn auch das erweckt Verdacht."

„Wer ist denn nun noch über allen Verdacht erhaben?" rief der Marchese.

„Nicht einmal das Grab," sagte Bartolo; „denn sie reißen die Gebeine der Ketzer aus halbhundertjährigen Gräbern, wenn sie eben keine Lebenden haben. Wir werden gut thun, uns — wohlgemerkt, nach dem Tode — verbrennen und unsere Asche ins Meer streuen zu lassen. Doch inzwischen wollen wir leben."

Bartolo stand auf und verabschiedete sich von seinem Herrn. Eine halbe Stunde nachher trabte er dem Silawalde zu; der Marchese aber machte sich noch am selben Nachmittage nach Montalto auf den Weg. Er kam eben noch rechtzeitig auf dem Platz vor dem Thore an, um einem Henker die Fackel aus der Hand zu nehmen und einen Scheiterhaufen zu entzünden, auf dem auch heute wieder ein Ketzer brannte. So war sein Eintritt in die Stadt gesegnet, und er selbst beruhigte sich dabei, daß der Ketzer ja ohnedies hätte brennen müssen. Am andern Tage machte er der Inquisition seine Aufwartung und reiste dann weiter nach Cosenza, um dort den General-Inquisitor selbst zu sprechen. Der war indessen schon nach Rom abgereist, nachdem er untergeordnete Diener des heiligen Gerichts mit den letzten Maßregeln zur Ausrottung der Ketzerei betraut hatte, und

es war dies dem Marchese um so weniger leid, als am nächsten Tag schon Bartolo eintraf mit der frohen Nachricht, daß er den verhängnisvollen Brief erhalten und längst verbrannt habe. Nun ritten sie miteinander nach Foscaldo, und grimmigen Auges schaute der Marchese auf die Zerstörung seines Landes, das noch vor einem Jahr ein blühender Garten war, jetzt aber eine Stätte der Wildnis und Oede.

„Wer wird mir dies Land wieder bebauen?" sagte er, aus seinem finsteren Brüten auffahrend.

„Niemand," antwortete Bartolo. „Hingegen wird es kommen, wie ich gesagt habe: es wird ein Sitz werden des Gesindels, das jetzt nichts mehr gegen die Ketzer zu thun hat, da wir bald keinen einzigen mehr haben werden. Von der Rechtgläubigkeit allein aber, vermute ich, wird das Land nicht fett werden."

Schweigend ritten sie nach Foscaldo hinein; und wie Bartolo gesagt hatte, so geschah es und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

X. Kapitel.

Es war ein leuchtender Septemberabend, als auf der schmalen, grasüberwachsenen appischen Straße, der Gräberstraße des alten Rom, ein Häuflein Menschen der Stadt Rom zuzog. Sie schienen es eilig zu haben und sahen sich auch öfters ängstlich um, als ob sie irgend eine Gefahr fürchteten.

„Pietro, wir hätten besser daran gethan, einzeln zu gehen," begann ein in die Tracht der Albaneserinnen gekleidetes Mädchen. „Man wird uns verdächtig finden."

„Wenn man uns nicht schon erkannt hat, Cristina," antwortete der Führer des Häufleins. „Davon, daß ich dich einen Augenblick allein ließe, wird aber fernerhin sowenig die Rede sein, als bisher. Ich habe Paolo versprochen, dich zu retten, und mein Wort ist heilig. Sind wir soweit gekommen, so werden wir auch durch Rom durchkommen, und haben wir erst Rom im Rücken, dann ist der gefährlichste Teil unserer Reise nach den Alpen zurückgelegt. Daß wir Rom nicht meiden, daran bist du selbst schuld, Cristina; denn seit du weißt, daß Pasquali noch lebt, bist du von dem Gedanken nicht abzubringen, ihn in Rom zu sehen. Willst du vielleicht dort mit ihm sterben?"

„Wenn es Gott gefällt, werde ich keinen Augenblick zögern."

„Aber es wird ihm nicht gefallen," warf Pietro heftig ein. „Er hat uns sichtbar bis hierher geführt und vor allen Nachstellungen behütet; meinst du, das sei geschehen, damit wir hier zu Grunde gehen? Das kann nicht sein Wille sein."

„Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken," sagte Cristina.

„Aber er giebt uns Gedanken ins Herz," sagte Pietro, „und deines Vaters letzte Worte waren: rettet euch zu euren Glaubensbrüdern in die Alpen. Und das wollen wir."

„Wie wollen wir aber in die Thore hineinkommen ohne Paß und Zeugnis unserer Rechtgläubigkeit?" fragte einer der Waldenser.

„Man sagt, in Rom sei alles käuflich," antwortete Pietro. „Und von dem Geld, das ich aus dem Verkauf meines Gutes erlöst habe, ist noch viel übrig. Wir haben

ja kaum je eine Stätte betreten, wo Menschen wohnen. Doch was ist das? Dort über die Campagna kommen Reiter hergeritten. Schnell hier herein, bis sie vorüber sind!"

Er faßte Cristinas Arm, zog sie rasch vom Wege ab und eilte mit ihr und den anderen einem turmartigen, mit Zinnen gekrönten Grabmale zu, das hier aus tausendjährigem Schutt aufragte. Durch eine niedrige enge Thüre, die halb voll von herabgebröckelten Steinen lag, krochen sie hinein; dann ging's über einen Berg von grasbewachsenen Steinen empor und auf der anderen Seite tief hinab. Doch wie sie dort hinabstiegen, tönte ihnen eine Stimme entgegen:

„Wer stört hier meine Betrachtungen?"

„Verfolgte, arme Leute," antwortete Pietro aufs Geradewohl.

„Von wem verfolgt? Von dem, der sich fälschlicherweise das Haupt der Christenheit nennt?" fragte die Stimme.

„Eben von dem," sagte Pietro.

„Ich will euch schützen."

„Wer seid Ihr?" fragte Pietro.

„Benedetto Accolti," lautete die Antwort. „Bleibt hier, bis ich euch einen sicheren Aufenthaltsort gezeigt habe. Ich will sehen, ob Gefahr vorhanden ist."

Bei diesen Worten erschien aus einer tiefen Mauerlücke ein Mann mit struppigem, schwarzem Bart und tiefliegenden, unstät hin und her irrenden Augen. Ohne sich weiter um die Waldenser zu bekümmern, schritt er an ihnen vorüber und eilte zu dem Grabmale hinaus. Noch war er keine fünf Minuten auf der appischen Straße, da ritten die päpstlichen Reiter daher. Benedetto saß ruhig am Wege auf

einer zerbrochenen Säule. Als die Reiter ihn sahen, rief ihm einer derselben zu:

„Was sinnst und spinnst du wieder, alter Narr?"

Benedetto erwiderte mit theatralischer Würde:

„Wer der Narr ist, wird sich zeigen, wenn ich mein Geheimnis offenbaren und die Beweise meiner göttlichen Sendung geben werde. Ihr aber, was stört ihr mich in meinem Sinnen?"

„Habt Ihr nicht verdächtiges Volk gesehen?" fragte einer der Reiter. „Es treibt sich gegenwärtig viel ketzerisches Gesindel hier herum."

„Wer der eigentliche Ketzer ist, wird sich zeigen," erwiderte Benedetto geheimnisvoll.

„Gieb acht, daß du nicht dem heiligen Gericht in die Hände fällst," sagte der Reiter halb lachend. „Es hat auch für Narren Platz in den Gefängnissen des heiligen Gerichts."

„Und für päpstliche Reiter," sagte Benedetto. „Schert euch eures Weges!"

Die Reiter ritten fort, und bald war der Hufschlag ihrer Pferde auf dem grasbewachsenen Boden verhallt. Jetzt eilte Benedetto zu dem Grabdenkmal zurück und befahl den Waldensern ihm zu folgen, indem er sagte: „Ich will euch an einen Ort führen, den keine Menschenseele in Rom kennt. Kommt!"

Die Waldenser folgten ihm, gingen durch viele halbzerfallene Grabdenkmäler über wellenförmige Wiesen hin, Rom zu, und standen endlich vor einem in die Tiefe führenden Eingang. Eine hohe Pinie ragte einsam vor demselben auf; knorrige Wachholdersträuche und dichtzweigige Ginster=

büsche verdeckten ihn fast ganz. Benedetto zog die Büsche auseinander und sagte:

„Hier trete herein, wer verfolgt wird! Wer diese unterirdischen Gänge gemacht hat, ist mir nicht bewußt; aber ich achte, es waren Leute, die ihren Verfolgern entrinnen wollten. Diesen Ort haben wir, Benedetto Accolti, als unsern Zufluchtsort erwählt, falls die Offenbarung, deren wir gewürdigt sind, verziehen wird, zu erscheinen. Hier werden alle, die diesen unwürdigen Statthalter Christi auf Erden hassen und den heiligen König erwarten, einen Bergungsort finden. Es ist Raum für Tausende, ja für die ganze Christenheit."

Die Waldenser zögerten einen Augenblick, ob sie sich der Führung dieses Mannes anvertrauen sollten. Aber schon warf die Pinie ihren langen Schatten über das Heidegras und nur auf den Spitzen der blutrot verschimmernden Albanerberge weilte noch ein Sonnenstrahl. Von der Stadt herüber klangen die Glocken und von der Campagna her erschallte das Klingeln der in die Hürden einziehenden Rinder. Wie gespenstige Schatten huschten die berittenen Hirten, ihre langen Holzlanzen schwingend, über die stille Heide, und jetzt sah auch Pietros scharfes Auge die päpstlichen Reiter von ihrem Rundgange zurückkehren. Benedetto bemerkte das Zögern der Waldenser und sagte:

„Ihr zaudert? Und ihr habt recht, denn heutzutage lauert überall Verrat. Wen aber Gottes Geist erfüllt, der verrät niemand. Kommt!"

Er schritt voran; es ging steil über ein Gemäuer hinab, aus welchem einzelne Steine ausgebrochen waren, sodaß es eine notdürftige Treppe bildete. Als sie zwanzig bis dreißig Stufen

hinabgestiegen waren, befanden sie sich in einem schmalen Gange, in dessen Tuffwänden Vertiefungen waren, davon etliche mit Steinplatten geschlossen: sie waren in den Katakomben.

„Noch einige Schritte weiter, dann könnt ihr euch bequem lagern," sagte Benedetto und ging voran.

Wirklich erweiterte sich nach wenigen Schritten der Gang, Marmorpfeiler stützten die hier hohe Decke. Durch ein kleines Loch fiel ein Schimmer des vergehenden Tages herein.

„Hier lagert euch," sagte Benedetto, holte aus einer Nische etwas Büffelkäse und eine Flasche mit Wein und reichte sie den Waldensern. Während diese auf dem Boden oder auf Steinsärgen sitzend, ihre Mahlzeit einnahmen, betrachtete Benedetto die Leute und sagte:

„Ihr eßt hastig, wie Verfolgte zu thun pflegen. Wer weiß, wann ich also speisen werde! Darum nehme ich mich der Verfolgten an, und frage nicht, wer sie sind. Dadurch werbe ich mir Genossen für das Reich der vollkommenen Gerechtigkeit. Ihr seht mich staunend an, denn ihr habt wohl die Ungerechtigkeit der Welt unter diesem Papste erfahren. Aber wartet nur noch eine kurze Weile, dann wird geschehen, was ich sage. Ein ganz und gar verwerfliches Oberhaupt regiert die Kirche," fuhr er fort, die Augen nach oben richtend, sodaß der letzte Schein des Tages, der hereinfiel, sein mageres Gesicht mit den scharf hervorstehenden Backenknochen fahl beleuchtete, „er ist nicht eifrig im Gottesdienste, er hält mehr auf gutes Essen und Trinken, prächtige Feste und auf den Bau schöner Häuser, als auf den Bau des großen allgemeinen Reiches Gottes. Er muß

fallen, und wenn es durch meine Hand geschieht. Schon ist der Dolch geschliffen, der ihn bei der nächsten Prozession treffen soll. Und dann? fragt ihr," — er verfiel in einen begeisterten Predigerton, denn offenbar that es ihm bis ins Innerste wohl, endlich einmal eine wenn auch kleine Gemeinde vor sich zu haben, zu welcher er reden konnte, ohne daß er am nächsten Tage der Inquisition angezeigt wurde — „dann wird nicht mehr eine Spaltung sein zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche, sondern alle Gläubigen werden unter einem Papste stehen, der ein heiliger Mann sein wird. Und so groß wird sein Name sein, daß Türken, Heiden und all' die verruchten Ketzer nach Rom kommen werden und sich freiwillig bekehren, und dann wird das Reich der Gerechtigkeit errichtet werden, nach dem die Völker seufzen in dieser Zeit der Ungerechtigkeit, deren Hauptsitz der Vatikan ist. Also hat mir der heilige Geist geoffenbart, und also wird es geschehen. Amen."

Als Benedetto geschlossen hatte, senkte er den Kopf, sah die Waldenser an und sagte: „Und ihr, was wollt ihr?"

„Das Reich der Gerechtigkeit!" antwortete Cristina. „Doch nicht so —"

„Cristina, um des Himmels willen, schweig!" flüsterte ihr Pietro zu. „Danke Gott, daß uns dieser Mann gerettet hat und versuche nicht Gott!" Dann sagte er rasch laut: „Ja, Prophet, das wollen wir; doch wo ist das Zeichen, daß du die Wahrheit sagst?"

„Du bist ein Zweifler wie viele, doch auch du wirst sehen, daß ich die Wahrheit rede. Sie werden in Rom auf der Piazza Novona einen Scheiterhaufen errichten und ihn entzünden, und alles Volk wird umherstehen und unverletzt

von den Flammen wird von dem Scheiterhaufen herab Einer das Wort der Wahrheit ertönen lassen. Die Flammen werden den Propheten Gottes fressen, ehe er nur den Mund öffnet, wenn nicht alles lautere Wahrheit ist, was er verkündigt."

„Und wann wird das sein?" fragte Pietro.

„Bald wird es geschehen, und ihr sollt es sehen," rief Benedetto.

„Aber wir kommen nicht nach Rom hinein, da wir weder Paß noch Ausweis haben," entgegnete Pietro.

„Dafür will ich sorgen, wenn der Tag der Offenbarung gekommen ist," sagte Benedetto. „Harret hier der Dinge, die da kommen sollen! An Speise und Trank will ich es den ersten Kindern meiner Offenbarung nicht fehlen lassen. Schlaft wohl! Morgen kehre ich wieder und will euch fortan speisen, wie einst die Raben den Elias. Gute Nacht! Hoffet auf das Reich der Gerechtigkeit und sprecht: Wir hoffen auf das Reich der Gerechtigkeit. Sprecht es!" fuhr er wild auf, als die Waldenser nicht sogleich nach seinem Worte thaten.

„Wir hoffen auf das Reich der Gerechtigkeit," klang es jetzt, wenn auch in anderem Sinne, vom Mund der Waldenser. Benedetto nickte und schritt durch den Gang davon.

XI. Kapitel.

Am anderen Morgen, als kaum das erste Tageslicht durch die kleine Oeffnung in die Gruft hereinfiel, wo die Waldenser seit vielen Wochen das erste Mal wieder sorglos

hatten schlummern können, stand Benedetto schon wieder vor ihnen und rief:

„Auf, ihr Schläfer! Der große Tag ist da. Gott hat es wunderbar gefügt; der Scheiterhaufen ist errichtet, das Wort der Wahrheit wird ertönen. Doch hat es Gott gefallen, um die Unwürdigkeit seines Knechtes zu zeigen, den Scheiterhaufen nicht auf dem von ihm bezeichneten Platze zu errichten, sondern vor der Engelsburg an der großen Tiberbrücke. Und auch der Papst wird anwesend sein und in großer Prozession hinziehen — mein Dolch ist geschliffen. Ihr aber werdet heute leicht ohne jede Belästigung durch das Thor ziehen, denn alle Welt wird zusammenströmen, um das Schauspiel zu sehen."

„Habt Ihr selbst diesen Scheiterhaufen errichtet?" fragte Pietro.

„Erkenne darin Gottes Gericht," antwortete Benedetto, „daß dieser unwürdige Papst selbst den Scheiterhaufen errichten muß."

„Für Euch?" fragten die Waldenser.

„Für einen anderen," sagte Benedetto, „für einen Ketzer, von dem sie sagen, daß er der keckste und gewandteste Meister der Gottlosigkeit sei, der je die Wahrheit an der Quelle zu vergiften bestrebt gewesen. Er ist ein Ketzer; wohl, darum mag und muß er brennen. Warum hat er nicht gewartet, bis mein König der vollkommenen Gerechtigkeit zu Rom regiert, dann wäre er freiwillig an seinen Thron niedergesunken und hätte den wahren Glauben bekannt. Aber jetzt" — er lachte höhnisch auf — „jetzt, da er zu früh an die ‚Quelle der Wahrheit' gekommen ist, jetzt trinkt er den Tod aus der Quelle der Lüge."

„Die Quelle der Lüge!“ riefen die Waldenser und Benedetto sah stolz auf seine ersten Jünger. Er führte sie dann rasch hinauf an das Licht des Tages, der mit wunderbarem Glanze über der Campagna lag, und brachte sie unter der Menge der nach Rom strömenden Landleute ungefährdet in die Stadt hinein und durch die ganze Stadt hindurch bis zu der Engelsbrücke. Dort verließ er sie, indem er, auf seinen Dolch deutend, sagte, wichtige Geschäfte rufen ihn nun ab.

Während die Waldenser im Gedränge harrten, eilte Benedetto dem Vatikan zu, von welchem aus der Papst in feierlicher Prozession mit allen Kardinälen zu der Ketzerverbrennung kommen mußte. Und wirklich, da kam er, mühsam vorwärts schreitend, da ihn eben das Podagra wieder plagte, doch voll Heiterkeit in dem behäbigen, gut genährten Gesichte, umgeben von seinen Kardinälen, ohne jeden Schutz. Benedetto fuhr nach dem Dolche: in diesem Augenblick erklangen die Glocken der Stadt, Pius IV. lächelte in seiner gewinnenden Weise und machte eine wahrscheinlich sehr weltliche Bemerkung zu einem der Kardinäle. Da wurde Benedetto blaß, sein Blut stockte, die krampfhaft an dem Dolchgriffe geballte Faust öffnete sich langsam: der Papst war vorüber. Kaum aber war Benedetto dem berückenden Einfluß, den eine solche Prozession auf fanatisch katholische Gemüter macht, entrückt, so kehrte seine Besinnung wieder. Er murmelte: „Gott hat es nicht gewollt! Zuerst muß vom Scheiterhaufen die Wahrheit ertönen, dann erst bist du würdig, den Rachestahl zu schwingen.“

Er drängte sich durch die Menge und strebte nach der Tiberbrücke zurück. Als er dort angekommen war, saß schon

der Papst mit seinen Kardinälen auf der vor dem Scheiterhaufen errichteten prächtigen Tribüne. Benedetto suchte zu den dort unter der Menge stehenden Waldensern zu kommen, was ihm auch nach einigem Suchen gelang. Sie standen am Ende der Brücke, nicht weit von dem Steingeländer, und Benedetto flüsterte Pietro zu:

„Gebt acht, wenn der Scheiterhaufen zu brennen anfängt!“

Pietro aber sagte leise zu Cristina: „Wär's nicht das beste, wir verließen jetzt in der Stille die Stadt, zum anderen Thore hinaus?“

„Wir werden das sicherer können, wenn wir heute abend unter der Menge uns hinausschleichen,“ antwortete Cristina. „Und zudem weißt du, was ich in Rom suche.“

„Zu deinem Verderben, ich ahne es,“ sagte Pietro.

Jetzt machte sich eine Bewegung in der Menge bemerklich, man hörte Stimmen: „der Ketzer“, „der gottlose Verführer“, und alle richteten ihre Blicke auf den hohen Scheiterhaufen. Vor diesem vollzog sich, von der Menge ungesehen, die gewöhnliche Ceremonie, indem der verruchte Ketzer, der selbst dem Zuspruche des Jesuitengenerals gegenüber verstockt geblieben war, von der Inquisition der weltlichen Obrigkeit übergeben wurde, daß sie thue, wozu sie Gott gesandt habe. Und jetzt wurde ein gebundener Mann, der noch nicht die dreißig erreicht haben mochte, auf den Holzstoß gehoben und vor allem Volke sichtbar. Mit weit geöffneten Augen starrte Cristina den Ketzer an. Dieser ließ die Augen wehmütig über die Menge hinschweifen, blickte dann zu dem lächelnd dasitzenden Papst empor und

rief laut über die schweigende Menge hin — das Wort der Wahrheit, von welchem Benedetto gesagt hatte:

„Ich sterbe als ein Bekenner Jesu Christi und der reinen Lehre. Alle aber, welche den Papst für einen Statthalter Christi und für einen Gott auf Erden halten, befinden sich in einem verderblichen Irrtum, weil er sich durch die That als den ärgsten Feind der Lehre Christi und des wahren Glaubens erweist. Ja, alle seine Anschläge und Handlungen zeugen laut, daß der Papst der wirkliche Antichrist ist —“

Soweit war der Sprecher gekommen, da flüsterte der Inquisitor den Henkersknechten zu:

„Erdrosselt ihn und dann rasch den Scheiterhaufen entzündet!“

Aus der noch immer lautlosen Menge aber ertönte ein Schrei. Es war Cristina, welche, die Arme erhebend, schmerzbewegt rief:

„Luigi Pasquali, mein teurer Hirte und Lehrer!“

Beim Klang dieser in kalabrischem Dialekte gesprochenen Worte horchte einer der Inquisitionsdiener auf, sah nach der Richtung hin, woher der Ton kam und murmelte:

„Also meine Späher haben sich nicht getäuscht. Sie ist hier, und dort, nicht weit von ihr, auch der Pietro. Ah, Pietro, jetzt kommt die Abrechnung für den Ketzerhund!“

Er flüsterte einem Dominikanerpater einige Worte zu, dieser nickte und einige Minuten später legte sich Andrea Pazzos Arm auf Cristinas Schulter und seine Stimme flüsterte ihr ins Ohr:

„Du hast dich verraten, Cristina. Nun bist du in meiner Gewalt. Folgst du mir gutwillig, so will ich dich

retten, denn ich liebe dich; wo nicht, so liegst du in der nächsten Viertelstunde in den Gefängnissen des heiligen Gerichts."

„Und du in der nächsten Minute in dem Tiber!" sagte jetzt Benedetto Accolti, der die Worte vernommen hatte.

„Alter Narr, hüte dich, daß du nicht selbst am Kragen genommen wirst!" antwortete Andrea noch immer leise und sah sich nach Pietro um, der gerade in diesem Augenblick durch die Menge von Cristina getrennt war. „Folge mir, Cristina," flüsterte er noch einmal, und als sie ihn gar nicht zu hören schien und nur nach dem brennenden Scheiterhaufen starrte, suchte er sie an der Hand fortzuziehen. Aber Benedetto rief: „Die ist meine Jüngerin, laß sie!"

Andrea gab ihm einen Stoß und suchte Cristina fortzuziehen. Aber nun stürzte sich Benedetto auf ihn, faßte ihn und beide rangen miteinander. Das Volk machte Platz. Was der Anlaß war zu diesem Kampfe, wußte niemand, aber das Schauspiel des brennenden Scheiterhaufens fing an langweilig zu werden, zumal da der Ketzer nicht, wie angekündigt, lebendig verbrannt wurde, sondern erdrosselt am Pfahle hing. Pietro aber benützte den Augenblick der Verwirrung und zog Cristina weg, tiefer in die Menge hinein, in welcher sie bald verschwunden waren. Inzwischen rangen die beiden miteinander, aber Andrea war im Nachteil, da er von seiner Zerfleischung in Montalto her eine steife Hand hatte. So gelang es Benedetto, ihn an das Geländer der Brücke zu drängen, und jetzt hob er ihn mit Riesenkraft hoch empor und rief:

„So gehe es jedem, der den Propheten Gottes einen Narren heißt und seine Jünger anzutasten wagt."

Im nächsten Augenblick klatschte es drunten, Andrea versank in dem Flusse. Kaltblütig drehte sich Benedetto um und sagte:

„Der da beweist im Wasser meine göttliche Sendung, ich aber werde sie im Feuer beweisen. Macht Platz!“

„Der Accolti, der Prophet Gottes!“ flüsterten einige aus der Menge ehrfurchtsvoll. „Gebt Raum und laßt sehen, was er thut!“

Benedetto eilte dem Scheiterhaufen zu, machte einen mächtigen Sprung und stand mitten in der Flamme. Doch eine solche Störung konnte die Inquisition nicht dulden; ehe er nur ein Wort reden konnte, war er mit Haken heruntergerissen, ohne daß ihm nur sein Kleid versengt gewesen wäre.

„Laßt mich zum Volke reden!“ rief er, aber ein Inquisitor sagte:

„Wir haben heute schon genug gehört; weg mit dem!“

Sofort hatte Benedetto einen Knebel im Munde, und wenige Minuten darauf war der unangenehme Zwischenfall erledigt: Benedetto Accolti saß im Gefängnis der Inquisition und hat es nie mehr verlassen.

Den Waldensern aber glückte es, aus Rom zu entkommen und unter vielen Gefahren in die Thäler der Alpen zu gelangen, wo sie unter ihren Glaubensgenossen vor Verfolgungen sicher waren. Der eine und andere der kalabrischen Waldenser kam in den nächsten Monaten noch dorthin; in Kalabrien aber brannten die Scheiterhaufen, bis auch der letzte Ketzer vernichtet war. Wie ein aus dem Feuer geretteter Brand wurde jeder kalabrische Waldenser

von den Glaubensgenossen betrachtet, und alle wetteiferten, durch Liebesbeweise ihnen zu vergelten, was sie gelitten hatten.

Die Winterstürme heulten durch die Alpenthäler und vom Gebirge herunter donnerten die Lawinen, da trat eines Tages Pietro in das Haus ein, wo Cristina Aufnahme gefunden hatte. Er schüttelte die Schneeflocken von seinem Mantel und sagte:

„Cristina, wie schön ist's in Kalabrien um diese Zeit! Mich friert bei euch. Wird's noch lange so wintern?"

„Noch monatelang, Pietro. Willst du in deine Heimat zurückkehren?"

„Das fragst du mich?" entgegnete Pietro. „Du weißt, was mich hierher geführt hat; aber umsonst war mein Hoffen bis heute."

„Wenn du nur um meinetwillen deine Heimat verlassen hast, Pietro," sagte Cristina, „so bist du nur menschliche Wege gewandelt. Ich wäre für unseren Glauben auch gestorben."

„Aber Gott wollte nicht, daß du sterbest, er wollte, daß du lebest. Und ist es dir denn gar nichts, mir die Heimat zu ersetzen? Was wäre es, wenn sie auch dich hingemordet hätten, wie die anderen! Ich bin gestern bei eurem Pfarrer gewesen und habe ihm mein Herz ausgeschüttet, und weißt du, was er sagte? Gottes Führung sei wunderbar in deiner Rettung zu erkennen. Und dann fragte er mich, ob ich meinem Todfeinde vergeben könne. Und weißt du, was ich geantwortet habe? Wenn heute der Andrea im Gebirge droben auf einsamem Pfade mir begegnete, so würde ich

das Messer ruhig in der Scheide stecken lassen. So viel habe ich bei euch gelernt, daß man dem Feinde, wenn man ihn auch nicht lieben, so doch ihm vergeben kann. Bist du dessen zufrieden? Ob mir der Andrea je wieder in meinem Leben begegnet, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich diese Probe waldensischen Glaubens bestünde."

Cristina, die bisher mit gesenktem Haupte dagesessen war, hob den Kopf und sah Pietro mit ihren großen Augen an. Es lag etwas darin, das Pietro ermutigte, fortzufahren:

„Bist du damit zufrieden? Und nun erinnere ich dich an dein Versprechen; ich habe das meinige gehalten. Wenn Pasquali frei ist und wir sicher unseres Glaubens leben können, sagtest du, dann dürfe ich wiederkommen und fragen: Willst du mein Weib werden? Pasquali ist frei, er ist zu jener Freiheit gelangt, wo es keine päpstlichen Fesseln mehr giebt. Und unseres Glaubens können wir hier sicher leben."

„Unseres Glaubens?" warf Cristina fragend ein.

„Ja, unseres Glaubens," sagte Pietro, „denn dein Glaube ist mein Glaube. Er wird es um nichts mehr sein, wenn ich am nächsten Sonntag ihn öffentlich bekannt habe, als er es jetzt ist, da ich noch als ein Andersgläubiger unter euch wandle. Denn das habe ich bei euch gelernt: nicht das äußerliche Bekenntnis ist es, das euch besser macht, als uns, sondern die That. Und euer Glaube ist die That; der unsrige ist tote Formel. Doch was wußte ich von dem, was man Glauben heißt!" fügte er hinzu. „Denkst du aber nicht, daß auch die heiße Liebe zu dir von Gott mir ins Herz gegeben wurde, damit ich durch sie zum wahren

Glauben komme? Und du, willst du eine römische Heilige sein?"

Er ergriff ihre Hand; Cristina entzog sie ihm nicht, und sagte:

„Pietro, römisch ist an mir nichts, ist nie etwas an mir gewesen. Eine Heilige habe ich nie sein wollen, und bin es nicht. Und wenn ich jetzt deine Hand halte, so thue ich es nicht, weil du am Sonntag ein Waldenser wirst, sondern weil ich" — sie flüsterte die letzten Worte — „weil ich dich liebe und längst geliebt habe. Aber sprich, Geliebter, mußte es nicht so kommen? Mußte ich dich nicht vom Silawalde in die Alpen leiten, damit uns hier das Haus gebaut werde, darin mein Gott dein Gott ist und meine Heimat deine Heimat? Und so allein werden wir eins sein."

Sie sah mit leuchtenden Augen Pietro an; dieser schloß sie in die Arme und rief: „Und Vater und Mutter und Bruder will ich dir sein, Cristina. Glaubst du das?"

Cristina erhob das Gesicht, blickte, Thränen in den Augen, zu Pietro auf und sagte: „Ich glaube dir."

Draußen heulte der Wintersturm um das Haus, drinnen aber vergaßen zwei Glückliche allen Jammer des Erdenlebens.

Und der Nordsturm raste weiter gen Süden. In Rom schlug er mit seinen Riesenfittigen an die Fenster des Vatikans, daß Papst und Kardinäle von ihren weichen Pfühlen emporfuhren; er rüttelte an der halbfertigen Peterskuppel und brach einen Stein aus dem Bau, der krachend durch die Wölbung in die Kirche hinabschlug. Als der Nordsturm nach Kalabrien kam, rührte er die Glocken von Guardia,

daß sie leise klangen, floh dann über zerstörte Dörfer, über verwüstete Fluren und schwarze Scheiterhaufen nach dem Silawalde und streute die rotleuchtenden Blätter des Waldes in reichster Fülle über die bleichenden Gebeine der gefallenen Waldenser. Eben ging die Sonne auf und sandte ihren Morgengruß herein: der Wind ließ seine Flügel sinken, und durch den Wald rauschte ein leises Auferstehungslied.

Psalm und Messe.

I. Kapitel.

Die Augustsonne des Jahres 1572 brannte in voller Glut von dem stahlblauen Himmel herab, kein Lüftchen regte sich und ein dunstiger Schleier lag über dem Thale, in welchem Rhone und Saone einander entgegenstreben. Alles Leben schien erstorben, in bleichen Büscheln hing das welke Gras über die Raine herab, öde und tot lagen die Stoppelfelder, kein Laut ertönte. Nur wenn die Schatten von einigen weißlichen Wolken, die sich von dem dicken grauen Saume im Südwesten losgelöst hatten, langsam über die rissige brandige Erde dahingezogen, erschien die Landschaft einigermaßen belebt.

Auf der staubigen Straße ritt langsam ein Reiter hin. Sein Ziel war offenbar die Stadt Lyon, deren hohe, am Berghang aufsteigende Häuser, überragt von der Kuppel von Notre Dame de Fourvières, undeutlich im Dunst gehüllt vor ihm lagen.

„Vorwärts, Brauner, daß wir noch vor Abend in die Herberge kommen!“ rief jetzt der Reiter in italienischer Sprache. „Die Sonne ist längst über den Mittag hinüber und dort die Wolkenwand sieht aus, als ob heute noch ein

Gewitter kommen könnte. Dumpfig und schwül genug ist's dazu, fast so, wie wenn die Malaria sich über die Campagna legt."

Das Pferd spitzte die Ohren, gab dem Schenkeldruck des Reiters nach und trabte eine Weile. Bald aber verfiel es wieder in eine langsamere Gangart; der Reiter, ebenfalls ermüdet, schien es kaum zu bemerken und saß nachdenklich auf seinem Rosse.

Jetzt näherte er sich den Bögen einer alten römischen Wasserleitung. In einem derselben war eine Schenke hineingebaut und aus dieser scholl Gelächter heraus und darunter hinein der Ton eines Tamburins. Der Reiter horchte auf. Es war das erste Zeichen von Leben, das er seit langem gehört hatte, die Töne klangen ihm angenehm nach der langen, drückenden Stille des Tages.

„Wollen wir Halt machen, Brauner?" sagte er und klopfte den Hals seines Tieres. „Ein frischer Trunk und ein Imbis thut uns beiden wohl."

Er war mittlerweile vor der Schenke angekommen, hielt nun die Zügel an und sprang herab. Dabei gab die Laute, welche er auf dem Rücken hängen hatte, einen leisen Klang; zärtlich rückte er sie zurecht und trat an die Thüre der Schenke, während sein Pferd ruhig stehen blieb. Der Anblick, der sich ihm bot, war nicht gerade verlockend. Auf dem Herde der Stube, die zugleich Küche war, brannte ein Feuer, der Rauch zog an der geschwärzten Decke hin und suchte sich durch die Thüre einen Ausweg. Die Wirtin war mit mürrischem Gesicht an einem Topf beschäftigt und betrachtete die Gesellschaft, die vorn an einem Tische saß, keineswegs mit freundlichen Augen. Um den neuen Gast schien

sie sich anfangs gar nicht zu kümmern, auch als dieser sich an dem nächsten Tische niedergelassen hatte und Wein verlangte.

„Da nehmt von dem meinigen!“ rief ihm nun ein Mädchen aus der am anderen Tisch sitzenden Gesellschaft zu, erhob den Becher, nippte an demselben und bot ihn dem Gast, indem sie ihn mit ihren feurigen schwarzen Augen über den Becher hinüber anblitzte.

Der Gast dankte in französischer Sprache, die er mit etwas fremdem Klange sprach, und setzte den Becher an. Nach dem ersten Schlucke aber hielt er inne und sagte:

„Bessere Weine hat man bei euch nicht? Heda, Frau, ist das euer bester?“

Langsam drehte sich die Wirtin um, warf rasch einen Blick auf die vornehme Kleidung ihres Gastes und sagte:

„Wenn's Euch beliebt, einen besseren zu trinken, so befehlt!“

„Heraus mit dem besten, den eine an Toskaner- und Romagnawein gewöhnte Kehle schlucken kann!“ rief der Gast und gab dem Mädchen den Becher halbvoll zurück.

Diese streifte mit einem raschen Blick das schöne, von einem schwarzen Schnurrbärtchen gezierte Gesicht und sagte keck:

„Höflich ist's nicht, den Willkommbecher ungetrunken zurück zu geben, weder in Frankreich, noch in Italien, am wenigsten im betrunkenen Deutschland. In diesem Stück sind die Deutschen die höflichste Nation der Welt.“

„Du kennst, wie es scheint, viele Länder,“ sagte der Gast. „Nun weniger höflich als die deutschen Bestien will ich auch nicht sein!“

Er faßte den Becher, hielt ihn empor und sagte:

„Dein Wohl, schönes Kind! Wie heißt du?“

Ohne die Antwort abzuwarten, trank er den Becher aus, füllte ihn aus der inzwischen von der Wirtin gebrachten Kanne und reichte ihn dem Mädchen mit den Worten:

„Wie heißt du und woher kommt ihr?“

„Nennt mich Rondinella,“ antwortete das Mädchen italienisch und nahm den Becher, setzte ihn an und trank ihn aus.

„Auf Euer Wohl, Signor — wie heißt Ihr?“

„Domenico und so weiter,“ antwortete er lachend. „Einen guten Zug hat meine schöne Schwalbe, kein Vogelkehlchen, das nur im Fluge nippt. Bist gar eine Deutsche? Doch schwerlich, denn du sprichst meine Sprache vortrefflich.“

Er betrachtete das Mädchen und die Gesellschaft, in der sie war: ein paar alte, häßliche Weiber, etliche junge Mädchen und drei gebräunte Männer in einer Tracht, die aus allen Ländern und allen Ständen zusammengeborgt schien. Auch das Kleid Rondinellas war sicherlich nicht ihr auf den Leib gemacht worden, so gut es sie kleidete: ein viereckig ausgeschnittenes knappes Mieder, in welchem sich eine seidene Schnur, wohl mit irgend einem Amulet, verlor, zwei- oder dreimal gepuffte Spitzenärmel, bis über den Ellbogen reichend, aus welchen der volle, runde Arm anmutig herausschaute, und ein vielmal gefaltetes Kleid, das unten mit einem breiten samtenen Saum besetzt war.

„Woher kommt Ihr?“ wiederholte Domenico.

„Wir sind vagierende Leute,“ antwortete Rondinella und rückte näher zu Domenico heran, „fahrende Musikanten, wenn Ihr's wissen wollt, Herr. Wir kommen von Paris. Ihr wißt, wenn die hohen Herren Hochzeit machen, so will auch das Volk unterhalten sein, zumal die Pariser. Dort sammelt ja immer ein Quacksalber, ein Maulesel mit Cym-

beln und Schellen, ein paar balgende Weiber oder ein blinder Spieler mehr Volks auf den Straßen, als der beste Prediger in den Kirchen."

Domenico lachte und erwiderte:

„Ist denn auch das hugenottische Paris so lustig? Doch, das werde ich ja selbst in aller Bälde erfahren."

„So lustig, wie es noch nicht gewesen ist!" antwortete Rondinella. „Des Königs Schwester hat ja einen Hugenotten geehelicht, und die hugenottischen Edeln alle, die sich in Paris versammelt haben, sind auch keine Kopfhänger. Wenn nur die Lustigkeit kein böses Ende nimmt!" fügte sie halb flüsternd hinzu. „Ihr seid keiner von diesen, edler Herr; denn in dem Lande, aus welchem Ihr kommt, giebt's keine Ketzer."

„Bist du vielleicht eine Ketzerin, kleine zwitschernde Schwalbe, und was flüsterst du mir da ins Ohr?" sagte Domenico. „Was gehen mich eure Hochzeiten und eure Hugenotten an! Ich bin um anderer Dinge willen in euer Land gekommen."

„Ihr wollt nach Lyon hinein?" entgegnete Rondinella und schmiegte sich näher an ihn, sodaß der Atem ihres Mundes seine Wange streifte. „So laßt Euch etwas sagen, junger Herr! — Hütet Euch vor den Hugenotten, geht mit keinem um; es wäre schade um Euer schönes Gesicht, wenn's in der Rhone von den Fischen zerfressen würde."

Domenico war einen Augenblick betroffen von dem Tone, mit welchem sie dies sagte, hatte aber keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn einer der Vaganten, der Rondinella schon längst mit argwöhnischen Blicken betrachtet hatte, war aufgesprungen, hatte Rondinella am Arm gepackt und rief:

„Weg da, Mädel, von dem! Mußt du allen Männern schön thun?“

„Was geht es dich an, Hugo?“ antwortete Rondinella. „Mit den Schönen thu' ich schön, ob's nun den Häßlichen gefällt oder nicht. Und der da,“ sie zeigte auf Domenico, „der da gefällt mir, wie keiner noch, und wenn er's befiehlt, so küss' ich ihn und du wirst mich nicht daran hindern!“

„Ja ich werde!“ rief der andere wütend. „Ich will nicht dulden —“

Er hatte noch nicht ausgeredet, da hatte Rondinella sich schon Domenico an den Hals geworfen und ihre Lippen auf seine Wange gedrückt. Dann sprang sie auf, stellte sich vor Hugo hin und sagte:

„Hast du mich gehindert?“

„Nein, aber das nimm dafür!“

Klatschend fiel seine Hand auf die Wange der Dirne, die anderen Vaganten sprangen auf, die Weiber kreischten, die einen nahmen für Rondinella, die anderen für Hugo Partei: es war ein Höllenlärm. Domenico stand auf, warf der Wirtin ein Geldstück hin und verließ die Hütte. Ihn beleidigte der Tumult, und was kümmerte es ihn, daß ihn eine vagierende Dirne hübsch fand und sich in ihn verliebte! Dem jungen reichen und schönen Domenico Belcampo versagten die stolzesten Römerinnen nicht ihre Gunst, wenn er sie begehrte. Bis jetzt hatte er freilich sich noch wenig um der Weiber Gunst oder Ungunst gekümmert.

Während in der Schenke der Wortwechsel noch forttobte, bestieg Domenico sein Pferd und trabte weiter. Die graue Wolkenwand am Himmel war höher gerückt, und manchmal zuckte ein Blitz aus derselben hervor. Rascher, als er

vermutet hatte, dunkelte der Abend, doch Lyon lag nicht mehr fern. Bereits stiegen die breitspurigen gotischen Türme von St. Jean mit ihren Rundbogenfenstern und den flachen kreuzgeschmückten Dächern vor seinen Blicken auf. Ein Sonnenstrahl, der durch die im Augenblick zerrissene Wolkenwand fiel, traf die vergoldeten Kreuze und ließ sie in zitterndem Lichte erglänzen. Die Nähe der gewerbreichen Stadt machte sich immer mehr bemerklich: Gehöfte, zum Teil mit weitläufigen Stallungen, vor welchen die Fuhrleute sich drängten, lagen etliche Schritte vom Wege entfernt, und der Lärm der Ankommenden und Abgehenden drang herüber auf die Straße. Unbekümmert um den Lärm ritt Domenico weiter; doch plötzlich horchte er auf: aus einem kleinen Hause, das zwischen Bäumen versteckt lag, drangen die Töne eines Liedes heraus. Es war eine Frauenstimme, welche ein Volkslied sang. Die Melodie unterschied sich von den Liedern, die er bis jetzt in der Provence gehört hatte, durch lebhafteren, bewegteren Gang und eigentümlichen Rhythmus, der den Horcher sofort bei den ersten paar Takten fesselte. Er hielt die Zügel seines Pferdes an und lauschte, bis das Lied zu Ende gesungen war. Als die letzten Töne verklungen waren, ritt er weiter, indem er murmelte:

„Das muß ich mir heute abend auf der Laute zusammensuchen! Und da wollen sie es den Komponisten wehren, ihre Kirchenlieder über Volksliedern aufzubauen. Meister Palestrina selbst hätte an dieser Melodie seine Freude. Ich muß sie ihm mitbringen.“

Er wiederholte sich in Gedanken die Melodie, sang auch einige Takte mit einer frischen Tenorstimme vor sich hin und kam so, ehe er es sich versah, an die Thore von Lyon. Als

er seinen Paß vorzeigte, sah ihn der wachthabende Hellebardier mit mißtrauischen Blicken an und sagte:

„Von Rom nach Paris! Daraus wird vorläufig nichts, junger Herr. Steigt ab und tretet hier herein."

Erstaunt hörte Domenico diese Worte und machte keine Miene abzusteigen.

„Nun, wird's bald?" rief der Hellebardier.

„Was soll ich bei euch da drin?" fragte Domenico, auf die Wachtstube zeigend.

„Das wird Euch der Hauptmann sagen," entgegnete die Wache. „Vom Gaul herunter!"

Domenico folgte den drohenden Worten und stieg ab. Sogleich wurde er vor den wachthabenden Hauptmann, Monsieur Picard, geführt. Dieser prüfte Domenicos Paß und sagte höflicher als sein Untergebener:

„Ich bedaure, Euch hier halten zu müssen. Wir haben strengsten Befehl, niemand, der von Rom kommt, durchzulassen."

„Aber ich komme gar nicht geraden Wegs von Rom, bin über Deutschland geritten und beabsichtige vorläufig hier zu bleiben."

„Hilft nichts, der Befehl des Herrn Gouverneurs ist streng."

„Und wie lange soll ich hier eingesperrt sein?"

„Bis nächsten Montag den 25. August jedenfalls!" sagte Picard. „Was dann, hängt von den weiteren Befehlen des Herrn Gouverneurs ab. Oder habt Ihr Empfehlungsschreiben?"

Domenico griff in die kleine Tasche, welche am Gürtel neben seinem Degen hing, zog etliche Briefe heraus und über-

reichte sie. Dieselben waren an reiche Handelsherren von Lyon gerichtet, der Hauptmann überflog ihren Inhalt und gab sie lächelnd zurück, indem er sagte:

„Diese werden Euch wenig nützen; habt Ihr sonst noch etwas?"

Einen Augenblick besann sich Domenico, dann griff er noch einmal in seine Tasche und zog einen schmalen Streifen Papier heraus. Oben an dem Rande desselben waren noch etliche Noten zu sehen, darunter standen einige italienische Worte, und die Unterschrift lautete: G. Pierluigi da Palestrina, Maestro Compositore. Adressiert war der Brief an Claudio Goudimel zu Lyon.

„Hilft mir vielleicht dieser Brief etwas?" fragte Domenico, ihn dem Hauptmann reichend.

Dieser machte ein finsteres Gesicht, als er sah, an wen der Brief gerichtet war, steckte ihn zu sich und sagte:

„Wer der Palestrina ist, weiß ich nicht. Aber den Goudimel kenne ich wohl. Eine Empfehlung an ihn ist eine sehr schlechte Empfehlung, Herr Belcampo. Ihr werdet hier bleiben und abwarten, was mit Euch geschehen wird."

„Barbar!" murmelte Domenico. „Weiß nichts von Meister Pierluigi! Heilige Madonna, ist dieses hugenottische Land zurück in der Bildung!"

„Beliebt es Euch, da herein zu treten!" sagte der Hauptmann höflich und öffnete die Thüre eines düsteren Nebenzimmers. „An Wein soll es Euch nicht fehlen, wenn Ihr ihn bezahlen könnt, heißt das, und nach einem scharfen Ritt schläft man auch auf einem harten Lager, wie dieses hier ist, gut."

„Ich denke," antwortete Domenico finster und warf sich auf die Bank. Die Thüre sank hinter ihm ins Schloß, er

war allein. Eine Weile saß er in sich versunken da, horchte auf das Grollen des Donners, das immer näher kam, und sann nach, warum er eigentlich hier sitze und was die Worte des Hauptmanns bedeuten, daß eine Empfehlung an Goudimel, den verehrten Lehrer Palestrinas, eine schlechte Empfehlung sei. Zufällig berührten seine Finger die Laute, er nahm sie vor und stimmte sie. Als dies nach einiger Mühe gelungen war, suchte er die Melodie, welche er heute abend gehört hatte, zu finden, und bald fügte sich Akkord an Akkord.

Draußen in der Wachtstube zechten die Soldaten, ohne an ihren Gefangenen zu denken. Plötzlich, bei einer augenblicklichen Stille, tönten die Akkorde des Liedes heraus. Da schlug einer der Soldaten mit geballter Faust an die Thür der Stube und rief:

„Muß das verdammte hugenottische Lied einen überall hin verfolgen! Schweigt mit Eurem Geklimper oder —“

Seine Worte verhallten in einem Fluche. Domenico konnte sich die Worte nur halb reimen, legte die Laute weg, warf sich auf sein Lager und lag bald in einem tiefen Schlafe.

II. Kapitel.

Als Domenico am andern Morgen erwachte, mußte er sich erst darauf besinnen, wo er eigentlich war. In der That, er saß als Gefangener in Lyon und kam im besten Falle in zwei Tagen los, denn heute war ja erst der 23. August. Vergeblich fragte er den Landsknecht, der ihm den Frühstückswein brachte, warum er eigentlich hier sitze. „Was weiß ich! fragt den Gouverneur!“ war die mürrische Ant-

wort. Daß dieser von seinem Könige, Karl IX. und dessen Mutter, Katharine von Medici, den strengsten Befehl erhalten hatte, vom 18.—25. August den Verkehr zwischen Lyon und der übrigen Welt zu hemmen, davon hatte Domenico keine Ahnung. Und noch weniger davon, was der Zweck dieser Maßregel war. Die Hugenotten, deren Untergang auf die Bartholomäusnacht geplant war, sollten im ganzen Reiche so ahnungslos sein, wie in Paris; kein Warner, weder vom Auslande, noch während des Gemetzels in Paris von dort, sollte in die Provinzen dringen, am wenigsten nach Lyon, wo die Hugenotten einst Herren der ganzen Stadt gewesen waren und wo sie noch jetzt in großer Anzahl sich befanden.

Von all dem wußte Domenico nichts; hatte er sich doch kaum je um die französischen Ketzer bekümmert. Das war überhaupt damals nicht die Sache eines jungen Römers, am wenigsten Domenicos, den ganz andere Dinge beschäftigten. Als einziger Sohn eines reichen römischen Handelsherrn, sollte er sich der Handelschaft widmen; aber das war gar nicht sein Geschmack. Er war stets ein in sich gekehrter Jüngling gewesen, der am liebsten in die Kirchen lief und, an irgend einen Pfeiler gelehnt, der wunderbaren Musik lauschte, die damals der Kapellmeister von Santa Maria maggiore, Palestrina, komponierte. Und dieser war ihm kein Fremder: wohnte er doch in seinem bescheidenen Häuschen nicht weit von dem stolzen Kaufhause seines Vaters, das den herabgekommenen Palästen des großenteils verarmten Adels Trotz zu bieten schien. Und da geschah es eines Tages, daß der berühmte Meister den Jüngling hörte, wie er die Laute spielte und mit seiner silberhellen Tenorstimme sang, und es war nichts anderes, als ein Satz aus Palestrinas berühmter Missa Papa

Marcelli. Und das zusamt der Stimme gewann Palestrinas Herz und als er Domenico wiedersah, lud er ihn ein, sich unter seine Schüler zu setzen. Etwas schöneres hätte Domenico nicht widerfahren können, und sein Vater gab, wenn auch ungern, die Erlaubnis dazu. Natürlich nur als Nebenstudium; denn daß sein Sohn ein Musikant werden könnte, fiel ihm nicht ein. Aber Domenico ergriff den Nebenberuf in leidenschaftlicher Weise und bald wollte er nichts anderes mehr wissen, als Musik, und sein höchster Ehrgeiz war, dereinst päpstlicher Kapellmeister zu werden. Und mit solchem Eifer betrieb er, unterstützt von herrlicher Begabung, seine Studien, daß Pälestrina ihn öffentlich seinen liebsten und besten Schüler hieß und halb im Scherz, halb im Ernst von ihm als seinem dereinstigen Nachfolger sprach.

Diese Aussicht, wenn sie auch noch in weiter Ferne stand, versöhnte Domenicos Vater einigermaßen mit dem von seinem Sohne gewählten Beruf; doch hätte er es immer noch am liebsten gesehen, wenn Domenico wieder in die väterliche Laufbahn eingelenkt hätte. Und als diesem nun eines Tages Palestrina riet, auf Reisen zu gehen und bei anderen tüchtigen Musikern zu studieren, da lebte in Domenicos Vater die alte Hoffnung auf, sein Sohn möchte am Handel mehr Geschmack finden als an der Musik. Um Domenico dazu eher zu bewegen, versprach er ihm, nach seiner Rückkehr seinen musikalischen Bestrebungen keinerlei Hindernis in den Weg zu legen, dafern er sich die großen Handelshäuser in Deutschland und Frankreich ansehe; insbesondere empfahl er ihm Lyon, denn mit dieser schon damals durch ihre Seidenwebereien berühmten französischen Stadt hatte er lebhafte Handelsverbindungen.

Als Domenico sich von Palestrina verabschiedete und diesem sagte, daß er zunächst nach Lyon reise, schnitt Palestrina von einem mit Noten beschriebenen Papier ein Stück ab, warf einige Worte darauf und sagte:

„Ich höre, mein verehrter Lehrer Claudio Goudimel lebt zu Lyon. Sie sagen zwar, er sei ein Ketzer und Hugenotte geworden, und ich weiß nicht, ob dem so ist und ob er seitdem schlechtere oder bessere Musik schreibt. Mich dünkt aber, gute Musik bleibt gute Musik, ob sie nun ein Ketzer oder ein Gläubiger macht. Also hier mein Sohn, und sage dem Meister Claudio, daß ich seiner gar oft gedenke. Da nimm dies mit! Man sagt, die Hugenotten seien große Herren geworden im Frankenland; vielleicht ist dir dieser Brief nützlich."

Diese Worte Palestrinas fielen Domenico jetzt wieder ein, und indem er über dieselben nachdachte, kam ihm der Gedanke, ob seine Gefangenschaft nicht irgendwie mit den Hugenotten im Zusammenhang stehe. Zeit genug hatte er, darüber nachzudenken, denn der fünfundzwanzigste ging vorüber und er saß noch immer. An dem Nötigen fehlte es ihm nicht, da er gut bezahlte, und auch sein Brauner befand sich in trefflicher Pflege. Die Zeit vertrieb er sich mit Lautenspiel und war sehr erfreut, als er endlich jenes Volkslied Note für Note gefunden hatte. Es ward ihm aber zu einem rechten Lied der Sehnsucht.

Endlich am Morgen des 27. August trat der Hauptmann Picard bei ihm ein und sagte:

„Ihr seid frei, Signor Belcampo, und könnt gehen wohin Ihr wollt. Das heißt innerhalb dieser Stadt, denn die Thore sind von heute an bis auf weiteres geschlossen."

Domenico stand auf, band seinen Degen um, zog seine Handschuhe an, setzte das Barett mit der weißen Feder auf, ergriff seine Laute und sagte:

„Nun thut mir einen Gefallen, Herr Hauptmann, und sagt mir, wo ich den Claudio Goudimel finden kann. Ich habe in Eurer Behausung so viel Zeit verloren, daß ich Eure Herren Seidenweber, an die mich mein Beruf weist, liegen lassen muß.“

„Zu Claudio Goudimel wollt Ihr?“ antwortete der Hauptmann. „Nun, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollt, so geht! Wo Euer Gastfreund wohnt, weiß ich freilich nicht: in diesen verdammt engen Gassen kennt sich ja kein Mensch aus. Wer Euer Palestrina ist, hab' ich mir übrigens inzwischen sagen lassen. Da, nehmt seine Empfehlung zurück: wer von einem Manne empfohlen ist, den Seine Heiligkeit so hoch achtet, dem kann diese Empfehlung vielleicht sogar helfen, wenn sie an einen Goudimel gerichtet ist.“

Er gab ihm Palestrinas Brief und geleitete ihn zur Thüre. Wenige Minuten darauf ritt Domenico durch die engen und schmutzigen, turmhoch vermauerten Gassen mit ihren siebenstockigen Häusern nach Lyon hinein. An einer Herberge zum Monte Pellegrino hielt er an — der Name zeigte ihm eine italienische Herberge — ließ sein Roß in den Stall führen, sich eine Kanne Wein geben und erkundete die Wohnung Claude Goudimels. Sie lag nicht weit von der Herberge, ganz in der Nähe des Zusammenflusses von Rhone und Saone.

Es mochte gegen elf Uhr vormittags sein, als er in das Haus eintrat, dessen Rückseite von der Rhone bespült war.

„Kann ich Meister Claudio sprechen?“ fragte er den Pförtner.

Dieser sah den Frager einen Augenblick an, dann sagte er: „Wenn Ihr von Paris kommt, sogleich! Geht hinauf.“

Er wies ihn die Treppe empor, und Domenico schritt hinauf. Dumpfe Töne, offenbar einer Orgel entstammend, zeigten ihm den Weg. Sie schwebten fast geheimnisvoll durch das weitläufige Treppenhaus, und nur hie und da klang eine Sopranstimme dazwischen. Eigentümlich ergriffen, hielt Domenico den Schritt an: war es die bezaubernde Stimme, die ihn fesselte, oder war es die Melodie, welche er jetzt erkannte? Es war das Volkslied, das er draußen vor Lyon gehört hatte, nur mit etwas verändertem Rhythmus, und nun verstand er auch einzelne Texteswort. Wie aus gepreßter Seele, sehnsuchtsvoll flehend klang die Stimme:

„Mon Dieu, mon Dieu, quand sera ce
Que mes yeux verront ta face!“ *)

Die Stimme schwieg, noch einige Orgelakkorde und wieder war es still. Rasch ging Domenico weiter, seine Schritte hallten auf dem Korridor, und während er sich besann, wo er eintreten sollte, öffnete sich eine der Thüren und ein Mann trat mit allen Zeichen der Aufregung heraus. Er mochte ungefähr sechzig Jahre zählen, vielleicht auch mehr, wenigstens hatte er lange, weiße Haare, während die braunen Augen über der scharfgeschnittenen Nase noch in jugendlichem Feuer erglänzten.

---

*) Mein Gott, wann wird es geschehen, daß dein Antlitz ich darf sehen.

Ohne Domenico anzusehen, rief er ihm entgegen: „Was bringt Ihr neues? Ist es wahr, daß meuchlerische Schüsse Frankreichs edelsten Mann getroffen haben?“

Erstaunt sah Domenico auf und sagte:

„Wen meint Ihr und für was haltet Ihr mich?“

„Den Admiral Coligny mein' ich, wen sonst?“ entgegnete der Mann und sah jetzt erst Domenico an. „Kommt Ihr nicht von Paris?“

„Ich sitze seit vier Tagen gefangen im Thore Eurer Stadt und weiß nichts,“ entgegnete Domenico, „als daß ich, wenn mich nicht alles trügt, den berühmten Meister Claudio vor mir habe.“

„Daran habt Ihr recht,“ sagte Goudimel, „und wer seid Ihr?“

„Domenico Belcampo, ein Römer, unbekannt mit dem, was die Einwohner dieses Landes bewegt und leider nicht der Bote, den Ihr zu erwarten scheint. Komme ich Euch ungelegen, so sagt mir, wenn ich wieder vorsprechen darf. Denn, daß ich nicht aus Lyon gehen muß, ohne Euch und Eurer Musik näher gekommen zu sein, das verbürgt mir der Name Eures einstigen Schülers, des Palestrina.“

Er reichte Goudimel den Brief. Ohne einen Blick darauf zu werfen, sagte Goudimel in italienischer Sprache ruhig und ohne eine Spur von Aufregung:

„Willkommen, Signor Belcampo! Vergeßt, was ich eben gesagt habe und tretet herein.“

Er geleitete ihn durch die Thüre in das große vertäfelte, aber etwas düstere Zimmer. Domenicos erster Blick fiel auf die Orgel, die an der gegenüberliegenden Wand sich befand, sein zweiter Blick auf eine Jungfrau, welche neben

derselben stand, ein Notenblatt in der einen herabgesunkenen Hand, die andere auf die breiten Tasten der Orgel gelegt. Scharf hob sich ihr rosiges Gesicht mit den braunen Haaren von dem Licht des Fensters ab, vor dem sie stand; das runde Kinn umrahmte eine hohe Krause, welche den Hals ganz verbarg, die Arme waren in weiten geschlitzten Aermeln bis zu der feinen Hand herab verborgen, ein dunkles Kleid umfloß in wenigen steifen Falten ihre Glieder.

„Meine Tochter Luigia," sagte Goudimel mit einer leichten Handbewegung. „Setzt Euch, Signor Belcampo, und du, Luigia, kredenze unserem Gaste den Becher!"

Ehe Domenico Zeit hatte, ein Wort an Luigia zu richten, war sie verschwunden, und ihm kam das Zimmer nun erst recht düster vor. Wenige Augenblicke nachher trat Luigia wieder ein, stellte zwei venetianische Gläser auf den Tisch und schenkte sie mit perlendem Weine voll. Domenico neigte sein Glas gegen das Goudimels, erhob es dann gegen Luigia, sah ihr in die wunderbaren blauen Augen und trank. Goudimel hatte indessen den Brief Palestrinas überflogen; als er die Unterschrift „Compositore" gelesen hatte, sagte er:

„Tonsetzer? Ist das ein besonderer Titel?"

„Ein neuer, Meister Claudio!" antwortete Domenico. „Tonsetzer der päpstlichen Kapelle, ein Ehrentitel, den seither noch keiner besessen hat, wird ihn wohl auch keiner mehr nach ihm besitzen. Auch Kapellmeister an St. Peter ist er wieder, seit Giovanni Animuccia tot ist. Waren nicht beide Eure Schüler?"

„Gewiß, gewiß," antwortete Goudimel. „O das war eine Zeit in Rom! Aber erzählt mir, Signor Domenico!

In den letzten Jahren haben uns andere Dinge beschäftigt, als die römische Musik, und spärlich sind die Nachrichten, welche ich von Rom habe. Animuccia ist tot, sagt Ihr, aber Palestrina lebt und schafft. In unserer Stadt war freilich in letzter Zeit wenig päpstliche Musik zu hören. Ihr wißt doch —"

Goudimel hielt inne. Von der Straße herauf klang der Ton von Trommeln und Querpfeifen; Goudimel trat ans Fenster und sah auf den Haufen Landsknechte hinab, die vorbeizogen, dann wandte er sich wieder zu Domenico und sagte:

„Wenn Ihr wüßtet, welche Gerüchte, wie vom Winde hergetragen, durch die Luft schwirren, so würdet Ihr mir meine Unruhe verzeihen. Die Häupter der Hugenotten sind in Paris versammelt — Ihr wißt ja, daß der König von Navarra mit unseres Königs Schwester Hochzeit gefeiert hat — und da laufen nun beängstigende Gerüchte um über Anschläge, sie zu vernichten. Doch," fügte er lächelnd bei, „was kümmern diese Dinge meinen Gast, der vom Sitze der Rechtgläubigkeit, von Rom kommt! Und was hat die Musik mit den Fragen der Religion und der Staatskunst zu thun! Erzählt mir —"

Er hielt inne, denn eben trat ein junger Mann in das Zimmer und rief:

„Nachrichten von Paris, Meister! Ich hab's aus dem Hause des Gouverneurs selbst. Auf Coligny ist geschossen worden — die verdammten Guisen! — Hand und Arm sind verwundet, doch nicht gefährlich. Der König selbst hat ihn mit dem ganzen Hof besucht und ist entrüstet über die Meuchelthat. Er hat versprochen, alles zu thun, um den Hergang zu ermitteln und die, welche die Schuld tragen an dem Mord-

anfall auf seinen lieben Vetter, den Admiral, streng zu bestrafen."

„Seinen lieben Vetter, den Admiral!" sagte Goudimel ironisch. „Doch bei unserem jungen Könige ist alles möglich, sogar Aufrichtigkeit, die wir gewiß bei einem Sohne dieser Medicäerin nicht vermuten. Aber sagt, was wißt Ihr mehr? Ihr verzeiht, Herr Domenico," wandte er sich an diesen —

Domenico stand auf und sagte:

„Noch fasse ich nicht ganz, in welch schicksalsschwerer Stunde mich mein Roß nach Lyon getragen hat. Doch daß jetzt nicht die Musik es ist, die Euch beschäftigt, Meister Claudio, das begreife ich —"

„Kommt heute abend wieder zur Abendmahlzeit. Die Proben unseres Weins, welche Ihr da eben versucht habt, werden Euch begierig machen, auch andere zu versuchen, wie ich begierig bin, von meinem lieben Rom und meinem Schüler mehr zu hören. Auch unter Kriegsunruhen der Musen zu pflegen, haben wir in Rom gelernt."

Mit gewinnendem Lächeln sagte dies Goudimel und geleitete seinen Gast, der sich vor Luigia tief verneigte und dann wie traumverloren die Treppe hinabstieg. Im Ohr klang ihm immer noch die süße Stimme Luigias.

III. Kapitel.

Um sich die Zeit zu vertreiben, schlenderte Domenico durch die Gassen der Stadt, stieg zu Unsrer lieben Frau von Fourvieres empor und ließ seine Blicke über den zu seinen Füßen liegenden Dom und die Stadt hinschweifen und dann hinüber zu den schneebeglänzten Gipfeln der

Alpen. Da oben war es stille, nur manchmal drang der Ton von Trommelschlag, die Stille durchbrechend, zu ihm empor. Als er den Hügel wieder herabstieg und durch die engen, volksbelebten Gassen seiner Herberge zuging, hörte er plötzlich neben sich die Stimme Rondinellas:

„Schön war's nicht von einem so schönen Herrn, davonzureiten, als die arme Rondinella geschlagen wurde. Dafür hat er auch drei Tage sitzen müssen. Ist ihm recht geschehen!“

Die Stimme Rondinellas berührte ihn unangenehm. Es ging ihm, wie so manchem, daß ihm auch die wohlklingendste Frauenstimme hart und unangenehm erscheint, wenn durch seine Seele die Klänge einer süßen Stimme fluten. Auch das wildschöne, braune Gesicht der landfahrenden Dirne kam ihm heute nicht so reizend vor, wie vor etlichen Tagen. Halb unmutig entgegnete er:

„Was weißt du davon, daß ich gefangen saß!“

„Wir vagierende Leute wissen viel, was andere Leute nicht wissen, absonderlich wenn wir in Paris gute Bekannte haben, wie den Pagen des Herrn du Perat, der heute morgen bei dem Gouverneur eingetroffen ist, oder den Hauptmann Picard —“

„Was geht mich dein Herr Perat und der Hauptmann der Thorwache an!“ sagte Domenico unmutig und wollte weitergehen. Aber Rondinella hielt ihn am Arm und sagte:

„Ihr seid auch bei dem Meister, der die ketzerische Musik macht, gewesen!“

„Zum Teufel, Mädel, hast du spioniert?“ rief Domenico. „Was gehen dich meine Besuche an! Euereins

schleudert man von sich wie eine glatte Schlange, wenn ihr uns lästig werdet!“

Eine Wolke des Unmutes glitt über das Gesicht Rondinellas, dann sagte sie, wie um sich zu entschuldigen:

„Wenn man alle Welt nach der Wohnung des Mannes fragt, der ein Haupt der hugenottischen Verschwörer sein soll —“

„Sprich nicht weiter!“ unterbrach sie Domenico. „Ich suche in Meister Goudimel nicht den Hugenotten, sondern den Musiker!“ Dann murmelte er vor sich hin: „Goudimel ein Hugenottenhaupt! Und Luigia?“

Rondinella hörte diese Worte und mit ihrem durch die Leidenschaft doppelt geschärften Verstande hatte sie sich sofort aus dem einen Wort Domenicos Auftreten erklärt. Sie flüsterte ihm deshalb zu:

„Laßt die Schlange, die Ihr von Euch schleudert, noch ein Wort in Euer Ohr zischen. Donna Luigia geht zwar zur Messe, aber sie ist die Tochter eines Hugenotten. Und deshalb sage ich: meidet ihr Haus!“

Domenico schüttelte den Kopf, Rondinella fuhr fort: „Euch sind Staatsaktionen so gleichgültig wie einer vagierenden Dirne, aber verstehen könntet Ihr doch mehr davon als sie. Und wenn Ihr von Sieur Perat auch nichts wissen wollt, vielleicht ist's Euch und der Donna Luigia doch nützlich, zu wissen, was dieser Perat heute dem Gouverneur gemeldet hat —“

„Was weißt du davon?“

„Prüft, ehe es zu spät ist, was ich weiß,“ sagte Rondinella. „Coligny, diesen Namen kennt Ihr doch?“ — Domenico bejahte. „Er ist verwundet worden, die Huge-

notten wollten sich darob rächen, griffen den Louvre an und daraus entstand ein Aufruhr. Und dabei ist der Admiral erschlagen worden und tausende seiner Anhänger mit ihm, zum Wohl des schönen Frankreichs und zum Besten der allerheiligsten Mutter Kirche. Und, wenn's auch nur eine vagierende Dirne sagt: ehe ein paar Tage vorüber sind, wird hier das gleiche geschehen. Hütet Euch darum vor den Hugenotten. Auf keinen Fall aber vergeßt den Klang meines Tamburins und die Losung: Rondinella!"

Ehe Domenico ein weiteres Wort fragen konnte, war sie in eine Nebengasse verschwunden; gedankenvoll ging er in seine Herberge zurück. Er schenkte den Angaben Rondinellas nicht allzuviel Glauben, und doch beunruhigten sie ihn. Was galt ihm überhaupt diese ganze Ketzergeschichte in einem fremden Lande! redete er sich ein. Freilich war er ohne seinen Willen in sie verflochten worden; am liebsten hätte er sein Roß gesattelt und wäre weggeritten. Doch dazu war keine Möglichkeit, da die Thore der Stadt für jeden geschlossen waren. Und selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre: er fühlte zum erstenmale, daß zwei blaue Augen und ein rosiges Gesicht einen Mann mehr zurückhalten können als geschlossene Thore. Unwillkürlich summte er vor sich hin:

„quand sera ce
Que mes yeux verront ta face!"

In dem Volkslied mochten die Worte zu diesen Tönen sich ohnehin auf irdische Sehnsucht beziehen, warum sollte er hierbei nicht an Luigia denken!

Unendlich träge schlichen ihm die Stunden hin, bis

endlich der Mittag vorüber war und er wieder in Goudimels Haus eilen konnte. Er wurde in ein anderes Zimmer gewiesen, als am Morgen; eine kleine Tafel war dort hergerichtet und Goudimel, der ihn mit Luigia empfing, sagte nach freundlicher Begrüßung:

„Vergeßt, wie Ihr mich heute morgen getroffen habt, und laßt es Euch im Kreis meiner Schüler wohl behagen. Bis diese kommen, tretet Ihr wohl hier herein und erzählt mir und Luigia von unserem Rom.“

„Von unserem Rom!“ sagte Luigia, deren Augen auf Domenico fragend ruhten. „Du vergißt, Vater, daß ich noch nie dort gewesen bin, so groß meine Sehnsucht darnach ist.“

„Ich fürchte, sie wird noch größer werden, wenn du unseren Gast davon erzählen hörst, und du lässest deinen Vater allein im Lande der Ketzer und entfliehst mir nach Rom.“

Einen Augenblick flog ein Schatten über Luigias Gesicht, dann sagte sie zärtlich mit leuchtendem Aufschlag ihrer schönen Augen:

„Ich verlasse dich nie und gehe nicht nach Rom, es sei denn, daß du den gleichen Weg gehst.“

„Laß gut sein, mein Kind!“ erwiderte Goudimel und ging voran in das Zimmer, auf das er vorhin gewiesen hatte. Domenico verstand die Bedeutung der zwischen Vater und Tochter gewechselten Worte nur halb, aber es fiel ihm plötzlich ein, was Rondinella gesagt hatte: Goudimel ist ein Hugenotte und Luigia geht zur Messe.

Sie waren in das Nebenzimmer eingetreten. Dieses führte zu dem Musikzimmer und enthielt die Bücherei Gou-

dimels. Ein Blick über die stattliche Reihe der Bände belehrte Domenico, daß der Besitzer derselben ein Freund klassischer Bildung war; denn nicht wenige der neu entdeckten lateinischen Klassiker zierten neben den berühmtesten Werken italienischer Dichter und deutscher Humanisten die Regale.

„Ihr wundert Euch," sagte Goudimel, welcher den erstaunten Blick Domenicos beobachtet hatte. „Wäre ich in meinem Vaterlande geblieben, so wäre ich schwerlich ein Freund dieser Bücher geworden. Das wird man nur in Rom. Ob auch im jetzigen, ist mir unbekannt. Mehr als ein Menschenalter ist vergangen, seit ich als junger Mann dort meine Musikschule errichtete. Freilich die Spuren des alles vernichtenden Sacco*) waren damals noch kaum verwischt — o Gott, wieviel ist damals zu Grunde gegangen!"

„Man redet in Rom heute noch mit Schauder davon!" sagte Domenico. „Von den schönen Künsten blüht jetzt nur noch die Musik, aber diese auch herrlicher als jede andere Kunst."

„Auch als die Bildhauerkunst und die Baukunst?" entgegnete Goudimel. „Freilich, seit Michel Angelo tot ist, sind's nur Stümper, die dort ihr Wesen treiben. Wie weit ist die Peterskuppel gediehen?"

„Sie erhebt sich langsam, und an Michel Angelos Plan wird keiner zu rütteln wagen. Ihr solltet nach Rom kommen und diesen herrlichsten Tempel der Christenheit sehen, Meister Claudio. Ich bin erstaunt," fuhr er fort, „Euch in allen schönen Künsten bewandert zu finden."

---

*) Sacco di Roma, die schreckliche Plünderung Roms durch das Heer Karls V. 1527.

Goudimel lächelte und sagte:

„Und Ihr haltet die Musika für die Kunst aller Künste? Ich auch, Herr Belcampo, aber deshalb achte ich die anderen nicht gering. Doch erzählt mir nun von Palestrina! Also Komponist der päpstlichen Kapelle ist er geworden? Womit hat er sich das erworben?“

„Kennt Ihr die Missa di papa Marcello?“ fragte Domenico. „Doch was frag' ich?“

„Ich kenne sie nicht,“ antwortete Goudimel, „selbst Luigia nicht, denn Ihr wißt ja, in Lyon ist jahrelang alles Römische ausgetilgt gewesen. Also was ist's mit ihr und ihrem Schöpfer? Ihr sagt, er sei der Nachfolger Animuccias in der päpstlichen Kapellmeisterstelle. Die Inhaber des heiligen Stuhls müssen sehr schlechte Musikanten sein“ — es klang ein eigentümlicher Ton aus Goudimels Worten, der Domenico auffiel — „unbeschadet natürlich ihrer Heiligkeit,“ fuhr Goudimel fort, „daß sie den Animuccia einem Palestrina vorzogen. Vor dreißig Jahren schon hätte ich Ihnen sagen können, welcher von meinen beiden Schülern dieser Stelle mehr wert ist. Wenn einmal kein Mensch mehr den Animuccia kennt und vielleicht den Goudimel auch nicht mehr, so wird der Name Palestrinas noch hell strahlen.“

Domenico wollte etwas erwidern, aber Goudimel fuhr fort:

„Also Palestrina war schon einmal päpstlicher Kapellmeister, und wer hat ihn denn abgesetzt?“

„Seine Heiligkeit Paul IV.,“ antwortete Domenico; „er meinte, es zieme sich nicht, daß ein verheirateter Mann Mitglied der Kapelle sei.“

Goudimel lachte hart auf, sodaß Luigia, die in einer Fensternische saß, rasch den Kopf nach ihm wandte.

„Freilich, das ist sakrilegisch! Was kann ein Mensch, der Weib und Kind liebt, Kirchenmusik schreiben! Die liederlichste Musik mit den gemeinsten Worten sangen sie zu meiner Zeit in den Kirchen, aber die Meister der Musik waren unbeweibt. Paul IV. sagt Ihr? Natürlich! Habt Ihr Michel Angelos jüngstes Gericht in der Sixtina gesehen? Er malte es, als ich in Rom war. Was sind wir alle, die Meister in den Tönen, gegen diesen Meister mit dem Pinsel! Auch Euer Palestrina! Ja freilich, ein Papst, der den Gestalten des jüngsten Gerichts, den Leibern eines Michel Angelo aus Schicklichkeitsrücksichten Hosen und Röcke aufmalen läßt, der kann auch keinen Mann in seiner Kapelle dulden, welcher echte Weiberliebe genießt, nicht bloß —“ er hielt mit einem Blick auf Luigia inne und sagte wieder ruhig: „Doch, was ist's mit der Messe, von der Ihr so viel Rühmens macht?“

„Die Väter des heiligen Konzils zu Trient,“ antwortete Domenico, „wollten die weltliche Musik aus den Kirchen verbannen, sodaß hinfort nichts unreines oder lascives mehr das Haus Gottes schände, und sie thaten recht daran, denke ich. Seine Heiligkeit Pio IV. — ein guter Musiker, Meister Goudimel — wollte darnach thun —“

„Und da schoß man über das Ziel hinaus,“ unterbrach ihn Goudimel, „und wollte mit der falschen Musik auch die wahre Musik aus den Kirchen hinauswerfen.“

„Ungefähr so,“ sagte Domenico, „und vielleicht wäre es soweit gekommen, daß keine Figuralmusik mehr in den Kirchen geduldet worden wäre, wenn nicht eben Palestrina

seine berühmte Messe komponiert hätte. Doch ich langweile Euch mit diesen Dingen!“

„Erzählt weiter,“ rief Goudimel. „Dort meine Schüler, deren sich etliche eingefunden haben,“ — er nickte ihnen zu — „lauschen Euren Worten mit offenem Ohr, und auch an mir und Luigia habt Ihr willige Hörer.“

„Ich will's kurz machen,“ sagte Domenico. „Die Kongregation der Kardinäle und die acht zu derselben berufenen päpstlichen Sänger konnten sich nicht einigen über das, was eigentlich verwerflich an der bisherigen Musik sei und was an dessen Stelle zu setzen wäre, und so beschloß man, daß Palestrina eine Messe schreibe; würde diese den Beifall Sr. Heiligkeit und der Kongregation finden, so sollte es beim alten bleiben, wenn nicht, so müsse nach den Beschlüssen der Väter verfahren werden. Sofort erhielt Palestrina den Auftrag und wurde über die Beschlüsse der Kongregation verständigt. Da sollten weder Motetten noch Messen mit Vermischung von fremden Worten gesungen werden, keine Messen über weltliche Themen und Lieder —“

„Und so weiter,“ unterbrach ihn Goudimel. „Wir wollen Euch nachher einen Psalm singen, Signor, — Messen singen wir hier nicht — über ein weltliches Lied, welches das unterste Volk singt, und Ihr sollt sagen: gerade hier liegt die wahre Quelle aller Musik. Doch fahrt fort! Wie löste mein Schüler diese heikle Aufgabe?“

„Er verließ die niederländische Art,“ antwortete Domenico, „ließ zwei Bässe das Gebäude seiner Harmonie tragen, welches sich mit zwei Tenoren, einem Sopran und einem Alt aufbaute“ — Goudimel nickte beifällig — „teilte den Chor und, daß ich's kurz sage, denn was hilft alles

Beschreiben! schuf die Messe, welche das Wunder der Musik bleiben wird, solange es noch Töne giebt. Aus Dankbarkeit gegen seinen Gönner, den Papst Marcello, nannte er sie nach diesem!“

„Und was war der Erfolg?“ fragte Goudimel.

„Ich war dabei, als diese Messe zum erstenmal öffentlich gesungen wurde. Es sind jetzt sieben Jahre her, aber mir ist's, als ob es gestern gewesen wäre. In der Sixtinischen Kapelle erklang sie bei einem Tedeum, als die Schweizer Eidgenossen sich mit dem heiligen Stuhl verbündet hatten. Wie da die Melodien wogten, wechselnd wie die Wellen des Meeres, jetzt zurückflutend und wie kurz anhaltend, dann majestätisch heranbrausend; jetzt in halben Chören, sich fliehend, und dann wieder sich vereinigend, voll Andacht alles und voll Majestät und himmlischer Anmut, nicht drei oder sechs Stimmen, sondern unzählige Stimmen, als ob der Chor der Engel selbst sänge — Meister Claudio, wer das gehört hat, dem flutet des Himmels Musik durch die Seele in alle Ewigkeit. Und fürwahr, der heilige Vater hatte recht, als er sagte: „das sind die Harmonien, die der Seher von Patmos, der heilige Johannes im neuen Jerusalem ertönen hörte. Wir preisen Gott, daß ein anderer Johannes uns eine Probe davon hat kosten lassen.“

Domenico hatte begeistert gesprochen, Luigias Augen hingen an seinem schönen Gesicht, auf welchem die letzten Sonnenstrahlen verzitterten. Als er geendet hatte, flüsterte sie ihm zu:

„Wer das hören könnte, Signor Domenico!“

„Kommt nach Rom! Ihr sollt diese und alle die

himmlischen Harmonien meines Meisters hören,“ sagte Domenico.

„Vorher aber zum Mahle!“ rief Goudimel heiter dazwischen. „Nachher wollen wir dann unserem Gaste eine Probe ketzerischer Musik geben. Und schlecht soll sie auch nicht sein.“

„Ihr seid ein Hugenotte?“ fragte Domenico Goudimel, indem er hinter Luigia nach dem Speisezimmer schritt.

„Was kümmert's Euch!“ antwortete Goudimel. „Glaubt Ihr, daß Pierluigis Messe weniger himmlisch klänge, wenn er der Kapellmeister aller Hugenotten, statt der seiner Heiligkeit wäre?“

„Ich fürchte: ja!“ erwiderte Domenico. „Denn seht, wahre Begeisterung entspringt nur auf dem Boden der wahren Religion —“

„Die Ihr in Rom allein habt,“ unterbrach ihn Goudimel kurz und schneidend, indem er mit ihm zu Tisch trat. „Setzt Euch, mein Freund,“ fuhr er dann wieder in seinem gewöhnlichen freundlichen Tone fort, „und probt, ob die Weine der Provence den Eurigen die Wage halten. In Palestrina freilich wächst ein ganz besonderer.“

IV. Kapitel.

Es mochte etwa ein halbes Dutzend jüngerer und älterer Freunde Goudimels sein, die bei ihm versammelt waren. Die Unterhaltung, obgleich sie sich, wohl dem Gaste zu lieb, nicht um die damals ganz Frankreich bewegenden Fragen drehte, war ernst und gehalten. Domenico fühlte wohl, daß auf diesen Männern etwas Drückendes lag, das auch der

vortreffliche Wein und die köstlichen Gerichte nicht wegtäuschen konnten.

Goudimel war noch der heiterste von ihnen und wußte als ein klassisch gebildeter Geist das Gespräch durch feine Wendungen stets auf der Höhe zu halten. Luigia lauschte den Worten Domenicos und übersetzte ihm wohl im schönsten Italienisch, was ihm von dem französisch geführten Gespräche nicht ganz verständlich war.

„Ihr sprecht ja meine Muttersprache wie eine geborene Italienerin,“ sagte Domenico, als sie wieder etliche Worte italienisch gesprochen hatte.

„Meine Mutter war eine Römerin,“ antwortete Luigia.

„Hat Euch Meister Palestrina nie davon gesprochen,“ wandte sich jetzt Goudimel an seinen Gast, „warum ich so plötzlich meine Musikschule im Stich ließ und bei Nacht und Nebel dem schönen Rom den Rücken kehrte?“

„Ich entsinne mich nicht,“ antwortete Domenico. „Doch ja, als einmal von Euch die Rede war, sagte er: Meister Claudio ist ein großer Musiker, aber er geht seine eigenen Wege. Mit den Verlegern unserer Stadt ist er gar nicht ausgekommen und hat, wer weiß warum? nichts bei ihnen drucken lassen! Ob es ihm mit seinen Pariser Verlegern besser erging, weiß ich nicht, auch nicht, was ihn so schnell von Rom wegtrieb. Man sagt, er sei von der deutschen Ketzerei angesteckt worden —“

Goudimel unterbrach Domenico:

„Als wir alle mehr oder weniger Ketzer waren, von seiner Heiligkeit dem Farnesen*) an bis zu seinem un-

---

*) Papst Paul III. (1534—1549).

würdigsten Diener, dem Claudio Goudimel herab! Freund Belcampo, wenn es damals nach dem Wunsche des Papstes und seiner frommen Kardinäle gegangen wäre — Gott schenke Eurer Kirche stets solche Kardinäle! — so wäre das von dem deutschen Mönche entzündete Feuer nicht in solchen Flammen aufgeschlagen; und säße heute einer auf dem päpstlichen Stuhl wie der Farnese, so gingen die Hugenotten nicht in Wehr und Waffen. Nein, wegen ketzerischer Anwandlungen habe ich Rom nicht verlassen, dessen sind meine Messen Zeugnis, die Ihr heute noch in der vatikanischen Kirche findet, wie ich sie geschrieben habe, und ebenso die, welche ich nachher, als ich zu Paris war, drucken ließ. Es war etwas ganz anderes" — er warf einen Blick nach Luigia hinüber, hielt einen Augenblick an und fuhr dann fort:

„Meine Freunde waren freilich die großen Verleger Roms, die Brüder Valerio und Luigi Dorico, nicht, doch habe ich mit ihnen keine schlechteren Erfahrungen gemacht, als mit Adrian le Roy und Robert Ballard, meinen Pariser Verlegern, die mich — doch, Ihr seht Luigia fragend an. Euch liegt offenbar mehr am Herzen, warum ich Rom verließ, als welche Erfahrungen ein Musikus mit seinen Verlegern macht. Und meine Freunde da," er wandte sich an diese, „möchten es ebenfalls wissen. Nun etwas unrechtes war es gewiß nicht, daß der Burgundische Musiker seine Augen zu einer Della Rocca erhob. Und Donna Luigia sah darin am wenigsten etwas unrechtes und einer, der die Franche Comté sein Vaterland nennt, ist immer noch etwas heißblütiger, als meine langsamen und bequemen Lyoner. Und Donna Luigia war nicht weniger heißblütig, und wenn auch das edle Geschlecht scheel dazu sah, ein Priester ist ja

in Rom leicht gefunden und mit der Thatsache, denkt die Jugend, wird man rechnen. Nachdem mir aber einmal, als ich nächtlicherweile am Pasquino vorbei zur Engelsbrücke schlenderte, ein ungeschickter Dolch den Arm geritzt und mein Degen eine klare deutliche Notenschrift in das Herz des Burschen geschrieben hatte, war meines Bleibens in Rom nicht länger. Und was braucht's mehr als ein Roß und die Dame des Herzens vorn auf dem Sattel, um auch durch die Morgennebel der Campagna hindurch die hellste Sonne des Glückes brechen zu sehen! Wenn das ketzerisch war, so habe ich um der Ketzerei willen Rom verlassen. Warum ich aber in Rom nichts drucken ließ, das, Signor Domenico, erzähle ich Euch ein andermal; jetzt, ehe der Burgunder eure Kehlen allzusehr erweitert, wollen wir," damit wandte er sich an seine Freunde, „unserem Gaste etliche Lieder singen. Singt Ihr auch?" sagte er aufstehend zu Domenico.

„Ein weniges," antwortete dieser, „Palestrina ist nicht unzufrieden mit dem Klang meines Tenors."

„Umso besser, dann singt Ihr mit; denn was die Musika betrifft, so kennt Ihr ja doch keinen Unterschied zwischen einer päpstlichen Messe und einem hugenottischen Psalm."

Goudimel geleitete seine Gäste in das Musikzimmer hinüber, wo schon die Lichter brannten. Er zog etliche Notenblätter heraus und sagte:

„Womit, meine Freunde, wollen wir den Reigen eröffnen, damit unser Gast sehe, was wir können."

Ehe die anderen antworteten, sagte Domenico:

„Meister, ich habe draußen auf dem flachen Lande eine Dirne ein weltlich Lied singen hören, das mir mein Herz

wunderbar bewegte. Singt mir ein Lied, zu welchem Ihr die Melodien der Provence benützt habt."

„Deren hab' ich viele in Musik gesetzt," antwortete Goudimel. „Welches meint Ihr? Singt ein paar Takte!"

„Es ist dasselbe, welches Ihr heute morgen mit Eurer Tochter sanget, wenn ich recht gehört habe." Er begann den Anfang mit einer so klangvollen Tenorstimme zu singen, daß die Franzosen aufhorchten.

„Des Vaters Lieblingspsalm," sagte Luigia leise zu Domenico, „und der meinige."

„Der Eurige und der seinige?" fragte Domenico etwas verwundert.

Sie verstand diese Frage, und während Goudimel mit seinen Freunden und Schülern die Noten prüfte und ab und zu ein paar Akkorde auf der Orgel griff und lebhaft drunter hineinsprach, antwortete Luigia:

„Ihr meint, weil wir beide verschiedenen Glaubens sind, der Vater und ich. Sollen wir darum nicht beide dasselbe Lied lieben? Ist's doch ein Lied des Heimwehs. Signor Belcampo, wißt Ihr, was Heimweh heißt? Ihr schüttelt den Kopf. Aber ich weiß es und die Mutter wußte es, und glaubt mir, der Vater empfindet es, wenn er's auch nicht gesteht: das Heimweh nach Rom, nach der Stätte wahrer, göttlicher Kunst. Psalmen komponiert er, und nach der Messe sehnt er sich, wie jeder, der einmal die Seligkeit katholischen Gottesdienstes verschmeckt hat."

„So ist Euer Vater kein Hugenott," sagte Domenico. „Man sagte mir, er sei das Haupt derselben. Luigia, wenn Eurem Hause, das mir in so kurzer Zeit lieb geworden ist, Gefahr drohte?"

Als er dies sagte, tauchte die Gestalt Rondinellas vor seinem Geiste auf und wie in plötzlicher Eingebung sagte er: „Donna Luigia, wenn Ihr in Not kommt und Ihr hört den Klang eines Tamburins und das Wort Rondinella, so wißt, daß Euch Hilfe nahe ist.“

„Ich hoffe ihrer nicht zu bedürfen,“ sagte Luigia mit eigentümlicher Betonung. „Mir droht keine Gefahr.“

„Nun, Signor Belcampo, wollt Ihr nicht singen?“ unterbrach in diesem Augenblick Goudimel ihr Gespräch, indem er zu ihnen trat. „Was wichtiges habt ihr zu reden? Ihr seht ja so ernst aus wie ein gewitterschwüler Tag. Nun, worüber habt ihr geredet?“

„Ueber Euren Psalm, Meister Claudio,“ sagte Domenico.

„Und da hat Euch diese versichert,“ sagte Goudimel lächelnd, „daß ich das Heimweh nach Rom nicht losbekomme. Ist's nicht so? Aber glaubt ihr nicht,“ fuhr er ernst fort; „mir steht schon lange Psalm höher als Messe, und ich hoffe zu Gott, auch diese wird noch also denken. Ich bin nicht als Ketzer von Rom geschieden, aber ich bin in diesem Lande ein treufester Hugenott geworden und will's bleiben bis an mein Ende. Doch Ihr werdet darum nicht weniger begierig sein oder vielleicht nur begieriger, einen ketzerischen Psalm zu hören. Singt Ihr mit?“

„So Ihr erlaubt, gerne,“ sagte Domenico.

„Das trifft sich ja ganz gut,“ erwiderte Goudimel. „Ich habe die Melodie dem Tenor zugewiesen, Luigia sekundiert, und ihr,“ wandte er sich an zwei seiner Freunde, „ihr nehmt die anderen Stimmen. Den Alt müssen wir schon auf diese Weise ersetzen.“

Er trat zur Orgel und spielte etliche Akkorde, und dann erklangen in der Melodie, welche heute noch weit und breit in der evangelischen Christenheit gesungen wird, die Worte des 42. Psalms:

Wie nach einer Wasserquelle
Ein Hirsch schreiet mit Begier,
Also auch mein' arme Seele
Sucht und schreit, Herr Gott, zu dir.
Nach dir, o lebend'ger Gott,
Dürstet sie in ihrer Not.
O, mein Gott, wann wird's geschehen,
Daß dein Antlitz ich mag sehen!

Alle deine Wasserwogen,
Deine Wellen allzumal
Ueber mir zusammenschlagen —

Mitten in die Klänge voll wunderbar ergreifender Harmonie tönte ein Schuß. Goudimel sprang auf und eilte zu dem Fenster, welches auf die Straße ging. Ein zweiter Schuß und ein dritter folgte, und jetzt sah er es auf der dunklen Straße aufblitzen, eine Kugel drang durch das Fenster und schlug in die Orgel ein.

Angstvoll drängte sich Luigia an ihren Vater und rief:

„Vater, um der heiligen Jungfrau willen, was ist das?"

„Zurück, mein Kind!" erwiderte Goudimel und riß sie vom Fenster weg; „du thust gut, die heilige Jungfrau anzurufen, denn mir ahnt: wer das nicht thut, dem geht's an Leib und Leben."

Inzwischen hatten sich die Schüsse öfters wiederholt, und schon drang auch das Geschrei von Verwundeten zu

den Fenstern herein. Rasch trat Goudimel auf Domenico zu und sagte:

„Ihr seid zu ungelegener Stunde in mein Haus gekommen. Dem Schuß auf Coligny folgen andere nach, so scheint es mir. Eilt und verlaßt mein Haus!“

Domenico machte keine Miene zu gehen, sondern antwortete:

„Sorgt Euch nicht um mich, Meister Goudimel, sorgt vielmehr für Euch und diese Dame. Doch habt Ihr denn auch Grund zur Sorge?“

Da fielen ihm plötzlich Rondinellas Worte ein und er murmelte: „Sollte die Dirne recht haben!“ Dann sagte er laut:

„Was in Paris nach Colignys Tod geschehen ist —“

Goudimel unterbrach ihn hastig:

„Was redet Ihr? Coligny tot? Und das sagt Ihr jetzt erst! So seid Ihr ein Verräter und mit im Bunde —“

„Bei Gott, ich verstehe Euch nicht!“ rief Domenico. „Ich legte dem, was ich hörte, keinerlei Bedeutung bei.“

„Und was habt Ihr gehört, sprecht! Noch ist's vielleicht nicht zu spät —“ riefen die anderen unter einander.

„Die Feinde Colignys haben ihn ermordet, drob wollten sich seine Freunde rächen, es entstand ein Aufruhr und dabei wurden viele Hugenotten erschlagen,“ sagte Domenico.

„Die Hugenotten haben einen Aufruhr gemacht? sagt Ihr?“ rief Goudimel, „das ist eine Lüge! Woher habt Ihr diese Nachricht?“

Domenico wollte Rondinellas Namen nicht nennen und sagte:

„Ein Herr du Pérat soll die Nachricht dem Gouverneur gebracht haben.“

„So ist's doppelte Lüge,“ rief Goudimel. „Du Pérat und Sieur Mandelot! Was wird da für Lyon ausgeheckt werden! Also Coligny ermordet und alle seine Anhänger mit ihm, schmählich nach Paris in die Falle gelockt und dort niedergemetzelt wie eine Herde Schafe — Herr Gott, so haben wir den letzten Psalm gesungen! Horch, da tönt schon wieder ein Schuß! Ihr Herren, eilt und rettet, was zu retten ist.“

Goudimels Freunde entfernten sich eilig, Domenico allein blieb zurück. Goudimel bemerkte es und sagte:

„Was wollt Ihr noch hier im Hause eines Verfehmten? Verlaßt mich und rettet Euch! Mit Hugenotten Gemeinschaft zu machen, ist gefährlich.“

„Ich werde bleiben und Euch helfen, soviel ich kann,“ erwiderte Domenico mit einem Blick auf Luigia. „Ihr habt mich einen Verräter geheißen, Meister Claudio: steht es so bei Euch, daß sich unter der Maske des Gastes Verräter einzuschleichen pflegen?“

„Wo die Medicäerin herrscht, ist Lug und Trug und schnödester Verrat Sitte. Doch verzeiht, ich glaube an Eure Aufrichtigkeit. Aber nun kommt rasch, wir wollen versuchen, auf die Rhone zu entfliehen. Doch was ist das? — Ich höre Lärm auf der Treppe. Meinen Degen! Luigia, es ist zu spät! Flieht Ihr, ich halte die Mörder auf. Dich, mein Kind, wird es nicht schützen, daß du zur Messe gehst, du bist ja die Tochter eines Hugenotten!“

„O, Vater, ich bleibe bei dir!“ rief Luigia und warf

sich an seinen Hals. „Komm, rette dich mit uns! Heilige Jungfrau, es ist zu spät!“

Auf der Treppe draußen ertönte Geschrei, im nächsten Augenblick wurde die Thüre aufgerissen und ein Haufen Menschen mit allem, was als Waffe dienen konnte ausgerüstet, drang herein. Die Diener des Hauses, die sich zur Wehr gesetzt hatten, lagen auf der Treppe erschlagen.

„Tod den Ketzern! Raubt, mordet!“ brüllte der Anführer der Bande und stürzte sich auf Goudimel, dem immer noch Luigia in den Armen lag.

„Weg da, Dirne!“ schrie er und faßte sie am Arm. „He, ein hübsches Täubchen für euch da!“

Aber Goudimel war zurückgesprungen, hatte Luigia schnell zur Seite geschoben, wo sie Domenico auffing, und zog seinen Degen, indem er rief:

„Wenn der König von Frankreich seine getreuen Unterthanen morden läßt, so soll er wenigstens kein Gesindel senden wie euch. Zurück da, wem sein Leben lieb ist!“

Ein wuchtiger Hieb seines Degens sauste auf das unbewehrte Haupt des Anführers herab, daß das Blut aus demselben strömte.

Mit einem Wutgebrüll stürzte dieser sich nun auf Goudimel, aber ehe er ihn erreichte, hatte Domenicos Degenspitze seine Brust durchbohrt.

Den Rücken durch die Orgel gedeckt, standen die beiden und wehrten sich, während Luigia in die Bibliothek floh. Aber die Uebermacht war zu groß, die Mörder rückten immer näher, sodaß Domenico zuletzt nur noch seinen Dolch gebrauchen konnte. Aber auch der nützte ihm nicht viel; im

nächsten Augenblick waren beide überwältigt und eine Stimme rief:

„In die Rhone mit ihnen! Dann fangt die Dirne und nehmt, was an Kostbarkeiten zu finden ist. Schnell, es eilt.“

Sofort rissen die Wütenden das Fenster auf, welches nach dem Flusse ging, im nächsten Augenblick klatschte es drunten — Claude Goudimels Leiche trieb in dem reißenden Strome dem Meere zu. Domenico stand dasselbe Schicksal bevor, schon hoben auch ihn die Arme der Wütenden empor, da stürzte Luigia aus der Thür und rief:

„Im Namen der allerheiligsten Gottesmutter, laßt diesen! Er ist kein Hugenotte!“

Dann blickte sie um sich und rief:

„Wo ist mein Vater?“

„Gut aufgehoben, schöne Dame, und der da wird ihm sogleich Gesellschaft leisten. Was schiert uns die Gottesmutter! Ketzer seid ihr alle zusammen. Ins Wasser mit ihm!“

In diesem Augenblicke wurden an der Thüre Hellebarden sichtbar und unter der Führung des Hauptmann Picard traten etliche Bewaffnete ein.

„Zurück da, Gesindel!“ rief er, „wer hieß euch rauben und morden!“

Die Räuber ließen von Domenico ab und machten sich unter den Stößen der Hellebarden rasch aus dem Staub. Picard beugte sich über Domenico; als er ihn erkannte, rief er:

„Ihr seid’s, Herr Belcampo! Hab’ ich’s Euch nicht gesagt, Ihr habt schlechte Empfehlungen! Ihr dankt Euer

Leben dem Gouverneur, der strengen Befehl gab, keinerlei Unruhen zu gestatten, denn morgen wird er selbst Gericht halten. Darum also hatte es die Rondinella so eilig, mich hierher zu dirigieren!“ fuhr er leiser fort. „So könnt Ihr Euch auch bei Rondinella bedanken,“ flüsterte er ihm ins Ohr. „Die Hexe hat ihre Augen und Ohren überall.“

Dann wandte er sich an zwei Hellebardiere und sagte:

„Ihr bleibt hier zum Schutz dieser Dame. Mich führt meine Pflicht weiter.“

Mit diesen Worten ging er, sich vor Luigia verneigend, hinaus.

Domenico erhob sich und wischte sich das Blut von der Stirne, das dort aus einer tiefen Wunde quoll. Er starrte nach Luigia hinüber, die suchend in dem jetzt so stillen Zimmer umhersah und noch einmal fragte:

„Wo ist mein Vater?“

„Für ihn ist die Hilfe zu spät gekommen,“ sagte Domenico düster und zeigte auf das offene Fenster, durch welches das Rauschen der Rhone heraufdrang.

Mit einem markerschütternden Schrei stürzte Luigia auf das Fenster zu. Dort sank sie nieder, hart schlug ihre Stirne auf dem Gesimse auf.

Domenico stand eine Weile ratlos. Dann trat er an das Fenster, berührte sanft ihre Schulter und sagte:

„Faßt Euch, Donna Luigia —“

Beim Klang dieser Stimme fuhr Luigia auf, starrte wie irr im Zimmer umher und sagte dann mit einer kalten, fremden Stimme:

„Geht, Signor Belcampo! Was thut Ihr noch im Hause des Unglücks! Ihr seid ein Rechtgläubiger und ich

war's auch bis zu dieser Stunde, trotzdem ich die Tochter eines Hugenotten bin. Ich war's, aber sie haben mir den besten, liebsten Vater gemordet, weil er anders glaubte als sie. Verflucht die Religion, die aus einer Religion der Liebe eine Religion des Hasses geworden ist! Hört Ihr's, Signor, wie es da von den Gassen herauf lärmt und tobt? Vernehmt Ihr die Stimmen der Sterbenden? Alles um des Glaubens willen! Ich will diesen Glauben nicht, ich will eine Ketzerin sein, sie mögen kommen und auch mich morden. Hört Ihr's?" schloß sie, gegen die Hellebardiere gewendet.

Sie hatte die Worte hastig herausgestoßen und sich wieder zu dem Fenster gewendet.

„Ihr seid außer Euch," begann Domenico.

„Ihr nicht, Domenico?" antwortete Luigia. „Dann habt Ihr kein Herz. Geht, geht nach Rom und erzählt dem heiligen Vater, was hier geschieht! Mich aber laßt allein!"

Sie stand auf und ging langsamen Schrittes hinaus, Domenico starrte ihr nach; dann brach er, vom Blutverlust erschöpft, zusammen.

V. Kapitel.

Am übernächsten Tage ließ der Gouverneur Mandelot die Hugenotten von Lyon zusammenrufen und ihnen erklären, daß ein königlicher Befehl eingelaufen sei, alle Hugenotten abzuthun, die nicht ihren Glauben abschwören wollen. Nur etliche Hundert kehrten in den Schoß der Kirche zurück; alle übrigen wurden in die Gefängnisse geführt, in welchen bald

Ströme Blutes flossen. Damit war zugleich das Signal gegeben zum Morden und Plündern, das der Gouverneur nicht hindern konnte, obgleich er den Befehl hatte, die Hand des Staates auf das Eigentum der Hugenotten zu decken.

Unter denjenigen, welche sich als Hugenotten bekannten, war auch Luigia, und Rondinella war es, welche Domenico die Nachricht brachte, daß sie ins Gefängnis abgeführt worden sei. Er selbst lag noch krank an seinen Wunden in der Herberge und hatte von den Vorgängen der letzten zwei Tage so gut wie nichts vernommen. Noch war sein Kopf verbunden und schwer lag es ihm in den Gliedern, aber er sprang sofort auf und schüttelte alle Schwäche von sich und rief: „Um der heiligen Jungfrau willen, Rondinella, rette sie!"

„Das sagt Ihr, wie wenn ich der König wäre," antwortete Rondinella. „Und was hab' ich davon? Ihr reitet mit Donna Luigia in die weite Welt, und die arme Schwalbe versucht umsonst, Euch nachzufliegen. Am Lichte Eurer Augen sind ihr ja längst die Flügel verbrannt."

„Beste Rondinella, thue was du kannst!" rief Domenico. „Brauchst du Geld, da nimm! Brauchst du Waffen" — er zog seinen Dolch heraus — „oder am besten, nimm mich und führe mich zu ihr, ich will für sie sterben."

„Ihr bleibt hier und pflegt Euch," antwortete Rondinella. „Was ich thun kann, muß ich allein thun. Aber mein Lohn?"

„Was du begehrst!"

Rondinella beugte sich zu ihm herab und flüsterte ihm ins Ohr:

„Einen Kuß, so wie Ihr ihn der Dame Eures Herzens gäbet."

Domenico fuhr zurück, Rondinella sah in sein finsteres Gesicht und flüsterte, sich so nahe an ihn drängend, daß er das Klopfen ihres Herzens hören konnte:

„Ist Euch das zu viel? Mancher gäbe einen Beutel voll Geld, wenn er es dürfte, denn ich bin schön; ich weiß, Signor, daß ich's bin, ob ich auch eine landfahrende Dirne bin — o auch Herzoge sind —"

Domenico unterbrach sie:

„Geh, Rondinella, und bring' mir gute Kunde."

Rondinella huschte hinaus, und Domenico saß grübelnd Stunde um Stunde. Endlich erhob er sich, band seinen Degen um und trat hinaus. Es dämmerte schon in den düsteren Straßen, hier und dort war eine Hausthür eingeschlagen und über manche Treppe rieselte das noch warme Blut herab. Schaudernd ging er weiter. Da begegnete er einer Patrouille, als deren Führer er den Hauptmann Picard erkannte. Rasch trat er auf ihn zu, ehe er aber ein Wort sprechen konnte, sagte dieser:

„Freund, Ihr thätet gut, die weiße Binde um den Arm zu binden und das weiße Kreuz auf Euer Barett zu stecken. Wer in Verteidigung eines Hugenotten gesehen wurde, muß sich als Rechtgläubiger kenntlich machen, sonst könnt's ihm übel gehen."

„Wißt Ihr etwas von Claudio Goudimels Tochter?" fragte Domenico.

„Ich weiß soviel, daß von allen Hugenotten, die im Gefängnis d'Ainay eingesperrt wurden, kein einziger mehr lebt. Und dort war die, welche Ihr sucht."

Domenico faßte Picards Arm und rief:

„Redet Ihr die Wahrheit?"

„Ich selbst war dabei, als sie niedergehauen wurden wie eine Herde Schafe: Greise und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen. Eine miserable Arbeit für fromme Landsknechte, das kann ich Euch sagen. Ich hätte lieber die Henker aufgespießt!“

Mit grimmigem Gesicht marschierte Picard weiter. Domenico kehrte langsamen Schrittes zu seiner Herberge zurück und wartete, ob nicht Rondinella komme. Es wurde Abend und Domenico saß in sich versunken da: durch seine Seele wogten die Gefühle wie verirrte Orgelklänge. Plötzlich ertönte der Klang eines Tamburins. Domenico fuhr auf und eilte auf die Altane. Im Hofe, wo schon Dämmerung herrschte, stand, den Tamburin in der Hand, mit blutbefleckten Kleidern Rondinella und winkte mit der Hand herauf. Domenico eilte hinab, ergriff ihre Hand und rief:

„Rondinella, liebste, beste Rondinella —“

„Bin ich jetzt die liebste, beste?“ antwortete das Mädchen mit mattem Lächeln.

„Wo ist Donna Luigia?“ fragte Domenico hastig und zog Rondinella tiefer in den Schatten der Pfeiler.

„Ich bin ins Gefängnis gedrungen, Herr,“ sagte Rondinella.

„Und hast sie gerettet? Wo ist sie?“ rief Domenico.

„Laßt mich sitzen,“ bat Rondinella, die Hand auf die Seite drückend. „Mir ist weh.“

Domenico führte sie zu einer Bank, Rondinella sank auf derselben nieder und schwieg, schwer atmend. Jetzt erst sah Domenico Rondinella näher an und bemerkte, daß Blut aus ihren Kleidern rann.

„Du hast eine Wunde,“ fragte er teilnehmenden Tones.

„Kommt Euch jetzt das Mitleid?“, sagte Rondinella wehmütig. „Mein Leben wollt' ich für Euch hingeben, und da ich's nicht für Euch konnte, hab' ich's Eurer — Eurer —“ sie stockte, — „Eurer Donna zu lieb für nichts geachtet. Aber es war umsonst — sie wollte ja nicht gerettet sein, sie wollte sterben, um des Glaubens willen, sagte sie. Und sie war doch keine Hugenottin. Versteht Ihr das?“

„Ich beginne zu verstehen,“ sagte Domenico. „Und du?“

„Ich hab' bei dem Versuch einen Lanzenstich bekommen, und die heilkräftigen Kräuter, deren ich kundig bin, wachsen nicht in diesem Lande. Aber Ihr sollt nicht verderben, Herr,“ fuhr sie lebhaft fort. „Und wenn Euch an Eurem Leben etwas liegt, so flieht die Stätten. Ihr seid in Goudimels Haus gesehen worden, und das könnte genügen, daß Euer schönes Haupt dem Henker verfiele. Sie machen hier ganze Arbeit. Laßt Euer Roß satteln und reitet mit dem frühesten fort: von morgen an sind die Thore wieder offen. Sie ist ja doch tot. Armer Herr!“

„Sie ist tot,“ wiederholte Domenico tonlos. „Und du, Rondinella?“

„Ich werde auch bald ausgezwitschert haben, Herr!“ erwiderte Rondinella, sich mühsam erhebend. „Kümmert Euch nicht weiter um mich arme Dirne: am Wege sterben und verderben ist uns beschieden. Warum wollt' ich's besser haben!“

„Aber du sollst nicht, armes Vögelein,“ sagte Domenico in plötzlichem Mitleid und strich ihr über das krause Haar. „Ich will dir einen Arzt verschaffen, will dich pflegen lassen —“

„Pflegen lassen,“ sagte Rondinella, „und dann doch

davonreiten.“ Sie hatte sich wieder erhoben und sah Domenico ins Gesicht. Und im nächsten Augenblick schlang sie ihre weichen Arme um seinen Hals, drückte ihre schwellenden Lippen auf seinen Mund und flüsterte: „Wenn ich eine Dame wäre und Ihr mein Ritter!“ Und dann, ehe Domenico ein Wort sagen konnte, hatte sie ihre Arme gelöst und war im Dunkel verschwunden.

„Rondinella!“ rief Domenico. Aber seine Worte verhallten in der Nacht.

Am anderen Morgen waren wirklich die Thore der Stadt wieder für jedermann offen, und einer der ersten, die durch das Südthor ritten, war Domenico.

Langsam trabte er in die nebelbedeckte Landschaft hinaus: sein Weg ging heim nach Rom. Wie er so hinritt, fiel ihm das Wort Goudimels ein: „was braucht's mehr zum Glück, als ein Roß und die Dame des Herzens vorn auf dem Sattel!“ An seinem Geist zog vorüber, was er erlebt hatte, er wandte sich um und sah nach Lyon zurück: wie anders lag die Stadt vor seinen Augen als vor wenigen Tagen! Langsam, träumerisch sinnend ritt er weiter.

Es war in der zweiten Woche des September, als Domenico durch die Porta del Popolo in Rom einritt. Sein Vater war sehr erstaunt, daß sein Sohn jetzt schon wieder zurückkehrte, und zwar noch einsilbiger und in sich gekehrter, als vorher. Gleich am anderen Morgen eilte Domenico zu Palestrina hinüber, der ihn mit offenen Armen empfing.

„Du kommst eben recht, mein Sohn, am nächsten Sonntag soll ein Tedeum gesungen werden, weiß eigentlich noch nicht für welchen Sieg. Da dirigiere ich wieder dein

Leibstück. Etwas wie meine Messe Di Papa Marcello hört man doch nicht im schönen Frankreich!“

„Nein,“ erwiderte Domenico, „dort machen sie andere Musik, aber diese thut dem Ohre weh und dem Herzen noch weher.“

„Auch die Harmonien meines teuern Goudimel?“ fragte Palestrina. „Hast du ihn besucht, mein Sohn, und wie lebt er?“

„Die Fische der Rhone fressen seinen Leichnam,“ brach Domenico heraus. „Und mir blieb von allem nur ein Klagepsalm!“

Und nun erzählte er erregt und in fieberhafter Eile; Palestrina hörte aufmerksam zu, schüttelte oft das ergrauende Haupt mit den mildblickenden Augen und trommelte dazwischen mit seinen schmalen Fingern auf dem mit Notenblättern bedeckten Tische. Endlich schloß Domenico:

„Erzählt dem heiligen Vater, was hier geschieht! das waren Donna Luigias letzte Worte. Erzählt Ihr es ihm, Meister; er kann solche Frevel nicht ungestraft lassen, geschweige denn sie billigen.“

In diesem Augenblick schlug Kanonendonner an ihr Ohr, Schuß auf Schuß krachte von der Engelsburg.

„Warum schießen sie, Lucrezia?“ fragte Palestrina seine eben eintretende Gattin, eine würdige Matrone.

„Weißt du es noch nicht?“ erwiderte diese. „Eben kommt Igino mit der Nachricht heim. An der Kirche des heiligen Ludwig ist's in großer Goldschrift zu lesen, daß der französische Botschafter, der Kardinal von Lothringen, seine Heiligkeit beglückwünscht hat wegen der plötzlichen durch

ein großes Morden erfolgten Hinwegräumung aller Ketzer des fränkischen Reichs. Deshalb wohl auch das Tedeum am nächsten Sonntag."

Palestrina antwortete nichts, auf Domenicos Stirne aber lagerten sich Wolken düsteren Unmuts während er rief:

„Und dabei dirigiert Ihr, Meister?"

Mit mildem Lächeln antwortete Palestrina:

„Soll ich eine Messe von Claudio Goudimel singen lassen?"

Domenico antwortete nicht, Palestrina fuhr fort:

„Du hast Schweres erfahren, mein Sohn; aber auch an dir wird die Musik, welche vom Himmel stammt und zum Himmel führt, ihre Macht bewähren. Sie leitet durch alle Disharmonien des Lebens hindurch zur ewigen Harmonie; dort werden Hugenotten und Rechtgläubige im Chor der Engel mitsingen."

Da brach Domenico leidenschaftlich heraus:

„Wie es einst dort oben mit der Musik beschaffen sein wird, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß es vor Gott und der Welt unerhört ist, ein Tedeum singen zu lassen wegen eines solchen Mordens. Es ist manches in mir vorgegangen auf meiner Reise, und mir sind meine Augen mehr geöffnet worden in diesen wenigen Wochen, als vorher in Jahren. Und wenn der heilige Vater wirklich und wahrhaftig ein Tedeum singen läßt, dann, Meister, ist er kein heiliger Vater und will ich sein Kapellmeister nicht werden, obwohl mich wegen Frauenliebe niemand von der Kapelle ausschließen wird. Und Ihr, Meister, werdet dieses Tedeum nicht dirigieren."

„Wird's nicht auch ohne mich gesungen?"

„Mit oder ohne Euch, es ist eine Scheußlichkeit!“ rief Domenico.

„Ich kenne meinen Domenico nicht mehr,“ sagte Palestrina mild. „Ist er im Lande der Hugenotten ein Ketzer geworden?“

„Im Lande der Hugenotten nicht, aber in diesem Augenblicke fast. Ihr dirigiert am Sonntag?“ fragte Domenico, sich erhebend.

„Ich werde krank sein, mein Sohn,“ sagte Palestrina. „Schon um mir meinen besten Schüler zu erhalten.“

Domenico ging. Bei dem Tedeum, das zur Verherrlichung der Bartholomäusnacht in der Peterskirche gesungen wurde, dirigierte Palestrina nicht. Er sei plötzlich krank geworden, hieß es. Aber auf seine Anordnung wurde eine achtstimmige Messe Claudio Goudimels gesungen — das Totenopfer des milddenkenden Schülers für seinen Meister.

Domenico hatte noch vorher seinem freudig überraschten Vater erklärt, daß er seinen Wünschen nicht länger widerstehen und nunmehr gerne in das Geschäft eintreten wolle. Ueber diesen plötzlichen Gesinnungswechsel gab er keine nähere Auskunft; er erbat sich nur, nie nach Frankreich geschickt zu werden. Als sein Vater ihn dagegen fragte, ob er einmal gern nach Deutschland reise, gab er die verwunderliche Antwort:

„Nach Deutschland, in das Land der hartnäckigsten Ketzer? Mit größter Freude, Vater. Vielleicht bleib' ich einmal ganz dort.“

Während in der Peterskirche das Tedeum erklang, saß Domenico allein in seiner Kammer und sang mit halblauter Stimme den Lieblingspsalm Goudimels und seiner Tochter.

Er sang ihn in der Sprache Frankreichs, und wehmütig klang's:

Les torrents de ta colère
Sur moi cent fois ont passé;
Mais par ta grace j'espère
Qu'enfin l'orage est cessé:
Tu me conduiras le jour,
Et moi la nuit, à mon tour,
Louant ta majesté sainte,
Je t'adresserai ma plainte.*)

---

*) Alle deine Wasserwogen
Deine Wellen allzumal
Ueber mich zusammenschlagen:
Doch tröst' ich mich in Trübsal,
Daß du helfen wirst bei Tag,
Daß des Nachts ich singen mag,
Dich als meinen Heiland preise,
Anruf und anbet' mit Fleiße.

(Uebersetzung aus dem 16. Jahrhundert.)

Der Kanzler von Sachsen.

I. Kapitel.

Früh an einem Julimorgen des Jahres 1588 stand der Kurfürst von Sachsen, Christian I. in seinem Kabinette im Schlosse zu Dresden an dem großen, eichenen Schreibtisch, der mit allerlei Bauplänen bedeckt war. Die hohe Stirn des Kurfürsten, die sich über den klugen, lebensfrohen Augen erhob und unter den kurzgehaltenen, krausen Haaren bedeutend hervortrat, lag in Falten. Es mußte ihm etwas Unangenehmes widerfahren sein oder bevorstehen. Denn selten sah man sein heiteres Gesicht finster.

Jetzt wandte er sich um und sagte zu dem eintretenden Hofprediger Doktor Martin Mirus in ziemlich ungeduldigem Tone:

„Ihr habt von Amtswegen mit mir zu sprechen, sagt Ihr, und weist es ab, Euer Begehren schriftlich anzubringen. Was ist's nun, das Euch in so früher Stunde zu mir führt? Sie ist mir ungelegen, aber Ihr laßt Euch ja nicht abweisen. Sprecht!“

Der Hofprediger hatte sich ehrerbietig verneigt; jetzt stand er aufrecht und selbstbewußt da, ließ die großen grauen Augen aufmerksam durch das Zimmer laufen und auf der Thüre in

das Nebenzimmer einen kurzen Augenblick haften, als suche er einen Feind, der hier etwa verborgen sein könnte, und begann dann ruhig, aber bestimmt:

„Euer Kurfürstliche Gnaden! Mein Amt gebietet mir, Sie zu erinnern, daß Dieselben in allen Verhältnissen als Vorbild Ihres Volkes zu handeln haben. Dies zu sagen, ist mir keine Stunde zu früh.“

„Auch halte ich mich dessen jederzeit, sowohl am Morgen als am Abend eingedenk,“ entgegnete Christian. „In welch besonderem Fall Ihr mich des Gegenteils zeiht, ist mir unbewußt. Oder wär's wegen des gestrigen Abends?“

Er richtete seine Augen fragend auf den Hofprediger, und ehe dieser antworten konnte, sagte er gleichmütig:

„Ihr seid ja auch bei dem Tauf- und Freudenfest meines Stallmeisters gewesen —“

„Und habe meiner Zunge Schweigen geboten, ob ich gleich hätte reden sollen. Darüber hab' ich mich diese Nacht in heißem Gebet vor meinem Gott gedemütigt und jetzt steh' ich als sein Diener vor Ew. Kurfürstlichen Gnaden, um Rechenschaft zu fordern über das, was Sie dort gesagt haben.“

„Was ich gesagt habe? Das will ich wohl vor meinem Gott am jüngsten Tage verantworten. Und Euch sag' ich's noch einmal. Ich nahm den Becher, so ich der Frau meines getreuen Holtzendorf in die Kindbett verehrt habe, aus seinen Händen, um ihn einzuweihen und dabei sprach ich — hört Ihr's, ich, der Fürst dieses Landes, der will, daß in meinem Lande ob lutherischen, kalvinischen oder philippinischen Glaubens keiner angefochten wird, ich sprach zu dem zugegenseienden, gut lutherischen, brandenburgischen Stallmeister gewendet: es gilt der Gesundheit aller ehrlichen Gesellen, unter

denen weder Kalvinisten noch Flacianer sich befinden. Ich, Christian, bin weder kalvinisch noch flacianisch, sondern gut christlich und will, was ich jetzt sage, in der dritten oder vierten Predigt hören. So sprach ich."

„In Flacius aber lebt Lutheri Geist, und Philipp Melanchthon hat Verrat an demselben geübt," fiel der Hofprediger ein.

„Ich hab' Euch nicht Zutritt gewährt, um über die Theologie am frühen Morgen zu disputieren," sagte Christian bestimmt. „Was weiter?"

„Auch ist bei selbigem Mahle das Beten unterlassen worden —"

„Hab' ich je das Beten verboten?" rief der Kurfürst. „Warum habt Ihr denn nicht gebetet, da Ihr doch Hofprediger seid, dem solches vor anderen zugestanden?"

„Mich hat niemand dazu aufgefordert," sagte Mirus; „sonder Zweifel ein böses Zeichen immer weiter einreißender gottloser Sitte, wie solche in einem Lande nicht verwunderlich, wo man der Kalvinisten verruchte Lehre allenthalben begünstigt."

Christian biß sich auf die Lippen, strich sich über den Schnurrbart und das glatte Kinn und sagte, die Worte des Hofpredigers scheinbar nicht beachtend:

„Uebrigens ist mir glaubwürdig berichtet, daß ehe ich gekommen und vielleicht auch ehe Ihr gekommen, in Gegenwart von vier Kapellknaben das Tischgebet bereits verrichtet worden ist."

„Davon ist mir nichts bewußt," sagte Mirus; „und wie dem auch sei, Euer Kurfürstliche Gnaden haben sich gestern gegen die wahre lutherische Lehre vergangen und

wie auch sonst schon ein böses Beispiel gegeben. Mir aber geziemt es, dagegen hier und öffentlich auf der Kanzel zu protestieren."

„Auf der Kanzel laßt Ihr diese Dinge ruhen," rief Christian jetzt erregt. „Wer ist's gewesen, der gegen meinen lieben Beichtvater und Oberhofprediger, den Salmuth so schwere Anklagen erhoben, als er auf der Kanzel Eure Unduldsamkeit zu strafen schien? Hab' ich dem Salmuth gesagt, daß auf der Kanzel nichts als das Wort Gottes zu verkündigen sei —"

„Ja, das lautere, aber nicht das kalvinisch gefälschte, wie mein Amtsbruder gethan hat."

„Das hat er nicht gethan," sagte Christian entschieden, „wie die Untersuchung klärlich gezeigt hat. Ihr selbst habt dem Salmuth, als er hierher kam, nach strengem Examinibus das Zeugnis ausgestellt, daß er richtig nach dem Gotteswort und dieses Landes Bekenntnis lehre —"

„Das war damals," sagte Mirus. „Es fallen viele vom Glauben in jetzigen bösen Zeiten —"

„Spart Euch das Predigen auf den Sonntag," rief Christian, „und mich verschont inskünftig mit solchen Dingen, sonst bekommt Ihr eine Antwort, die Ihr fühlen sollt."

„So will ich heute noch reden," rief nun Mirus, seinerseits auch erregt. „An all dem Unwesen, das an diesem Hofe eingeschlichen, ist niemand anders schuldig, als Euer Kurfürstlichen Gnaden Rat, der mehr öffentliche als heimliche Kalvinist, Doktor Krell, dessen Sie längst zum Heile des Landes sich hätten entledigen sollen."

Der Kurfürst fuhr auf. Er kannte den Haß des Lutheraner gegen seinen geliebten Lehrer, Nikolaus Krell,

der ihn als Kurprinzen in die Regierungsgeschäfte eingeleitet hatte und der ihm jetzt als Geheimer Rat in allen Regierungshandlungen zur Seite stand. Er wußte, daß Mirus das Haupt der Unzufriedenen war, und daß dieser alles daran setzte, Krell zu verdrängen. Er war aber nicht gesonnen, sich auch nur den Schein zu geben, als vermöchten die Ankläger Krells das geringste über ihn. Darum sagte er rasch:

„Der Krell ist kein Kalvinist, wie Ihr selbst am besten aus öffentlicher Disputation mit ihm wißt und wie aus dessen aufgesetztem Glaubensbekenntnis klärlich hervorgeht. Ein Lutheraner, ein Konkordist in Eurem Sinne ist er freilich nicht. Mir aber ist er ein treuer und umsichtiger Rat und mit mir gewillt, Frieden zu halten im Lande, mögen friedhässige Prediger auch alles thun, denselben zu stören."

Er hielt inne, lachte dann kurz auf und sagte, Mirus fest ansehend:

„Ich mich des Krells entledigen? Zu meinem Kanzler will ich ihn machen —"

„Das werden Ew. Kurfürstliche Gnaden nicht wagen," rief Mirus.

„Und Euch auf den Königstein in Verwahrung schicken," fuhr Christian ruhig fort.

Mirus sah ihn mit feindseligen Augen an, denn er merkte, daß es dem Kurfürsten ernst war; aber unbeirrt fuhr er fort:

„So wird dieser Krell einstmals in dieselbe Zelle auf dem Königstein gebracht werden wie ich."

„So lange ich lebe, niemals!" rief Christian.

„Euer Kurfürstlichen Gnaden Leben ist bei dero schwankender Gesundheit auch nicht ewig," entgegnete Mirus trocken.

Dieser unzarte Hinweis auf Christians Gesundheit, die trotz seiner achtundzwanzig Jahre schon sehr geschwächt war, machte den lebensfrohen Kurfürsten wütend, und einen Schritt gegen den Hofprediger vortretend, schrie er:

„Ich bin kein Kalvinist und will auch mein Lebtag keiner werden. Der Teufel hole meinetwegen den ganzen Kalvinismus und die Konkordienformel dazu —"

„Kurfürstliche Gnaden lästern —" begann Mirus.

„Haltet Euer freches Maul!" schrie Christian.

Aber Mirus reckte seine Gestalt, erhob den Kopf über der dicken Halskrause und rief:

„Kurfürstliche Gnaden werden dem heiligen Geist das Maul nicht stopfen. Sie haben sich an mir müde gebissen; und wenn Sie alle Ihre Kammerräte, ja selbst den Marschall gegen mich auftreten lassen, so bin ich nicht gemeint, solches zu dulden. Und ich sag's noch einmal: dem heiligen Geist kann man das Maul nicht stopfen."

Er sagte das ohne jede Selbstgefälligkeit, als ob es etwas ganz Selbstverständliches wäre, daß durch ihn der heilige Geist spreche. Auf Christians Stirn aber schwoll die Zornader und hastig stieß er heraus:

„Dem heiligen Geist begehre ich nichts vorzuschreiben. Aber dir will ich das Maul binden. Packe dich!"

Er wies auf die Thüre. Mirus sah ihn mit einem seltsam ungläubigen Gesicht an und regte sich nicht. Aber Christian ging auf ihn zu und rief zum zweitenmal:

„Packe dich! Ich habe zu arbeiten. Geh' oder ich will dir Füße machen."

Mirus sah seinem Herrn noch einmal in die Augen, dann verbeugte er sich tief und ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, hinaus.

Tief aufatmend stand Christian da, sein Herz klopfte, er rang nach Atem. Dann lief ein Zittern durch seinen Körper und er sank auf einen Sessel nieder, indem er flüsterte: „Er hat recht. Meine Gesundheit ist schwach, und an diesem wütenden lutherischen Pfaffen werde ich noch zu Grunde gehen." In sich versunken saß er da und hörte nicht, wie die Thüre sich öffnete und Krell eintrat, der jederzeit unangemeldet Zutritt zu seinem Herrn hatte. Krell mochte etwa vierzig Jahre alt sein, eine breite, zu Beleibtheit neigende Gestalt mit einem dicken Gesicht, breiter Nase und vollen Lippen, über denen ein dürftiges Bärtchen kaum sichtbar war.

„Kurfürstliche Gnaden," begann er, näher tretend.

Christian erhob den Kopf.

„Ihr seid's, Doktor! Gut, daß Ihr kommt. Diese Woche fängt gut an. Mir ahnt, daß aus dem, was soeben vorgefallen, neue Arbeiten und viel ärgerliches Wesen hervorgehen wird. Und ich habe ohnedem genug an all den Arbeiten, die meistenteils der Religion halber auf mir lasten. Viel lieber möchte ich meinen Neigungen leben und mit meinen Baumeistern bauen."

„Kurfürstliche Gnaden sind nicht zum Bauen von Marställen und Lusthäusern Fürst dieses Landes geworden —"

Christians Gesicht verfinsterte sich, als er rief:

„Aber auch nicht dazu, daß ich mich mit der Wut der

Theologen herumschlage, die dem Melanchthon sein letztes Stündlein verbittert hat."

„Aus dem reichen Schatz, den Euer Kurfürstlichen Gnaden Vater selig hinterlassen hat, werdet Ihr noch manches bauen," sagte Krell begütigend, „und auch sonst manches edle Werk unterstützen, das einem deutschen evangelischen Fürsten geziemt, ohne dabei die stets widerspenstige Landschaft fragen zu müssen."

„Ihr habt Euern zweiten Feind genannt, die vom Adel dieses Landes. Der erste ist eben hinaus," sagte Christian.

„Viel Feinde, viele Ehr!" entgegnete Krell leichthin.

„Und aller guten Dinge sind drei," Doktor, sagte Christian und suchte heiter auszusehen. Es gelang ihm aber nicht. Krell sah rasch auf, zwirnte dann das dünne Kinnbärtchen zusammen wie in Nachdenken und sagte:

„Und der dritte Feind, Kurfürstliche Gnaden?"

„Ist eine Feindin," antwortete Christian.

„Eine Feindin?", lächelte Krell, hob dann die Finger und begann herzuzählen: „Die Pfaffen — wiegt nicht allzu schwer; die vom Adel —" er schwippte mit dem Finger; „ein Weib! — Kurfürstliche Gnaden, das ist mehr als beide andere zusammen. Geruhen Kurfürstliche Gnaden, mir zu sagen, wer das Weib ist. Denn der unbekannte Feind ist der gefährlichste."

Christian schien in Verlegenheit. Es war ihm in der Sorge um seinen Rat ein unbedachtes Wort herausgefahren; nun schien es ihm unangenehm, etwas gesagt zu haben. Er that deshalb, als ob er Krells Frage überhört habe, und begann:

„Ich habe dem Mirus gesagt, daß ich Euch zu meinem Kanzler machen will.“

„Da sei Gott vor,“ rief Krell; „zudem habt Ihr an David Pfeifer einen ehrenhaften und aufrichtigen Kanzler, und ich begehre nichts weniger, als ihn vom Amte zu verdrängen.“

„Der Pfeifer hat geholfen, die Konkordienformel zu machen —“

„Mit der sich die Evangelischen Deutschlands nicht vereinigt haben, sondern nur neuen Zank und Uneinigkeit in unser liebes Vaterland gebracht,“ sagte Krell. „Nicht ‚Eintrachtsformel‘, sondern ‚Zwietrachtsformel‘ sollte man sie nennen, wie sich in diesem Lande schon klärlich erwiesen hat.“

„Darum haben wir keinen Geistlichen unseres Landes genötigt, diese Formel zu unterschreiben, wie sie in anderen Ländern thun, ehe wir ihm eine Pfarre verleihen; bald werden wir sie aber unterschreiben lassen, daß sie das Schimpfen auf der Kanzel unterlassen,“ sagte Christian warm. „Sie haben Luther und seinen treuesten Gehilfen Melanchthon wider einander gestellt,“ fuhr er fort; „wir meinen, daß über beiden ist Christus, der Herr!“

„Und mit beiden war Christus, der Herr,“ sagte der Kanzler nun ebenfalls warm. „Ich bin zwar Jurist und nicht Theolog, aber soviel weiß ich: Luthers Geist lebte auch in Melanchthon, dessen Schriften ich gelesen und fleißig mit der heiligen Schrift verglichen habe, ob er gleich subtiler und sanfter mit gegenteiligen Meinungen fuhr, als Doktor Luther selig. Und das weiß ich auch,“ fuhr er fort: „die sich jetzt auf Doktor Luthers Geist versteifen, sind weiter von

demselben entfernt als Melanchthon, ja selbst als Kalvin, der Schrecken der Schrecken. Ich bin nicht kalvinisch, habe von seinen Schriften auch wenig gelesen, und glaube in dem hochwichtigen Artikel vom Abendmahl, wie Euer Kurfürstlichen Gnaden aus meinem Bekenntnis bewußt, wie Luther; aber ich bin mit Kurfürstlichen Gnaden damit einig, daß die Leute, welche Melanchthons Geist mit Gewalt unterdrücken, nicht bloß Eurem Land einen schlimmen Dienst thun, sondern auch die Sache des Evangeliums in der Welt schädigen, den Paptisten und sonderlich den Jesuiten zu großer Freude."

Der Kurfürst war aufgestanden und reichte nun seinem Rate die Hand, indem er sagte:

„So denke auch ich, Doktor, und darum sollen die geistlichen Stellen im Lande und die Lehrämter unserer Hochschulen mehr mit Philippisten denn mit Angehörigen der Zwietrachtsformel besetzt werden."

„Darob die Pfaffen mich anklagen werden," sagte Krell.

„Obwohl Ihr hierbei nichts zu sagen habt," entgegnete Christian gütig. „Denn ehe ich Euch zu meinem Kanzler gemacht, kommt mir allein die Verantwortung zu, maßen sie den Pfeifer keiner melanchthon'schen Neigung beschuldigen werden. Eine weiß ich freilich, die jetzt schon Euch die Schuld an allem giebt."

„Meine Feindin," sagte Krell rasch. „Ich bitte nunmehr Kurfürstliche Gnaden, daß Sie ihren Namen nennen."

„So will ich ihn Euch sagen: meine liebe Hausfrau."

„Ich hab' mir's gedacht," murmelte Krell. Laut sagte er:

„Und darf ich Kurfürstliche Gnaden fragen, aus welchem Grund?"

„Vielleicht hat sie Gründe," sagte der Kurfürst und

sah Krell an. Als er dessen Miene bemerkte, fuhr er fort: „Kein so finsteres Gesicht, Doktor! Ich will Euch alles sagen."

„Alles?" fragte Krell. Der Kurfürst besann sich einen Augenblick, dann sagte er:

„Ja alles, Doktor! Soll ich vor meinem treuesten Ratgeber ein Geheimnis haben? Also erstlich: Ihr ladet mir zu viel Arbeit auf, stört mich sogar mit Regierungsgeschäften bei den Mahlzeiten, wodurch meine Gesundheit Schaden leidet, um die meine Hausfrau aufs eifrigste besorgt ist." Er hielt inne und sah Krell fragend an. Dieser antwortete:

„Kurfürstliche Gnaden wissen, was meine Gesundheit unter den drängenden Geschäften gelitten hat. So müßte meine Hausfrau Euer Kurfürstlichen Gnade Feindin sein."

„Gut pariert!" rief Christian, dem allmählich im Gespräch mit seinem Kanzler der Unmut verflogen war. „Aber im Essen störe ich Euch doch nie?"

„Kurfürstliche Gnaden gestatten mir ein ernstes Wort, das aus besorgtem Herzen kommt," sagte Krell. „Euer Kurfürstlichen Gnaden Leibärzte —"

„Ach meine Leibärzte," unterbrach ihn Christian, der nicht geneigt schien, ein ernstes Wort in dieser Sache zu hören. „Ich weiß schon: ich soll all das wegen meiner Konstitution nicht essen, was mir schmeckt, und soll sonderlich dem langen Tafeln und vielem Weintrinken entsagen. Weiß schon, und da thut Ihr ein verdienstliches Werk, wenn Ihr mich im Essen und Trinken durch dringende Regierungsgeschäfte stört. Ist's nicht so?"

Ueber Krells Gesicht flog ein Lächeln, als er in die

munter leuchtenden Augen seines Fürsten sah, und er brachte in der That sein ernstes Wort jetzt nicht zu Ende. Der Kurfürst ließ ihm auch keine Zeit dazu, sondern fuhr fort:

„Also dieserhalb Euch feind zu sein, hat meine liebe Hausfrau keinerlei Grund. Wir werden es ihr auszureden wissen, wenn Ihr ein klein wenig nachsichtiger gegen mich sein wollt, Doktor! Schon schwerer mag Punkt zwei wiegen: Ihr wißt, Frau Sophie ist von ihrem Vater, dem Brandenburger her, streng lutherisch erzogen, und der Mirus hat mehr Einfluß auf ihren lutherischen Eifer, als mir lieb ist. Wie ich gesinnt bin, wißt Ihr besser als die Kurfürstin, denn ich mag das Theologisieren bei den Frauenzimmern am allerwenigsten. Sie sollen fromm und züchtig leben und ihren Gemahl lieben und ehren, aber sich um theologische Zänkereien nicht kümmern. Auch scheue ich mich, bei statthabendem gewaltigem Lutheranismo meiner Ehefrau ihr zu offenbaren, daß ich anders gesinnt bin. Doch der Mirus hat's ihr eingeblasen, und nun meint sie, Ihr habt mich zum Kalvinismus verführt, den sie für ärger als des Türken Glauben ansieht.“

„Wie sollen Frauen anders denken, wenn solches alle Sonntag auf der Kanzel gepredigt wird!“ warf Krell bitter hin. „Man sollte es den Pfarrern strenge verbieten. Kurfürstliche Gnaden werden erleben, und nach dem, was heute hier vorgegangen, glaube ich's gewiß, daß des Landesfürsten Person wegen Verdachtes gottloser Lehren auf der Kanzel angegriffen wird.“

„Dann soll mir der Mirus auf den Königstein!“ rief Christian. „Dort kann er seinen vier Wänden predigen oder den Sperlingen und Dohlen! Also das ist Nummer zwei.“

„Und Nummer drei?" fragte Krell.

Christian schien verlegen und sagte:

„Ist's nicht genug an dem? Daß Euch meine Hausfrau nicht hold ist, wißt Ihr jetzt."

„Soll ich nicht alles hören?" fragte Krell. „Kurfürstliche Gnaden schenken mir seit mehr als zehn Jahren volles Vertrauen, und was heute gesprochen wird, könnte mich stolz machen, eines solchen Fürsten —"

„Kanzler zu sein," ergänzte Christian.

Krell machte eine abwehrende Bewegung. Christian fuhr fort: „So hört auch das vollends. Euere Nichte, die Beate —"

Krell fuhr auf und rief:

„Haben Ohrenbläser der gnädigen Frau Kurfürstin in dieser Hinsicht etwas zugetragen? Beim Sakrament, wenn die Pfaffen es wagen, an die Reinheit Eurer und meiner Familie zu tasten, so zertrete ich sie wie ein giftiges Gewürm."

Er stampfte mit dem breiten Fuß auf den Boden und ballte die Fäuste.

Christian, offenbar froh, daß auch dieser letzte Punkt heraus war, entgegnete:

„Ruhig, Doktor! Wenn Ihr so auffahret und so leicht zornig werdet, kann ich Euch nicht zum Kanzler machen. Wer's meiner Hausfrau hinterbracht hat, ist mir unbewußt; aber daß es geschah, weiß ich. Darum, sagen sie, kehre ich manchmal in Eurem Hause ein, weil ich die Beate gerne sehe, und sie sei der Preis meiner Gunst für Euch."

Krell schnappte nach Luft, fuhr sich mit den Händen über das Gesicht, strich sich dann heftig die reichen Haare

aus der Stirn und ließ sich schwer in einen Sessel sinken. Christian trat auf ihn zu und rief:

„Doktor, was ist Euch?“

Die breite Brust Krells hob sich und senkte sich in hastigen Atemzügen. Endlich sagte er mit gepreßter Stimme:

„Es ist nichts. Aber meine Gesundheit ist auch nicht die stärkste. Vielleicht befreit der Tod meine Feinde bald von mir. Aber zuvor noch —“

Er hielt inne. Christian sah ihm voll in die Augen und sagte:

„Ihr wißt so gut wie ich, daß das alles thörichtes Gerede ist, und daß ich das blonde Kind, die Beate, nicht anders achte und ehre, als Eure Hausfrau, die so treulich Mutterstelle an ihr vertritt.“

„Auch Margarete ist noch nicht so alt an Jahren,“ warf Krell bitter hin, „daß die Verleumdung sie nicht beschmutzen könnte.“

Dann erhob er sich und sagte:

„Ich danke, Kurfürstliche Gnaden, für die Offenheit, mit der Sie zu mir gesprochen. Kann es etwas nützen, so soll Beate nach Erfurt heim, wiewohl es uns schwer wird, den Sonnenschein unseres Hauses zu entbehren.“.

„Da sei Gott vor, daß ich Euch Eures Kindes beraube,“ rief Christian. „Auch wäre es thöricht; denn dadurch würden wir dem bösen Gerüchte nur neue Nahrung geben. Lieber will ich auf Besuche bei Euch verzichten, und ist's Euch recht, das Fräulein auch nicht mehr zu Hof ziehen, worüber ihr, als einer Bürgerlichen, die Fräulein vom Adel gram sind. Ist's recht so?“

„Daß Kurfürstliche Gnaden Beate nicht mehr bei Hof

sehen wollen, des bin ich wohl zufrieden. Aber daß Sie wegen solcher Gerüchte mein Haus meiden wollen, das, Kurfürstliche Gnaden, ist nicht meine Meinung. Wer den Lästerern und Ohrenbläsern nachgiebt oder auch nur ihnen Rechnung zu tragen scheint, der macht das Uebel ärger. Das steht einem Fürsten am wenigsten an. Wenn Kurfürstliche Gnaden aber meiner gnädigen Herrin gelegentlich sagen wollen, daß der Magister Tobias Montag —"

„Ah der! Ist auch des Kalvinismi verdächtig," sagte Christian.

„Thut in diesem Falle nichts. Beate scheint nicht nach seinem Glaubensbekenntnis gefragt zu haben, als sie jüngst beim Feste auf dem Rathaus so eifrig sich mit ihm besprach."

„Läuft's da hinaus, Doktor?" sagte der Kurfürst nun wieder lachend. „Nun, so schafft nur, daß bald Hochzeit werde. Für eine gute Pfarre will ich schon sorgen."

„Zum Heiraten ist die Beate noch zu jung; sie ist kaum sechzehn," sagte Krell. „Der Magister freilich ist längst in den Jahren, da man billig zur Ehe schreitet."

„So sei diese und die andere Sache Gott befohlen. Wegen des Mirus aber soll noch heute mein Geheimer Rat zusammentreten und seine Meinung kund thun. Ich will mich nicht von meinem Hofprediger schuhriegeln lassen wie ein Unmündiger. Jetzt laßt mich mit meinen Baumeistern allein. Sie sind auf diese Stunde bestellt."

Krell verneigte sich und ging. Im Vorzimmer murmelte er:

„Die Kurfürstin meine Feindin! Und um das! Pah, ich werde auch mit ihr fertig werden."

II. Kapitel.

Es war eine wunderliche und betrübte Zeit in Deutschland am Ausgange des großen Reformationsjahrhunderts. Nach der großen Geistesbewegung, welche reinigend und befruchtend durch das Jahrhundert gerauscht war, kam nunmehr die dürre Öde der theologischen Streitigkeiten und Zänkereien. Und zwar tobte der Kampf weniger zwischen Katholiken und Protestanten, als zwischen Lutheranern und Reformierten: dreimal soviel schrieben die, welche hätten eins sein sollen, gegen einander wie gegen den gemeinschaftlichen Feind. Und schließlich kam es soweit, daß die Lutheraner lieber mit den Papisten zusammengehen wollten, als mit den Kalvinisten. Der milde, versöhnliche Philipp Melanchthon schloß 1560 bekümmert die Augen, da es ihm nicht gelungen war, die beiden großen, evangelischen Bekenntnisse zu einigen. Nach seinem Tode entbrannte der Streit erst recht zwischen den Lutheranern, welche sich für die allein richtigen Anhänger und Ausleger Luthers und der heiligen Schrift hielten, und den Philippisten, welche Melanchthons Sinne folgend, zwischen Luthertum und Kalvinismus zu vermitteln suchten, dadurch aber nur in den Verdacht des heimlichen Kalvinismus kamen. Und Kalvinist sein schien den Lutheranern ein fast todeswürdiges Verbrechen. Daß der Papst und die Jesuiten sich hierüber vor Freude die Hände rieben, versteht sich. Die Uneinigkeit der Protestanten war von jeher der Gewinn des Papsttums.

Um was man stritt, waren einzelne Punkte der Lehre — daß die beiden Kirchen auf demselben Grunde, auf dem

Wort Gottes, auf der Freiheit eines Christenmenschen und auf der Gerechtigkeit aus dem Glauben standen, das vergaß ein kurzsichtiges, von wütenden Theologen geleitetes Geschlecht. Namentlich war es die Lehre vom Abendmahl, in welcher die beiden Kirchen auseinandergingen, obwohl Melanchthon schon früher versucht hatte, gerade hier auszugleichen.

So schien denn der Friede in der evangelischen Kirche nur dadurch erreicht werden zu können, daß man eine neue Glaubensformel aufstellte, und diese kam endlich im Jahr 1577 zu Kloster Bergen bei Magdeburg zu stande in der Konkordien- oder Eintrachtsformel. Aber sie verdammte den Kalvinismus und war gerade in den wichtigsten Streitpunkten engherzig lutheranisch; sie betonte das Trennende mehr als das Einigende.

Die einen deutschen Länder nahmen die Formel an, die anderen nicht — oder vielmehr, da es nicht in den freien Willen des einzelnen, nicht einmal eines ganzen Landes gestellt war, sie anzunehmen oder zu verwerfen, die Landesfürsten entschieden sich und zwangen ihre Unterthanen, ihren Glauben anzunehmen. Die Fürsten ihrerseits waren beeinflußt von ihren Hoftheologen, welche an den evangelischen Fürstenhöfen ungefähr dieselbe einflußreiche Rolle spielten, wie die jesuitischen Beichtväter an katholischen.

So konnte es kommen, daß ein Land bei raschem Fürstenwechsel innerhalb weniger Jahre lutherisch, dann reformiert und vielleicht wieder lutherisch und wieder reformiert wurde; daß man in einem und demselben Lande das eine Mal die Anhänger Melanchthons oder Kalvins, das

andere Mal die Luthers oder des Streittheologen Flacius fortjagte; denn der üble Grundsatz: „Herr des Landes, Herr des Glaubens“ führte zum schnödesten Glaubenszwang, dem man eben durch die Reformation entronnen war. Und wenn die von den Jesuiten geleitete Gegenreformation den Grundsatz hatte, den Glauben jedes anders Denkenden zu unterdrücken, so krankte die Kirche der Reformation damals an demselben Uebel. Die katholische Kirche aber gewann durch die Gegenreformation Jahrzehnt um Jahrzehnt an Macht; die evangelische Kirche schädigte nur sich selbst und erlitt infolge ihrer inneren Schwäche Verluste um Verluste.

Am wütendsten tobten die theologischen Zänkereien im Kurfürstentum Sachsen. Als der Kurfürst August Vormund der Kinder seines Vetters Johann Wilhelm und Administrator von dessen Land geworden war, säuberte er dasselbe sofort von allen streng flacianisch oder lutherisch gesinnten Geistlichen. Er selbst aber neigte sich im Verlauf der Jahre mehr und mehr dem strengen Luthertum zu und hielt, als ihm die Vertreter des Philippismus im eigenen Lande allzumächtig schienen, strenges Gericht mit allen Philippisten. Wer es mit Melanchthon hielt, dessen Richtung er früher selbst begünstigt hatte, wurde aus dem Lande gejagt, wobei sich freilich die meisten Geistlichen gefügig zeigten und verleugneten, was sie bisher gelehrt hatten. Die philippistisch gesinnten Vertrauten Augusts wurden teils mit dem Kerker, teils mit der grausamsten Marter gestraft. Der Leibarzt und Liebling Augusts, Kaspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons, mußte zehn Jahre auf der Festung Königstein, die an der Elbe einige Stunden oberhalb Dresden gelegen ist, in hartem Kerker schmachten, und wurde erst kurz vor

Augusts Tod, 1586, entlassen. Augusts Nachfolger war Christian I., welcher mit sechsundzwanzig Jahren den Thron bestieg. In ihm lebte noch etwas von der großen Sinnesart der Reformationszeit und er ließ sich den freien Blick auch hinsichtlich gut protestantischer Politik nicht durch die Streitigkeiten der Theologen trüben. Obwohl selbst nicht reformiert, sondern lutherisch, freilich im Sinne des altsächsischen Luthertum, stand er, was damals eine Seltenheit war, mit reformierten Fürsten Deutschlands in freundlicher Beziehung; mit dem Kurfürsten der Pfalz, Johann Casimir, verband ihn zudem Schwägerschaft. Er richtete seine Blicke auch nach Frankreich, wo Heinrich von Navarra, der nachmals katholisch wurde und als Heinrich IV. Frankreichs Thron bestieg, sich an die deutschen Protestanten anzuschließen wünschte, und knüpfte mit England an — das alles im Interesse der evangelischen Sache, die durch den zu Gewalt und Krieg hetzenden Jesuitismus mehr und mehr bedroht wurde. Christian warb dem Prinzen von Navarra sogar Hilfstruppen, und war hierbei in der glücklichen Lage, die Landschaft nicht fragen zu müssen, weil sein Vater ihm einen Schatz von 17 Millionen hinterlassen hatte. In den theologischen Händeln seines Landes suchte er über den Parteien zu stehen, und wünschte womöglich eine Vereinigung von Lutheranismus und Kalvinismus. Mit dem fanatischen Treiben der Anhänger der Konkordienformel war er nicht einverstanden, und begünstigte die milde, vermittelnde Richtung der Philippisten.

In all diesem wußte er sich einig mit dem Doktor der Rechte, Nikolaus Krell, der ihm 1580 von seinem Vater als Beirat zur Einführung in die Regierungsgeschäfte zur Seite gegeben worden war. Reisen hatten Krells von Natur weiten

Gesichtskreis noch erweitert und ihn erkennen lassen, wie nichtig und unheilvoll das Theologengezänk war. Auch er war seinem ausdrücklichen Bekenntnis nach keineswegs Kalvinist oder auch nur heimlicher Kalvinist, stand vielmehr wie der Kurprinz zu Melanchthon und glaubte, dabei auch ein guter Lutheraner sein zu können.

Bald verband den Kurprinzen mit dem zehn Jahre älteren Manne mehr als nur das Band äußerlichen steten Zusammenseins: Krell wurde sein Freund, dem er das vollste Vertrauen schenkte. Und sobald er zur Regierung gelangt war, machte er Krell zu seinem geheimen Rat. Auch die übrigen Hofräte Christians waren meistens philippistisch gesinnte Juristen; doch schloß er keinen um seiner abweichenden Meinung willen aus. Weder der Fürst noch sein Rat dachten aber nur im entferntesten daran, das Land von Lutheranern zu säubern, wie das sonst allgemein Sitte war; vielmehr ließ Christian die streng lutherisch gesinnten Theologen, auch die Hofprediger, ruhig in ihrem Amte, berief aber den Licentiaten Salmuth und den Magister Steinbach, zwei mildgesinnte Pfarrer, an den Hof und schenkte ihnen sein Vertrauen. Einfluß auf seine Regierung gönnte er diesen nicht, so wenig wie den meist stocklutheranischen Herren vom Adel, sondern beriet alles mit seinem getreuen Rate Krell. So war jetzt Sachsen eines der wenigen Länder, wo die Fürsten nicht von den Theologen beherrscht wurden.

Es ist begreiflich, daß dies den streng lutherischen Theologen, und insbesondere dem Haupt derselben, dem Hofprediger Doktor Mirus schlecht gefiel, und daß sich ihr Haß vor allem gegen den Mann wendete, der ihre Stelle einnahm, gegen Krell. Dazu kam die ehrliche, wenn auch fanatische Ueber=

zeugung, daß die Richtung des Kurfürsten und seines Kanzlers wider Luther und das Wort Gottes sei, daß dem Heil der Seelen in Sachsen unendlicher Schaden widerfahre, wenn die philippistische Richtung die herrschende würde. Als die Bemühungen der Theologen zusammen mit denen des Adels, dem der bürgerliche Rat Krell ein Dorn im Auge war, Krell bei Christian zu verdächtigen und zu verdrängen, sich als vergeblich erwiesen, suchte Mirus und der Adel umsomehr Einfluß auf die Kurfürstin Sophie, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, zu gewinnen. Sie war vom Vater her streng lutheranisch erzogen und deshalb sehr darüber bekümmert, daß ihr Gemahl anders gesinnt war. Zudem oder vielleicht eben deswegen gönnte ihr Christian keinen Einfluß auf die Regierung, und Sophie ihrerseits schob die Schuld daran auf Krell, von dem sie überdies ohne Grund annahm, daß er das „Gift des Kalvinismus" in das Herz ihres Gatten geträufelt habe, und von dem sie vermutete, daß er ihre Bemühungen, den Kurfürsten zum Luthertum zu bekehren, vereitele. Ein um so willigeres Ohr schenkte sie deshalb dem Hofprediger Mirus und dem sie umgebenden Adel.

So hatte Krell in der That drei Feinde, welche jede Gelegenheit ergriffen, um ihn aus dem Vertrauen und womöglich aus seiner Stellung beim Kurfürsten zu verdrängen und in der Meinung des lutherisch gesinnten Teiles des Volkes herabzusetzen. Insbesondere Mirus ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, ihn anzugreifen. Er beschuldigte den Kurfürsten öffentlich, er wolle den Kalvinismus im Lande einführen, und verlangte, daß alle Räte des Kurfürsten bei ihm in die Beichte gehen, dann wolle er bald

erfahren, ob räudige Schafe unter ihnen seien oder nicht. Hierdurch kam es zu scharfen Auseinandersetzungen mit Krell, so daß dieser ein schriftliches Bekenntnis seines Glaubens aufsetzte, das freilich nicht lutheranisch, sondern philippistisch war. Als Mirus schließlich von dem Kurfürsten einen Erlaß forderte, daß in seinem Lande keine andere Religion als die streng lutheranische geduldet werden solle, erklärte der Kurfürst, er für seine Person sei der reinen Lehre der Augsburgischen Konfession zugethan und werde dieselbe stets schützen, aber von Gewissenszwang könne in seinem Lande keine Rede sein.

Mirus setzte nun sein Ansehen gegen das seines Landesherrn und fuhr fort, den Kalvinismus und was er darunter begriff, in der gehässigsten Weise anzugreifen und Krell, wo er konnte, zu verdächtigen. Schließlich kam es zu jenem ärgerlichen Auftritt wegen einer Aeußerung des Kurfürsten bei dem Tauffeste seines Stallmeisters, wobei sich der Kurfürst zu zornigen Worten hatte hinreißen lassen.

Allein er wollte nicht im Zorne handeln, legte diese Sache seinem Ministerrate vor und verlangte ein Gutachten. Sämtliche siebenzehn Mitglieder gaben ein Gutachten ab, das dahin lautete: Mirus sei noch einmal ernstlich zu verwarnen; füge er sich nicht, so sei ihm eine Pfarrstelle in einer anderen Stadt anzubieten, und bleibe er bei seinem widerspenstigen Treiben, so sei er zu verhaften. An Mirus selbst richtete der Ministerrat ein Schreiben, in welchem ihm sein ungebührliches Betragen vorgehalten und ihm erklärt wurde, nicht um der Religion oder des ihm als Pfarrer zustehenden Strafamtes willen werde er gestraft werden, sondern um seines Hochmutes, Trotzes und Unfugs willen, und weil er

sich als einen widerspenstigen, hochmütigen und unbescheidenen Diener des Kurfürsten bewiesen habe. Im übrigen wurde er zur Verantwortung und Erklärung für den nächsten Tag auf die Ratsstube geladen, um dort vor vollkommener Ratsversammlung den Bescheid des Kurfürsten zu hören.

Mirus erschien denn auch vor der Ratsversammlung, erklärte aber rund heraus, als Beichtvater des Kurfürsten brauche er an diesem Orte nicht zu reden. Und was die ihm vorgelesene Klage betreffe, so rühre diese wahrscheinlich gar nicht von dem Kurfürsten, sondern von anderen heillosen und gottlosen Leuten her. Im übrigen sei der Kurfürst überhaupt nicht berechtigt, ihm das Predigen zu verbieten, das stehe nur dem Superintendenten zu. Als er von dem Stadthauptmann, David Remler, gefragt wurde, wer denn diese gottlosen Leute seien, nannte er den Doktor Krell und dessen Anhang. Auf weiteres ließ er sich nicht ein.

Als dem Kurfürsten hierüber Bericht erstattet wurde, diktierte er dem Hofprediger Hausarrest und forderte von den anderen Hofpredigern und von seinen Räten ein neues Gutachten. Dieses fiel übereinstimmend dahin aus, Mirus sei zu heftig und leidenschaftlich aufgetreten, aber man müsse ihm Zeit lassen, sich zu besinnen. Geschehe es nicht, so solle man ihn aus Dresden fortschaffen und ihm später eine andere Pfarrstelle geben, dafern er sich verpflichte, sich alles Schmähens inskünftig zu enthalten.

Mirus aber blieb hartnäckig. Da erschienen denn eines Abends einige Dragoner vor dem Hause des Hofpredigers, setzten ihn auf ein Pferd und brachten ihn auf den Königstein; seine Proteste halfen ihm nichts.

Aber nun hallten die lutheranischen Kanzeln in Sachsen

wider von Klagen, daß man sich an dem Gesalbten des Herrn vergriffen habe, daß das Himmelreich Gewalt leide, daß der Kurfürst in den Händen der Kalvinisten sei und daß er es auf Vernichtung der reinen lutherischen Lehre abgesehen habe. In den ärgsten und härtesten Ausdrücken, ja unter Schimpfen und Drohen wurde dieses vorgebracht.

Wollte der Kurfürst seinem Grundsatze getreu bleiben, weder kalvinisch noch flacianisch, sondern christlich zu sein, wollte er den Frieden im Lande erhalten, so mußte er einschreiten. Krell riet ihm aber zur mildesten Form. Es erschien denn ein „Mandat und Ausschreiben“, in welchem allen Geistlichen des sächsischen Landes befohlen wurde, sich jedes Lästerns, Schändens und Verdammens der Personen auf der Kanzel zu enthalten, lästerliche und schmähliche Worte zu unterlassen, Gebeiß und Gezänk zu meiden und statt dessen die reine, unverfälschte Lehre gemäß dem göttlichen Worte, den drei christlichen Glaubensbekenntnissen und der Augsburgischen Konfession zu handeln und vorzutragen. Dabei wurden die Geistlichen ermahnt, papistische und andere öffentlich erkannte Ketzereien, Irrtum, Laster, Sünde und ärgerliches Leben ernstlich zu strafen und also des heiligen Geistes Lehr- und Strafamt frei und ungehindert zu treiben. Wer sich nicht danach halte, der werde im Lande nicht geduldet und gelitten, sondern möge sich nach anderen Orten wenden, sonst könne die christliche Einigkeit unter Glaubensgenossen nicht gewahrt werden.

Dieses vernünftige und berechtigte Mandat wurde denn auch mit aller Strenge durchgeführt, und zwar war dies die Aufgabe des streng lutheranisch gesinnten Kanzlers David Pfeifer. Dieser aber, obwohl er einsah, daß der Kurfürst

so handeln mußte, war nicht geneigt, alle die Anfeindungen der Lutheraner wegen des Mandats auf sich zu nehmen; er konnte sich auch mit der neuen theologischen Richtung am Hofe nicht befreunden und sah zudem, daß sein Einfluß mehr und mehr schwand gegenüber Krells Einfluß, und so legte er im Jahre 1589 sein Amt nieder.

Mirus war inzwischen längst außer Landes; denn Christian war nicht gesonnen, ihn in der Gefangenschaft zu halten, wollte ihn vielmehr freigeben, sobald er einen ihm vorgelegten Revers unterschrieben habe. Krell hatte einen Revers in sehr milder Form aufgesetzt, aber der Kurfürst gab ihn zurück und verlangte einen schärferen. Dieser wurde Mirus vorgelegt, und Mirus zog nach kurzer Bedenkzeit eine demütigende Erklärung der Gefangenschaft vor und stellte den Revers aus: er habe sich unbescheidene und ungebührliche Reden gegen den Kurfürsten zu schulden kommen lassen und sich gegen ihn gröblich vergriffen, wofür er Abbitte leiste. Wenn der Kurfürst ihm die Strafe erlasse, wolle er diese Gnade Zeit seines Lebens in unterthänigster Dankbarkeit rühmen und sich so halten, daß der Kurfürst Gefallen an ihm habe und niemand sich über ihn beklagen und beschweren könne.

Daraufhin wurde Mirus entlassen und des Landes verwiesen. Er ging aus dem Kurfürstentum in das Herzogtum Sachsen und fand in Jena die freundlichste Aufnahme. In Sachsen trafen auch alle die Geistlichen ein, welche sich dem Friedensmandat Christians nicht fügen wollten. Denn die verwitwete sächsische Herzogin und ihr Sohn, Friedrich Wilhelm, gewährten in ihrem Lande allen unzufriedenen Leuten aus dem Kurfürstentum Sachsen bereitwillige Auf-

nahme. Nicht etwa, bloß weil man im Herzogtum Sachsen streng lutherisch gesinnt gewesen wäre, sondern weil ein politischer Gegensatz zwischen den beiden Ländern bestand. Hier im Herzogtum Sachsen herrschte ja die ernestinische Linie, die Nachkommen des einstigen Kurfürsten Johann Friedrich, der im schmalkaldischen Krieg Freiheit und Kurwürde verlor und diese seinem Vetter Moritz von der albertinischen Linie abtreten mußte. So kam's, daß vom Herzogtum Sachsen aus allerlei Umtriebe gegen das Nachbarland gemacht wurden, die natürlich nicht dazu beitrugen, den Frieden in Kursachsen zu fördern. Kurfürst Christian sah sich deshalb veranlaßt, des öfteren Noten an seinen liebwerten Vetter nach Weimar gehen zu lassen, und daß diese nicht zu mild ausfielen, dafür sorgte Christians Kanzler, Nikolaus Krell.

Er hatte sich lange gesträubt, das Amt eines Kanzlers anzunehmen. Denn er wußte, daß der Haß der Lutheraner und des Adels gegen ihn sich nur noch steigern werde; er fürchtete mit Grund, daß das Land in neue Aufregung geraten und daß die Kurfürstin Sophie ihm dann nur umsomehr die Schuld beimessen werde an allem, was der Kurfürst that. Auch zweifelte er, ob seine schwankende Gesundheit die Anstrengung dieses Amtes aushalte. Aber alle diese Gründe ließ Christian nicht gelten, und als treuer Diener seines Herrn zögerte Krell nicht länger, das verantwortungsvolle Amt zu übernehmen. Da er jedoch die Wut seiner Gegner kannte und wußte, daß die Religion damals der bequemste Strick war, mit dem einer erdrosselt werden konnte, so bat er den Kurfürsten, ihn in der Bestallungsurkunde gegen diese drohenden Gefahren zu schützen.

Der Kurfürst, froh, daß Krell das Amt überhaupt angenommen hatte, beeilte sich, ihm diese Sicherheitsurkunde auszustellen. In derselben war ihm ausdrücklich Freiheit seines Gewissens zugesagt, ferner, daß er bei seiner Konfession, die er ja einst schriftlich aufgesetzt hatte, bleiben dürfe, und daß er wider alle Unbilligkeit und Beschwerung jederzeit gnädigst geschützt sei. Und wohl nicht ohne ausdrückliche Bitte Krells sicherte ihm der Kurfürst zu, daß, wenn irgend etwas von irgend jemand gegen ihn geklagt würde, vor allen Dingen Krells Bericht und Verantwortung gehört werden müsse.

So schien der Kanzler gegen seine Feinde für jetzt und, wenn man ein fürstliches Wort in Sachsen noch achtete, für alle Zukunft wenigstens gegen offenbare Ungerechtigkeit und Verfolgung wegen des Glaubens sicher zu sein und griff nun mit fester Hand in die Zügel der Regierung. Mit größter Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit handhabte er sein Amt, brachte Ordnung in den Staatshaushalt, duldete keine Ungerechtigkeit in der Justiz, vergab aber auch dem Adel und der Landschaft gegenüber kein Titelchen von den Rechten seines Fürsten.

Ueber die Ausführung des Friedensmandats wachte er sorgfältig, doch ohne zu große Strenge, und den Anhängern der Konkordienformel wurde kein Haar gekrümmt, wenn sie nicht schimpften. Wo dies aber geschah, wo namentlich der Kurfürst angegriffen wurde, wie von der theologischen Fakultät zu Wittenberg, da fuhr Krell schonungslos durch. Daneben sorgte er, daß die wichtigsten Kirchen- und Schulstellen, sowie die Lehrstühle der Universitäten mit friedliebenden Männern von milder versöhnlicher Gesinnung, aber

von Gelehrsamkeit und Wissen besetzt wurden. So schien allmählich doch Ruhe in dem aufgeregten Lande einzuziehen. Neben all dem fand Krell Zeit, sein Augenmerk auf die äußere Politik zu richten. Schon ehe er Kanzler wurde, hatte Christian an Heinrich von Navarra Hilfsgelder gesandt und für ihn Truppen geworben, und Krell unterstützte nun diese Politik, welche die Hugenotten Frankreichs mit den Evangelischen Deutschlands verband und den Ansprüchen der spanischen Monarchie einen gewichtigen Riegel vorschob. Frankreich und Deutschland waren ja von Spanien gleichermaßen beunruhigt, und die Jesuiten erklärten offen, daß Spanien berufen sei, den katholischen Glauben in Deutschland wieder herzustellen. In den Niederlanden war Philipp II. längst am Werk, alles Evangelische zu vernichten. Noch mehr aber lag Krell daran, die evangelischen Fürsten Deutschlands, ob lutherisch oder reformiert, zu einem engeren Bunde zu bewegen angesichts der riesigen Fortschritte der Gegenreformation und des wachsenden Einflusses der Jesuiten auf die katholischen Fürsten. Denn daß man von dem Oberhaupt des deutschen Reiches, dem Jesuitenzögling Kaiser Rudolf II., nicht wie von seinem Vorgänger Maximilian II. eine gerechte Vertretung auch der evangelischen Fürsten gegen die Machination der Katholiken erwarten konnte, das lag klar zu Tag. Um so nötiger schien ein enger Zusammenschluß der evangelischen Fürsten, der freilich, trotz Christians und Krells Bemühungen, jetzt noch nicht zu stande kam, sondern erst 1608, als die Gewaltstreiche der Jesuiten besonders in Bayern den Evangelischen endlich über die Ziele und Wege Roms die Augen öffneten.

III. Kapitel.

„Da bin ich wieder einmal, liebwerteste Frau Doktorin,“ mit diesen Worten trat am Abend eines Januartages des Jahres 1591 Christian in das Zimmer seines Kanzlers. „Laß das Rädchen nur weiter schnurren, Beate! Störe ich Euch im Lesen, Frau Doktorin? Ueber der Bibel sitzt Ihr? So fall' ich von der Scylla in die Charybdis, denn ich bin eben dem Salmuth entlaufen, und einem anderen zu entrinnen, einem schrecklichen Manne, kam ich hierher in die Höhle des Löwen.“

„Aber da sind nur Lämmer, Kurfürstliche Gnaden,“ versetzte Frau Margarete Krell.

Inzwischen war Beate aufgesprungen und hatte dem Kurfürsten den kurzen bis an die Hüfte reichenden Pelzmantel abgenommen. Als dies geschehen war, entfernte sie sich.

„Und der schreckliche Löwe sitzt auf seiner Kanzlei,“ fuhr Frau Krell fort, und über das schöne, energisch aussehende Gesicht der etwa Dreißigjährigen flog ein Lächeln, „und wenn er Kurfürstliche Gnaden in Ihrem Kabinett sucht —“

„So ist der Vogel ausgeflogen und sitzt da —“

„Wohin der vielbeschäftigte Kanzler dieses Landes meist erst in später Nachtstunde zu kommen pflegt.“

„Darum bin ich hier am sichersten vor ihm, hochwerte Frau Doktorin. Euer Mann bringt mich noch um mit seinen Geschäften, sage ich Euch —“

„Sagt die gnädigste Frau Kurfürstin,“ fiel Frau Margarete ein. „Mein Ehegemahl aber sagt —“

„Nichts, nichts davon," wehrte Christian lachend ab und wandte sich nach der Thüre, durch welche Beate, eine große Kanne mit Wein und einem silbernen Becher in den Händen, eben hereintrat. „Malvasier oder Rheinfall?"

„Hoffentlich ein leichterer, Kurfürstliche Gnaden," sagte Margarete. „Denn Ihren Gesundheitsumständen ist der schwere Wein nicht zuträglich."

„Von der Mosel, Kurfürstliche Gnaden," bestätigte Beate, stellte das Brett mit dem Becher auf den Tisch und schenkte ein.

Der Kurfürst ließ sich in einen Sessel nieder, griff nach dem Becher, neigte ihn gegen Beate, welche errötete und vor seinem Blicke die Augen niederschlug, und leerte ihn in einem Zuge.

„Hm, leicht aber gut!" sagte er. „Doch dieser Kanne Inhalt reicht wohl auf einige Zeit."

„Bis mein Mann nach Hause kommt, schwerlich," sagte Frau Krell.

„Gedenke seine Ankunft auch nicht abzuwarten," entgegnete Christian lachend und wandte sich zu Beate, welche ihm den Becher wieder gefüllt hatte. „Wie gehabt sich der Magister, schöne Beate?"

Beate antwortete: „Welcher Magister?"

„Nun dein Magister," lachte Christian. „Der Tobias Montag."

„Leider noch immer vom Hüftweh heimgesucht, sagt mein Vater," antwortete Beate kühl.

„In seinen Jahren!" entgegnete der Kurfürst. „Und mein Kanzler leidet am Zipperlein und ich nach meiner Leibärzte Urteil an der Leber und an stetiger Dürre des

Gaumens, verhoffe aber, daß uns allen drei noch ein langes Leben beschieden sei, deinem Liebsten das längste, Beate! Nun setze dich wieder und laß das Rädchen schnurren; ich will mich selbst aus dieser Kanne bedienen. Keine Einrede! Dein Vater sorgt und müht sich für mich Tag und Nacht, soll ich den Seinen unnütze Mühe machen?"

Er schenkte sich den leeren Becher aufs neue ein, während Beate sich in die von einer eigenen Ampel erhellte Fensternische setzte und die Spindel drehte. Frau Krell wollte das Bibelbuch wegnehmen, aber der Kurfürst sagte:

„Laßt es liegen. Wir können's vielleicht brauchen. Ich will Euren Rat hören, geehrteste und gelehrteste Frau Doktorin."

„Meinen Rat?" entgegnete Frau Krell. „Was kann ein arm einfältig Weib Eurer Kurfürstlichen Gnaden raten?"

„In diesem Stück mehr, denn mein Kanzler, denn er ist ein Mann. Ich begehre aber einer Ehefrau Rat, weil es sich um die Taufe meines Kindes handelt."

Ein Schatten flog über das Gesicht Margaretens, als sie sagte:

„In meinem Hause ist die heilige Handlung nie vorgenommen worden. Gott hat uns Kinder versagt. Darum ist jene hier, die mir freilich lieb ist wie mein eigenes Kind."

„Und Euch nicht weniger liebt, als eine leibliche Mutter," sagte Christian mit einem Blick auf Beate. „Doch Ihr seid eine Hausfrau und habt einen Ehegatten, so könnet Ihr mir raten."

„Ich stehe Kurfürstliche Gnaden mit allem, was ich kann, zu Diensten," sagte Margarete.

„Was haltet Ihr vom Exorcismus bei der Taufe?“ fragte Christian.

„Das ist eine theologische Frage,“ antwortete Margarete, „und Kurfürstliche Gnaden wissen in diesen Dingen besser Bescheid als ich.“

„Zumal, da ich eben von meinem Hofprediger komme, mit dem ich darüber disputierte. Daß es in Gottes Wort nicht gegründet ist, bei der Taufe aus dem kleinen unschuldigen Würmlein den Teufel austreiben, das weiß ich und hab' ich durch eigen Forschen erprobt. Oder steht etwas davon in der Bibel? Ihr seid ja darin auch bewandert, könnet Ihr mir eine Stelle zeigen, welche auf dieses zielt?“

„Schwerlich, Kurfürstliche Gnaden; aber Doktor Martinus Luther selig hat den Brauch der Teufelbeschwörung bei diesem hochheiligen Sakrament bestehen lassen, und so, achte ich, kann es nicht unrecht sein.“

„Dennoch ist's päpstlicher Brauch, und keine Kirche, die mit päpstlichem Aberglauben ein gründliches Ende machen will, sollte ihn fortan dulden. Bei den Reformierten ist der Brauch längst abgeschafft.“

„Aber hier sind wir doch lutherisch,“ wendete Margarete ein. „Und es ist vielen ein lieber alter Brauch, wiewohl mehr den Männern, die sich allesamt gar zu viel mit Theologie beschäftigen, als den Frauen, deren viele denken, wie jene Niederländerin zu Leipzig. Jene sagte, als man sie zur lutherischen Taufe mit dem Exorcismus zwang: Hab' ich ein jung' Teufelein geboren?“

Der Kurfürst lachte hell auf. Dann aber wurde er wieder ernst und sagte:

„So denkt meine Hausfrau nicht, Frau Doktorin, und gerade deswegen will ich Euern Rat.“

„Wie befindet sich die junge Prinzessin?“ fragte Frau Krell. „Daß meine gnädige Frau Kurfürstin wieder in bestem Wohlsein ist, habe ich mit Freuden gehört.“

„Wäre sie es nicht, so würde ich sie mit dem verschonen, was ich vorhabe,“ sagte Christian. „Ich will die kleine Dorothea — so soll sie genannt werden — durch den Salmuth taufen lassen, ohne daß er erst den Teufel aus ihr ausgetrieben hat. Aber ich will die Mutter meines Kindes nicht kränken. Und nun ratet mir, Frau Doktorin, soll ich mein Vorhaben meiner Ehefrau erst sagen, oder soll ich sie am demnächst erfolgenden Tauftage damit überraschen, oder bin ich es ihr ob des beschwerlichen Amtes einer Mutter, das sie sonderlich in diesem Falle hart hat verwalten müssen, schuldig, daß ich mich dessen enthalte?“

„Schwere Fragen, Kurfürstliche Gnaden,“ sprach Frau Margarete und senkte sinnend das Haupt über der Bibel, die sie während des Gespräches aufgeschlagen hatte. Nach einer Weile erhob sie es wieder und sagte:

„Wenn Kurfürstliche Gnaden den Rat einer Ehefrau in etwas achten: unvermutet darf Ihrer Ehefrau eine solche Neuerung nicht kommen, da sie lutherisch erzogen ist, und man einer Mutter am Tauftag Ihres Kindes nicht weh thun soll!“

Christian nickte und strich sich über den Schnurrbart. Margarete fuhr fort:

„Wenn Kurfürstliche Gnaden entschlossen sind, in Ihrem Lande den Exorcismus jetzt gänzlich abzustellen, so würden

Ihre Unterthanen nicht verstehen, warum solches nicht zuerst bei ihrem gnädigen Herrn geschehen ist."

Der Kurfürst nickte abermals und sagte dann:

„Also bleibt das Dritte! Ich muß meine Hausfrau zu überreden suchen."

„Und als Euer Kurfürstlichen Gnaden gehorsame Ehefrau wird sie sich Ihrem Willen unterwerfen."

„Das wird sie, Frau Doktorin; aber ob sie sich überzeugen läßt! Und wißt Ihr, wen sie darüber anklagen wird, daß ich einen neuen kalvinischen Brauch einführen will?"

„Meinen Mann," sagte Frau Margarete. „Doch er ist's schon gewohnt, daß er all' des schuldig sein soll, was Kurfürstliche Gnaden anzuordnen befinden, so es nämlich den Leuten nicht gefällt."

„Was aber den Leuten wohlgefällt, das wird mir zu gute gerechnet," sagte Christian. „Gnädige Frau Doktorin, das ist immerdar so auf Erden, seit es Fürsten und deren Ratgeber giebt."

„Darum hätte mein Mann nie Kanzler werden sollen," sagte Frau Margarete.

„Ah, hat's wohl häuslichen Zwist deswegen gegeben!" lachte Christian. „Kann die Frau Doktorin auch keifen?"

Er betonte das auch in einer Weise, daß Frau Krell wohl merkte, was er damit sagen wollte. Sie ging aber darüber weg und sagte:

„Eine jede Hausfrau hat bisweilen Grund zum Schelten, und nicht übel steht es den Männern an, wenn sie manchmal ihrer Hausfrauen Rat befolgen."

„Doch nicht in den Dingen, die des Mannes Amt sind," entgegnete der Kurfürst. „Und Gott sei's geklagt, in

diesen letzten bösen Zeiten gehört die leidige Theologie auch zu dem Amte eines Fürsten —“

„Und seines Kanzlers, Kurfürstliche Gnaden,“ ertönte von der Thüre her die heitere Stimme Krells. Er hatte schon im Vorzimmer an der Anwesenheit von zwei kurfürstlichen Trabanten bemerkt, daß der Kurfürst im Hause sei, und freute sich, ihn zu überraschen, da er heute früher nach Hause kam als sonst.

Christian sprang auf, legte die Hand auf den Deckel der Kanne, wandte sich mit flehenden Blicken zu Frau Margarete und sagte lachend:

„Schützt mich vor meinem Kanzler, Frau Doktorin! Ihr habt mehr Einfluß auf ihn als ich. Nun wird er mir mit allerhand Regierungsgeschäften daherkommen, und wie viel ich aus dieser Kanne getrunken habe, wird er auch untersuchen und meinen Aerzten anzeigen, und so die Kanne leer befunden wird, mir keine neue vergönnen. Helft mir, gnädige Frau Doktorin!“

Krell war inzwischen näher getreten und hatte sich förmlich vor dem Kurfürsten verneigt, der noch immer, lächelnd-hilflosen Gesichts zu Frau Krell gewendet, dastand, eine kleine, fast zierliche Gestalt neben der breiten, wuchtigen seines Kanzlers.

„Kurfürstliche Gnaden befehlen über mich, wie immer, so auch in meinem Hause,“ sagte Krell.

„Glaubt ihm nicht, Frau Doktorin, er befiehlt über mich,“ rief Christian.

„Befehlen Kurfürstliche Gnaden, daß diese Kanne noch einmal gefüllt werde?“ fragte Krell.

„So haltet Ihr dafür, daß sie leer sei?“ entgegnete

Christian. „Ihr könnt recht haben. Da nimm die Kanne, Beate, und wähle einen stärkeren Tropfen, denn mein Kanzler trinkt mit. Mach' dir's behaglich, Kanzler," fügte er dann hinzu, „ziehe die Halskrause ab, sie ist mir ärgerlich in ihrer unnatürlichen Größe und erinnert mich nur an Staatsaktionen und Hofempfänge, wo auch ich ein solches Ungeheuer tragen muß. Da seht mir die Beate an, die macht die unsinnige Mode nicht mit, wiewohl sie ihr weißes Hälschen allzutief in dem hohen Kragen birgt." Beate errötete wieder unter den Blicken des Kurfürsten, ließ aber diesmal ihre blauen Augen voll auf ihm ruhen.

„Darum ist sie ein Bürgerskind, Kurfürstliche Gnaden," nahm Frau Krell das Wort, „und geht gekleidet wie ein solches, nicht wie die Edelfräulein. Beeile dich, Beate!" rief sie der Tochter zu, die noch immer die kleine, weiße Hand an der Kanne wie in dem Anblick des Fürsten versunken dastand.

Beate nahm die Kanne weg, und als sie mit der frisch gefüllten und einem zweiten Becher wieder kam, erschien auch Krell in bequemer Haustracht, die den starken Hals mit dem breiten Nacken frei ließ.

„Setzt Euch, Kanzler," rief Christian, „und laßt uns ein behaglich Stündchen in diesen Euren traulichen Räumen zubringen. Eure Gesundheit, Frau Doktorin und Rätin Eures Kurfürsten!"

Er stieß mit Krell an und erzählte ihm, welchen Rat er sich von seiner Hausfrau erbeten habe. „Einverstanden, Kanzler?" schloß er.

„Wenn Kurfürstliche Gnaden den Exorcismus abschaffen wollen, so müssen Sie am eigenen Hause beginnen; da hat

meine Hausfrau vollkommen recht. Aber ich fürchte die Pfaffen. Denn mit diesen ist es also geschaffen, daß mit denselben gar nicht fortzukommen und sie sich unter dem Schein göttlichen Wortes alles ärgerlichen Ungehorsams jederzeit unterstehen. Ich maße mir das Judicium über den Exorcismus nicht an, und in meinem Hause wird mir ja nie Gelegenheit gegeben, ihn anzuwenden oder wegzulassen. Aber wenn Kurfürstliche Gnaden hierin vorgehen wollen, so weiß ich Mittel und Wege, Kurfürstlichen Verordnungen Achtung zu erzwingen bei Pfaffen, Adel und dem gemeinen Volk."

„Bin dessen versichert," sagte Christian.

„Mit Zwang aber sollte man derartige Dinge nicht durchsetzen müssen, und ich möchte Kurfürstliche Gnaden gebeten haben, wohl zu bedenken, ehe in dieses Land neuer Stoff zu Zank und Streit geworfen wird. Kaum sind ja die Gemüter ruhig geworden. Ist denn diese Frage wert, daß neue Unruhe entsteht?"

„Was mich mein Gewissen und das Wort Gottes thun und lassen heißt, das will ich thun, ob auch die Theologen wüten. Ueberdem weiß ich, daß die Mehrzahl der Theologen in diesem Stück meinen Sinnes ist. Nicht eine Stelle kann aus Gottes Wort zum Beweis gebracht werden —"

„Ein jeder deutet das Wort Gottes, wie es ihm gut dünkt," warf Krell hin.

„Darum sollte man dem Volke eine Bibel mit Fingerzeigen richtiger Auslegung geben," sagte Christian. „Schon lange liegt mir daran, und heute habe ich mit meinem gelehrten Salmuth darüber gesprochen. Das Werk soll baldigst begonnen werden."

„Kurfürstliche Gnaden,“ sagte Margarete, „so wird man meinen Gatten auch einer Bibelfälschung anklagen.“

„Muß denn alles, was ich thue, auf seine Rechnung kommen?“ rief Christian erregt. „Bin ich denn ein Knabe ohne eigenen Willen? Nun soll diese Bibel erst gemacht werden und ich, der Kurfürst, werde das Werk meinen Hofpredigern Salmuth und Steinbach übertragen, nein, ihnen befehlen, daß sie es ausführen. Das will ich so öffentlich thun, daß keiner sagen kann, Ihr traget die Schuld daran. Wiewohl ich achte, daß es eine Ehre ist, eine solche Bibel dem Volke geboten zu haben. Sollen die Papisten Recht behalten, daß das Wort Gottes nicht in die Hand des Laien taugt. Bei unverwirrtem Urteil und einfältigen Lehren braucht's nur wenige Fingerzeige, und jeder kann es verstehen. Ist's nicht so, Frau Doktorin?“

„Vornehmlich in Luthers herrlicher Uebersetzung,“ antwortete diese.

„Die soll auch in meiner Bibel bleiben,“ sagte der Kurfürst; „denn in Jahrhunderten wird's nichts Höheres geben als diese. Doch da sind wir schon wieder mitten in der Theologie drin und es ist spät geworden.“

Er stand auf und verabschiedete sich. Beate brachte Mantel und Barett, und von seinen Trabanten gefolgt, verließ der Kurfürst das Haus seines Kanzlers und kehrte in das Schloß zurück. Als Krell, der seinen Herrn bis zur Thüre geleitet hatte, zurückkehrte, sagte er zu seiner Frau:

„Was nun daraus wieder werden wird, weiß Gott allein.“

„Neue Anklagen gegen dich,“ erwiderte Margarete sich an ihn schmiegend.

„Ich lege sie zu den übrigen,“ sagte Krell leichthin.

„Und wenn der Kurfürst eines Tages stirbt?“ sagte Margarete.

„Da sei Gott vor, daß dies edle Blut in so jungen Jahren verderbe!“

„Er verderbt sich selbst,“ entgegnete Margarete, „weil er stets wider die Verordnungen seiner Aerzte lebt. Herr im Himmel, was können die Männer trinken!“ seufzte sie dann und hob die leere Kanne in die Höhe. Dabei fiel ihr Blick auf Krells Hals und wie von einer bösen Ahnung erfaßt, sagte sie schnell:

„Nikolaus, eines Kanzlers Kopf sitzt weniger fest auf dem Halse, als der eines anderen Mannes. Sie schleifen unablässig an dem Schwert, das dich morden wird.“

Krell lachte laut auf:

„Du siehst Gespenster, Margarete! Noch sitzt, wenn Treue und Glauben nicht ausgerottet sind auf Erden, mein Kopf fest genug, und das Schwert, das durch meinen Hals schneiden möchte, wird nie geschmiedet werden. Ich kenne die Schmiede, und sei gewiß, ich werde sie zertreten wie ein ekles Gewürm.“

„Solange der Kurfürst lebt,“ beharrte Frau Krell.

„Ob er lebt oder tot ist, mein Bestallungsdekret sichert mich vor aller Ungerechtigkeit. Und in seinem Testament, das der Kurfürst kürzlich beim letzten schweren Anfall seiner Krankheit gemacht hat, und zu dessen Vollstrecker ich bestimmt bin, hat er ausdrücklich befohlen, daß ich, solange sein ältester Sohn unter Vormündern ist, bleiben soll, was ich bin, dieses Landes Kanzler.“

„Sie werden sagen, du habest ihm dieses Testament diktiert oder abgezwungen und es nicht achten.“

„Wer wird das sagen?“ fuhr Krell auf.

„Deine Feinde, voran die Kurfürstin. Glaubst du, daß sie dich als Kanzler behält, wenn Christian tot ist? Sie wird den David Pfeifer, den Konkordisten, wieder an deine Stelle setzen —“

„David Pfeifer wird der erste sein, der mein Recht verteidigt. Und was wär's denn, Margarete, wenn ich nicht mehr Kanzler wäre?“

„Ich wollte, du wärest es nie geworden,“ seufzte Frau Margarete und versank in Nachdenken.

Nach einiger Zeit erhob sie wieder den Kopf, sah nach der Fensternische, wo Beate gesessen war, und als sie dieselbe dort nicht mehr erblickte, fragte sie:

„Was ist's denn eigentlich mit dem Magister?“

„Ein schwächlich Männlein,“ sagte Krell, „aber ein leidlich gutes Ingenium. Er wird einst der Kirche dieses Landes wohl anstehen, wenn nämlich endlich das Zanken und Schimpfen aufhört, ein Zeichen der Rechtgläubigkeit zu sein. Die Philippisten und Lutheraner, obwohl diese mehr, sind in diesem Stücke unverbesserlich. Doch der Montag ist mild wie Melanchthon und macht keinen Hehl daraus, daß er dessen Meinung in allen theologischen Dingen teilt.“

Frau Margarete sagte:

„So mag er auch bloß dir zu Gefallen reden. Doch nicht nach des Magisters theologischen Meinungen habe ich gefragt, die auch dir das Wichtigste scheinen. Ob er ein Mann für unsere Beate ist, das erwäge ich, und hierbei zieht eine Mutter anderes in Betracht als ihr Männer.

Er ist schwacher Gesundheit und wie mir scheint, blöden Gemüts, sonst hätte er sich längst das Jawort bei uns geholt. Doch ob ihn die Beate liebt, ist mir in dieser Zeit daher aufs neue zweifelhaft geworden. Nikolaus, Nikolaus, wenn der Kurfürst —"

„Unsinn!" fuhr Krell dazwischen.

„Laß mich ausreden, liebwerter Herr Doktor," fuhr Margarete fort. „Wenn der Kurfürst es ihr angethan hätte! Ein Mann darnach ist er. Wenn die Beate darum mit so leuchtenden Augen an ihm hinge, darum das arme Magisterlein mit solcher Kälte behandelte, was nicht ihre Art ist, trotz ihrer sanften, blauen Augen!"

„Ach, so meinst du?" sagte Krell lächelnd. „Ein Frauenauge sieht doch immer schärfer als Männeraugen; manchmal aber auch fehl."

Doch Frau Margarete ließ sich nicht beirren und fuhr fort:

„Und warum meidet der Magister seit der letzten Krankheit des Kurfürsten unser Haus?"

„Ja warum?" fragte Krell.

„Das will ich dem Scharfsinn des Herrn Kanzlers zu finden überlassen," sagte Margarete, „und meine Meinung für mich behalten."

„Du denkst doch nicht —"

„Daß unser gnädiger Herr ewig leben werde. Und dann, Nikolaus?"

„Ach so taxierst du den Magister? Nein, das trau' ich ihm nicht zu. Liebt er die Beate von Herzen, so wird es ihm gleich sein, ob ich Kanzler oder einfacher Doktor bin. Indessen aber bin ich noch Kanzler und hoffe, es noch eine

Weile zu bleiben, zum Wohle dieses Landes, für das ich mich Tag und Nacht mühe mit Hintansetzung meiner Gesundheit —“

„Darum wiederhole ich: wärest du nie Kanzler geworden!“

„Nun bin ich's aber einmal, und du bist die Kanzlerin und mußt mit deinem Gemahl seines Amtes Last und Bürde tragen. Die Frau Kanzlerin trägt ja auch die Ehre mit.“

„Ehre und Schande, böse Gerüchte und gute Gerüchte, Erhöhung und Erniedrigung, was da kommen mag, mit dir trag' ich's und leid' ich's,“ rief Frau Margarete und warf sich ihrem Mann leidenschaftlich an den Hals.

IV. Kapitel.

In einer Fensternische im Gemache der Kurfürstin Sophie stand der Kurfürst, in der Tiefe des Zimmers saß die Kurfürstin. Aus der großen, weißen, perlenbesetzten Haube, die ein Stück des glatt zurückgekämmten Haares über der hohen Stirn frei ließ, schaute ein volles, ziemlich alltäglich und fast beschränkt aussehendes Kindergesicht. Der kleine, hübsche Mund war fest zusammengekniffen, als ob die Kurfürstin sich gewaltsam zum Schweigen zwänge, aber die runden, nicht sehr großen Augen funkelten.

„Du beharrst also darauf, dem Mirus über diese Sache zu schreiben?“ fragte nach kurzem Schweigen der Kurfürst ungeduldig.

„Ich habe ihm bereits einen Boten gesandt, wie ich dir schon sagte, und nun bitte ich dich noch einmal: verschiebe deine Taufe, bis ich seinen Bescheid habe.“

„Die Gäste sind geladen, der Tag ist bestimmt,“ entgegnete Christian, „und was wird seine Antwort ändern? An meinem Entschlusse gewiß nichts, an deiner Ansicht auch nichts. Wozu also warten?“

„Daß mein Gewissen ruhig ist. Ich hab’ ihm alles dargelegt: den Wunsch meines Herrn und Gemahls, meine Bedenken, ob ich nicht hier Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen. Und wie er rät, so werde ich handeln.“

„Muß das alles immer mit dem Mirus verhandelt sein! Hast du nicht Beichtiger genug hier am Hofe?“

„Keinen, der nicht vom Gift des Kalvinismus angesteckt wäre,“ entgegnete Sophie. „Du willst ja Gewissensfreiheit für den Geringsten deiner Unterthanen, willst du sie deiner Gemahlin verweigern?“

„Im geringsten nicht,“ rief Christian. „Hab’ ich dir jemals verboten, im Briefwechsel mit einem fortgejagten Hofprediger zu stehen? Das ist Gewissensfreiheit genug. Du lässest dich von Mirus leiten und führen —“

„Und du von deinem Kanzler,“ warf Sophie gereizt hin.

„Der größere Verdienste um mich und dieses Land hat, als dein Hofprediger,“ entgegnete Christian ebenfalls gereizt.

„Diese Verdienste erkennen nur wenige —“

„Wenn nur ich sie erkenne,“ erwiderte Christian. „Doch lassen wir diesen ewigen Zankapfel, meinen Kanzler, fahren, Sophie! Wenn du dich nur ebensowenig um meinen Kanzler kümmern wolltest, als ich mich um deinen Doktor Mirus —“

„Den du auf den Königstein gesetzt und aus dem Lande gejagt hast —“ fiel Sophie bitter ein.

„Möchtest wohl meinen Kanzler auch auf den Königstein setzen und aus dem Lande jagen?“ sagte Christian in anderem, härterem Tone und trat näher zu Sophie heran. Diese aber zischte zwischen den Zähnen heraus:

„Sitzt er erst auf dem Königstein, dann kommt er nie mehr los.“

Christian trat einen Schritt zurück und sah erstaunt in das Gesicht seiner Gattin: das sonst harmlose Kindergesicht war wie in tötlichem Hasse versteint. Leer und ausdruckslos starrten die Augen in die Ferne, die feinen Hände ballten sich, der Mund war fest verkniffen. So saß sie eine Weile, als sähe sie in die Zukunft. Plötzlich fingen ihre Augen an sich wieder zu beleben, eine wilde Freude blitzte einen Augenblick drin auf, dann senkten sich die Lider über denselben, die geballte Hand öffnete sich und in das Gesicht kam wieder Leben.

„Was hast du gesagt?“ rief Sophie, wie aus Gedanken auffahrend. „Im Hause des Kanzlers bist du gewesen, abends, allein mit der — wie heißt die Dirne?“

„Sophie!“ klang's vom Fenster her, scharf und schneidend, fast wie ein Schrei aus röchelnder Brust. Der Kurfürst fuhr nach dem Herzen und ließ die Hand wie beteuernd auf demselben liegen, als er rief:

„So wahr ein Gott im Himmel lebt, Sophie, du hast mich in falschem Verdacht.“

Sophie beachtete die Worte nicht, sondern fuhr dazwischen:

„Und der Magister Montag, den die Taube je früher

je besser heiraten sollte! Heute ist noch nicht einmal das Verlöbnis geschehen!"

„Kann ich ihn zwingen?" rief Christian.

„Dir ist's im Hause deines Kanzlers wohler als in deinem eigenen Hause," fuhr Sophie fort, und ihre Stimme nahm etwas weiches an. „Soll sich da deine Gattin, die dich treu und redlich liebt, nicht grämen? Soll sie nicht glauben, dich ziehe dorthin etwas anderes?"

„Sophie," sagte Christian, trat näher, beugte sich über sie und faßte ihre Hand. „Sophie, soll ich dir's noch einmal beteuern? Bei meinem Leben, und es ist mir ein kostbares Gut, Sophie, wer weiß wie lange ich's noch habe! bei meinem Leben schwör' ich's dir: nicht bloß im äußerlichen Wandel bin ich dir diese acht Jahre lang treu geblieben von der ersten Stunde an, da du mein Weib warst, auch im Herzen hab' ich nie nach einer anderen mich gelüsten lassen, am wenigsten nach dem Kinde mit dem Goldhaar und den Taubenaugen."

„Goldhaar und Taubenaugen," unterbrach ihn Sophie wieder scharf. „Wie du das sagst! So sprichst du nie von mir!"

Sie suchte ihm die Hand zu entziehen, aber Christian hielt sie fest und sah ihr in die Augen, die freilich keine Taubenaugen waren, sondern wieder funkelten und leuchteten, und sagte begütigend:

„Hast du denn Goldhaare, daß ich davon reden könnte, hast du denn Taubenaugen? Aber ich weiß, warum deine Augen jetzt funkeln und wie Flammen brennen: weil du mich liebst, Sophie, wie nur ein Weib ihren Mann lieben kann."

„Das weiß Gott," rief Sophie, sprang auf und hing

sich an ihres Mannes Hals; „ich hab' dich herzlich lieb, Christian, deine schöne, fürstliche Gestalt, das zauberische Lächeln deines Mundes, den Klang deiner Stimme, dein Herz, deinen Leib und deine Seele. Und so selten ist's, daß du mir das alles vergönnst."

Sie stieß das leidenschaftlich heraus und preßte Christian an sich. Dieser hob ihr den Kopf, von dem die Haube heruntergeglitten war, empor, strich ihr die Haare, die sich verwirrt hatten, aus der Stirn und drückte einen Kuß auf ihren Mund; dann, sie immer noch im Arme haltend, sah er ihr in die Augen und flüsterte:

„Sophie, liebes Weib, glaubst du mir nun? Glaubst du, daß es nur ein thörichter Wahn ist, mich locken in jenes Haus die Augen der Beate Griebe? Sieh, ich habe manche Fehler, die ich teile mit meinen Brüdern auf den Fürstenthronen, kann insbesondere das lästerliche Trinken nicht so unterlassen, wie ich's meiner Gesundheit zu liebe thun sollte; ich mag gern jagen und bauen, wiewohl ich von dem mir von meinem Vater selig hinterlassenen Gelde baue und nicht den Schweiß meiner Unterthanen vergeude — aber ein Laster, das mehr und mehr an den Höfen einzureißen droht, kenne ich nicht: das sind die Dirnen. Gott behüte uns und unsere Nachfolger auf dem Throne dieses Landes vor der Herrschaft solcher Weiber! Sie sind des Fürsten und des Landes Fluch, wie sich allbereits in mehreren unserer Nachbarländer zu zeigen beginnt."

Sophie hatte ihn mit liebenden, fast bewundernden Blicken angesehen und bei seinen Worten ab und zu genickt oder den Kopf geschüttelt. Nun ging ein Lächeln über ihre Züge, das ihr schön stand, und sie sagte:

„Eines hast du vergessen: du arbeitest zu viel und schadest deiner Gesundheit.“

„Pah,“ sagte Christian, ließ sie sanft fahren und auf den Sessel gleiten; „ein Nichtsthuer bin ich von Haus aus, ein Fauler, der lieber zur Jagd ginge und anderen Vergnügen nach. Drum ist's gut, daß mir Gott Einen gesetzt hat, der mich zum Arbeiten anhält. Dazu bin ich der Fürst dieses Landes.“

Bei Erwähnung des Einen flog ein Schatten über Sophiens Gesicht und mit verändertem Tone sagte sie:

„Und dies Arbeiten, wozu dich der Kanzler zwingt, wird dich in ein frühes Grab bringen. Christian, herzliebster Mann, wenn du mir stürbest!“

Christian lächelte und sagte:

„Wie es Gott gefällt, doch hoffe ich selig zu sterben.“

„Bist du dessen gewiß, Christian? Nur wer im gut lutherischen Glauben stirbt, stirbt selig,“ entgegnete Sophie. „Denke an das Heil deiner Seele, an die Verantwortung, die du als Fürst dieses Landes hast, nicht bloß für das zeitliche, sondern auch für das ewige Wohl deiner Unterthanen. Aufs neue willst du ihnen Aergernis geben durch die Neuerung bei der Taufe. Bedenke, was unser Herr gesagt hat: wer dieser Geringsten einen ärgert, dem wäre besser —“

„Das hab' ich bedacht,“ entgegnete Christian ruhig, „und eben weil ich nichts als Gottes Wort gelten lassen will —“

„Das, wie ich höre, in kalvinischem Sinne gedreht und gedeutet werden soll,“ unterbrach ihn Sophie. „Schon ist ja dem Salmuth ein Zimmer im Schlosse eingeräumt, und du selbst arbeitest mit ihm an dem Werke —“

„Das ich für ein Gott wohlgefälliges ansehe," sagte Christian. „Doch laß das, liebes Weib, laß diese Stunde nicht durch die Theologie verderbt werden."

Schon klang wieder ein Ton der Ungeduld durch seine Worte. Da hing Sophie plötzlich an seinem Halse und flüsterte flehentlich, leidenschaftlich:

„Christian, ich will dir nachgeben, ich will's zulassen, daß bei der Taufe unseres lieben Kindes der Exorcismus nicht gebraucht wird" — Christian drückte sie freudig ernst an sich — „aber wenn ich zustimme, daß der böse Geist aus dem Kinde nicht ausgetrieben werden soll, so erbitte ich mir eine Gunst: treibe den bösen Geist dieses Landes aus, deinen Kanzler, den Krell!"

Sie sah auf und ihm ins Gesicht, und wieder funkelte etwas wie Haß in ihren Augen. Christian aber schüttelte den Kopf und sagte ruhig und bestimmt:

„Du verlangst Unmögliches."

Da löste Sophie ihre Arme, trat einen Schritt zurück und sagte kühl:

„So wirst du auch meine Zustimmung zu der Neuerung nie erlangen." Dann wandte sie sich weg und ging hinaus.

„Sophie!" rief Christian zärtlich. Aber sie schien ihn nicht zu hören, und ehe er ein weiteres Wort sagen konnte, war sie in der Thüre verschwunden. Christian sah ihr nach, schüttelte den Kopf und murmelte etwas vor sich hin. Dann ging er in seine Gemächer hinüber. Kaum war er dort angekommen, so ließ sich Salmuth melden; er brachte die Handschrift für den ersten Bogen der neuen Bibel. Denn der Kurfürst hatte befohlen, daß ihm jeder Bogen vor Druck vorgelegt werde, nachdem er von dem Hofprediger bearbeitet,

von seinem Kollegen Steinbach durchgesehen und vom Professor Urbanus Pierius in Wittenberg begutachtet worden war. Christian griff nach den Blättern und begann zu lesen. Da und dort beanstandete er etwas und fragte Salmuth darüber, oft auch kam ein Ausruf der Billigung über seine Lippen, zuletzt legte er die Blätter hin und sagte:

„Eines hab' ich auszustellen. Diesem ersten Bogen nach zu urteilen, wird die Bibel viel zu groß. Das giebt viele Bände, und wir wollen nicht für die Gelehrten schreiben, die ja doch zetern werden, sondern für unser Volk."

Salmuth erlaubte sich einen Einwand und meinte, umsoweniger werde man sagen können, das Volk sei durch diese „kalvinische" Bibel verführt worden, aber der Kurfürst entgegnete:

„Und zudem möchte ich die Vollendung meines Werkes noch erleben, und wer weiß wie lange mir Gott das Leben fristet! Also faßt euch so kurz, als es euch Gelehrten möglich ist, und dem Drucker will ich durch den Kanzler Befehl geben, daß er den Druck mit allem Fleiß fördere. Noch eins, Salmuth. Man wird diese Bibel wie so manches dem Krell auf Rechnung setzen. Sie soll aber nicht die Krell'sche heißen, auch nicht die kalvinische, sondern die Kurfürstenbibel. So will ich's."

Er gab Salmuth die Blätter zurück. Dieser verneigte sich und wollte gehen. Aber der Kurfürst befahl ihm zu bleiben und sagte:

„Wegen der Taufe meiner Tochter bleibt's dabei. Der Exorcismus ist nicht im Wort Gottes begründet, sondern menschlichem Fürwitz entsprungen; auf alle Fälle ist er ein frei Ding, um dessen willen niemandes Gewissen gezwungen

werden soll. Ihr laßt also bei der demnächstigen Taufe, deren Stunde ich Euch noch anzeigen werde, die Teufelsbeschwörung weg. Ich weiß, daß es meiner Hausfrau großen Kummer machen wird und daß viele am Hofe dagegen bellen werden, predigt darum über diesen Gegenstand am nächsten Sonntag und sucht Eure Beichtkinder zu belehren. Ich will meinem Lande mit gutem Beispiel vorangehen, daß man nicht sage: er verlangt von anderen, was er selbst nicht thut."

Er winkte dem Hofprediger und dieser ging. Und wie Christian gesagt, so geschah es; bei der Taufe der kleinen Dorothea blieb der Exorcismus weg. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht durch Dresden, in wenigen Tagen war das ganze Land in Aufregung. Sogar der Geheime Rat des Kurfürsten äußerte sein Bedenken und die lutheranisch gesinnten Pfarrer donnerten auf der Kanzel gegen diese Neuerung. Aber Christian ließ sich nicht irre machen. Er ging freilich bedächtig vor: er ließ die sämtlichen Geistlichen Dresdens befragen, legte die Sache dem Ministerium vor und hörte die sämtlichen Superintendenten. Alle stimmten der Abschaffung zu und auch die drei Konsistorien des Landes sprachen sich dafür aus. Von den meisten Geistlichen wurde auch der Exorcismus weggelassen, obwohl es dabei manchmal ärgerliche Auftritte gab. Andere Geistliche eiferten freilich auf der Kanzel dagegen. In Dresden lief ein Metzger mit dem Beil in die Kirche und drohte dem Pfarrer an dem Taufstein, ihm den Kopf zu spalten, wenn er nicht den Teufel aus seinem Kinde austreibe, und der Geistliche kam dem Wunsche des Vaters nach. So schien die Volksleidenschaft und die lutheranische Geistlichkeit das letzte Wort zu

haben, und beide wurden von dem aufsässigen Adel unterstützt. Das glaubte weder der Kurfürst noch der Kanzler dulden zu können. Und so erschien im Juli dieses Jahres ein Dekret, das vom Kurfürsten und den Superintendenten in Dresden unterschrieben war, wonach fortan kein Pfarrer angestellt werde, der sich nicht verpflichte, den Exorcismus bei der Taufe wegzulassen.

Damit war freilich die Aufregung im Lande nicht weggeschafft. Die lutheranischen Geistlichen zeterten, daß man nunmehr die lutherische Religion ganz abschaffen wolle, Spott- und Schmähgedichte über die Kalvinisten wurden in Umlauf gesetzt, und die vom Adel hielten eine Zusammenkunft und richteten ein Schreiben an den Kurfürsten, in welchem sie sich auf die Seite der widerspenstigen Geistlichen stellten. Das zog ihnen eine scharfe Zurechtweisung Krells zu, der ihnen drohte, er werde die Anstifter solcher Konspiration zu finden wissen und nach Gebühr bestrafen, und Christian richtete ein eigenhändiges Schreiben an den Amtmann zu Zwickau des Inhalts, daß dieses Vergehen des Adels sein höchstes Mißfallen gefunden habe; der Exorcismus sei dem klaren Gotteswort zuwider, sei bloßes Menschenthun, und der Kurfürst habe die Pflicht, solche Mißbräuche abzuschaffen, des ungeachtet, was ununterrichtete Menschen davon schreien und schreiben mögen.

Dies alles verursachte dem edeldenkenden Kurfürsten vielen Kummer und es schmerzte ihn aufs tiefste, daß man seine wohlmeinenden Absichten so vielfach verkannte. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, er hielt nur um so hartnäckiger an seinen wohlerwogenen Meinungen fest und duldete nun erst recht keinen Widerspruch. Seine Gesund-

heit, die schon durch den letzten Krankheitsanfall sehr geschwächt war, wurde immer bedenklicher, der Kurfürst immer reizbarer, selbst seinem Kanzler gegenüber. Und dieser seinerseits schob die Schuld an dem üblen Befinden seines Herrn auf die unruhigen, ungelehrten und stolzen Pfaffen, die nichts anderes thun, als die Kirche verwirren und den Frieden stören, und sorgte dafür, daß jeder öffentlich widerspenstige Geistliche aus dem Lande geschafft wurde.

Aber das alles beruhigte die Gemüter nicht, und Christian selbst sah ein, daß der Widerstand nicht mit Gewalt, sondern nur mit den Mitteln der Belehrung gebrochen werden konnte. Nur um so eifriger förderte er deshalb die Herausgabe seiner Bibel, trieb Salmuth zur Eile an, ließ den Drucker Hieronymus Schütz in das Schloß kommen und besprach sich mit ihm wegen raschen Druckes, und brachte das Werk so bis zum September 1591 auf beinahe hundert Bogen. Er selbst vertiefte sich mehr und mehr in den Inhalt der heiligen Schrift, besprach sich immer wieder mit seinem Hofprediger und wurde, wie er einmal scherzend gegenüber Krell äußerte, selbst noch zum Theologen. Vielleicht hing es damit zusammen, daß sein Verhältnis zu Sophie in immer innigeres wurde; denn theologische Gespräche waren ihm nun selbst bei Frauen nicht mehr zuwider. Freilich von seiner Bibel wollte Sophie nichts wissen; denn Mirus war der Ansicht, es haben hier Schleicher an Luthers Auslegung kalvinische Glossen geschmiert, und Mirus Ansicht galt der Kurfürstin immer noch als das höchste. Dennoch war es Christian ein lieber Zeitvertreib, in dem Gemache der Kurfürstin in einer Fensternische zu sitzen, von welcher aus man in den Hirschgraben hinunter sah, und mit ihr über

allerlei zu reden, was sein Herz bewegte. Und die Kurfürstin ihrerseits vermied es, auf das zu kommen, was ihn irgendwie reizen und aufregen konnte, und mit Wehmut hing ihr Auge an dem Gesicht ihres Gatten, das von Woche zu Woche bleicher und eingefallener wurde.

V. Kapitel.

Am Vormittag des 25. September 1591 hielten zwei kurfürstliche Postreiter im Schloßhofe zu Dresden auf ihren ungeduldig das Pflaster scharrenden Rossen und warteten auf die Schriften, die ihnen mitgegeben werden sollten.

„Wohin, Simon?“ fragte der eine.

„Nach Weimar,“ antwortete dieser. „Und du, Heinz?“

„Nach Jena?“

„Wer schickt dich?“ fragte Simon.

„Die gnädigste Frau Kurfürstin,“ antwortete Heinrich. „Und dich?“

„Du fragst? Natürlich der Kanzler.“

„Und zu wem, brauch' ich nicht zu fragen,“ sagte Heinz. „Zum Fürsten des Landes, der ein strenger Lutheraner ist. Gieb acht, jetzt bläst bald ein anderer Wind in unserem Land, und du bist vielleicht der letzte, den der allmächtige Kanzler fortschickt.“

„Und du der letzte, welcher sein Kind ohne die Teufelsaustreibung hat taufen lassen,“ erwiderte Simon. „Nun, und zu wem reitest du nach Jena?“

„Weiß nicht,“ sagte Heinrich. „Doch da kommt ja schon ein Sekretär.“

Wirklich trat aus einem der Eckthürme des Schloßhofes

ein Sekretär mit einem Schreiben. Es trug das große Staatssiegel und war adressiert an den Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar.

„Wer von euch reitet nach Weimar?“ fragte der Sekretär des Kanzlers, Zschammer.

„Ich, Herr!“ erwiderte Simon.

„Da nimm und laß die Gäule ausgreifen, damit du noch rechtzeitig an Ort und Stelle kommst.“

„Steht's schlecht mit unserem gnädigen Herrn?“ fragte Simon.

„Frag' nicht lang' und reite!“ erwiderte Zschammer. Simon steckte den Brief in seine Tasche, schüttelte die Zügel und ritt in scharfem Trabe hinaus.

„Wer hat dich hierher befohlen?“ wendete sich Zschammer an den anderen.

„Der Hofmarschall der gnädigen Frau Kurfürstin,“ antwortete Heinrich.

„So?“ entgegnete gedehnt der Sekretär. „Und wohin geht's?“

„Nach Jena,“ antwortete Heinrich.

„An wen?“

„Weiß nicht,“ sagte Heinrich.

Zschammer murmelte etwas zwischen den Zähnen und trat in die Thüre zurück. In diesem Augenblick kam aus der am anderen Flügel des Schlosses befindlichen Thüre ein Hofbeamter mit einem Schreiben. Zschammer drängte sich ein wenig in den dunklen Flur, um nicht gesehen zu werden, aber doch hören zu können. Und er hörte, wie der Trabant sagte:

„Nach Jena, an Doktor Mirus! Reite was du kannst

und schone die Gäule nicht. Der Doktor soll schleunigst benachrichtigt werden."

„Ah, der Mirus taucht wieder auf," flüsterte Zschammer. „Steht es schon so? Das muß der Kanzler sogleich erfahren."

Er wartete noch, bis der Hufschlag des Pferdes verhallt war und trat dann aus der Thüre, ging quer über den Schloßhof hinüber und durch den Thorbogen hindurch, der in die Schloßstraße einmündete. Dort verschwand er im Hause des Kanzlers.

Droben im Schlosse lag der Kurfürst Christian im Sterben. Im Vorzimmer seines Schlafgemaches standen höhere Hofbeamte und die drei Aerzte, welche ihn behandelten; die Thüre zum Schlafzimmer war geschlossen, denn eben war die Kurfürstin nach rasch beendigtem Mittagsmahle bei Christian eingetreten. Er lag in einem bequemen Lehnstuhl und atmete schwer. Als Sophie eintrat, ging ein freudiges Leuchten über sein Gesicht und er streckte ihr die abgemagerten Hände entgegen. Sophie ergriff sie und drückte sie. Dann setzte sie sich neben ihn auf einen niedrigen Stuhl, seine Hände in den ihrigen haltend.

„Ist der Bote an meinen Vetter abgegangen?" fragte er. „Ich will ihn noch sehen, ehe ich sterbe. Habe ihm noch viel wegen unserer Kinder und dieses Landes Wohl anzuvertrauen."

„Mein Herr sei gewiß, daß Friedrich Wilhelm das Beste unserer Kinder und dieses Landes will," sagte Sophie. „Und zudem hast du ja auch meinen Vater als Mitvormund unserer Kinder eingesetzt. Er wird thun, was eines Großvaters Pflichten sind."

Christian nickte und versank in Schweigen. Sophie schwieg ebenfalls und sah in das Gesicht ihres Gatten, auf welches die durch farbige Scheiben gedämpften Sonnenstrahlen fielen. Christian schien allmählich einzuschlummern, und Sophie horchte ängstlich auf seinen Atem. So verrann eine Stunde. Jetzt erwachte Christian. Der Schlaf schien ihn gestärkt zu haben, denn seine Bewegungen waren nicht mehr so müde wie zuvor. Mit leiser Stimme rief er seine Gemahlin, die sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte, und Sophie trat rasch an sein Lager.

„Nun hab' ich noch zwei Dinge vor: einmal mich mit meinem Gott zu versöhnen in seinem heiligen Mahle — ist der Salmuth da?"

Sophie zögerte mit der Antwort. Christian fuhr fort:

„Man soll ihn holen."

„Wie mein Herr befiehlt," sagte Sophie und berührte eine Glocke. Mit leiser Stimme gab sie dem eintretenden Diener einen Befehl und trat wieder zu Christian, und es lag tiefe Bekümmernis auf ihrem Angesicht, als sie sagte:

„Christian, wirst du das Sakrament nach reiner lutherischer Lehre genießen?"

„Des bin ich gewiß," antwortete Christian und ein mattes Lächeln ging über seinen Mund.

„Und kann dir dein Hofprediger, der Kalvinist ist, es also reichen?" fragte Sophie.

„Nach unseres Herrn und Meisters Einsetzung," sagte Christian; „das genügt. Mit dem, was die Theologen darüber streiten, hab' ich nichts mehr zu thun. Ich werde, so Gott mir gnädig ist, bald dort sein, wo wir schauen, was wir hier geglaubt haben."

„So stirbst du auf die reine Lehre der Augsburgischen Konfession?“ fragte Sophie.

„Ich hab' allzeit die Augsburger Konfession als Lehrnorm betrachtet, doch sterbe ich auf niemand, als auf meines einigen Herrn Jesu Christi einiges Verdienst,“ sagte Christian, „und auf den Glauben, den Doktor Luther selig so herrlich wieder herfür gebracht hat.“

Er sagte es mit Anstrengung und winkte mit der Hand, als ob er etwas abwehren wollte. Sophie verstand und fragte nicht weiter. Nach kurzem Schweigen fuhr Christian fort:

„Doch zuvor noch ein anderes. Wo ist mein getreuer Kanzler? Mit ihm hab' ich in dieser Stunde noch zu reden.“

„Er wartet deines Befehls,“ antwortete Sophie. „Doch du hast ja schon alles mit ihm geordnet. Was willst du noch mit ihm reden?“

Sophie sah bei diesen Worten mit fast ängstlichen Augen auf den Kurfürsten und wartete seiner Antwort. Und diese lautete:

„Der Kanzler soll kommen. Ich will ihm noch danken für alles, was er an mir und diesem Land gethan hat; dabei sollst du zugegen sein und die Kinder und die vom Geheimen Rate. Zuvor aber hab' ich noch ein Wörtlein mit ihm allein zu reden.“

Sophie zuckte zusammen und um ihren Mund flog ein bitterer Zug von Haß, als sie leise vor sich hin sagte: „Soll dieser Kanzler mich sogar in dieser Stunde meines Gatten berauben!“

„Kommt der Kanzler?“ fragte Christian.

„Und ich soll nicht zugegen sein?“ fragte Sophie.

„Nur ein Viertelstündchen nicht,“ bat Christian. „Laß den treuesten Diener seines Herrn nur so lange allein.“

„Mir ist jetzt jede Minute deines Lebens kostbar. Christian, schlag' mir die letzte Bitte nicht ab: laß den Krell nicht mehr vor dich kommen!“

Christian sah sie aus seinen tiefliegenden Augen an und sagte:

„Mir ist ebenfalls jede Minute wert, die ich noch zum Wohle der Meinigen und des Landes anwenden kann. Drum bedarf ich des Kanzlers. Er soll sogleich kommen. Sogleich!“ wiederholte er, als Sophie nicht sofort die Hand an die Klingel legte. Nachdem sie den Befehl gegeben hatte, daß Krell sofort erscheinen solle, rief sie Christian zu sich und sagte:

„Sophie, laßt den Kanzler nicht entgelten, was nicht seine Thaten, sondern die meinigen waren. Laß du ihn auch diese Viertelstunde nicht entgelten. Versprich mir das!“

Sophie zögerte einen Augenblick, und nun trat der Kanzler ein. Rasch erhob sich Sophie, sandte dem sich verneigenden Kanzler einen Blick voll tödlichen Hasses zu, richtete einen fragenden Blick auf ihren Gemahl, und als dieser nickte, entfernte sie sich langsam. Der Saum ihres Kleides streifte den Kanzler; es durchschauerte ihn, wie wenn ein kalter Luftzug ihn angeweht hätte, und als er sein Gesicht erhob, war es einen Augenblick ebenso blaß wie das der Kurfürstin. Doch nun, als sich die Thüre hinter Sophie geschlossen hatte, trat er auf Christian zu: er stand zum letztenmale vor seinem Herrn, das sah er nun deutlich, und wie ein wildes Meer wogte die Zukunft durch sein Herz. Doch

nur einen Augenblick dachte er an sich, dann waren seine Gedanken nur bei seinem Herrn, dem sein Leben gehört hatte und dem er treu sein wollte bis zum letzten Atemzug. Er trat auf den Kurfürsten zu und verneigte sich tief. Dieser sagte:

„Nicht so, Kanzler; bald bin ich nicht Fürst mehr, sondern ein armes Menschenkind wie alle andere. Dort setz' dich. Ich habe noch mit dir zu reden. Den Dank deines Fürsten will ich dir nachher vor den anderen sagen. Zuvor komme ich mit zwei Bitten, du wirst sie dem Sterbenden nicht versagen."

„Kurfürstliche Gnaden gebieten über mich," sagte Krell.

„Mein Testament kennst du," sagte der Kurfürst, „auch der Kurfürstin hab' ich's der Hauptsache nach mitgeteilt. Was ich ihr noch nicht gesagt, ist, daß ich dich zum Mitvormund meiner Kinder eingesetzt habe. Nicht weil ich an dem guten Willen der beiden anderen zweifelte, sondern weil ich sie dir am liebsten anvertraue. Kanzler, macht mir aus dem Christian, der in zehn Jahren dieses Landes Fürst sein wird, einen guten Fürsten, wie ich glaube ein solcher gewesen zu sein durch Gottes und deine Hilfe. Meine Fehler habe ich gehabt und man soll sie auch in der Trauerrede nicht verschweigen; der Salmuth kennt sie und Ihr kennt sie, und manche kann der Christian geerbt haben — laßt sie nicht wachsen und groß werden, sonderlich das Laster des Trinkens! Doch nicht das ist meine Bitte; denn ich weiß, Ihr werdet sie erfüllen, auch ohne daß ich bitte, vielmehr" — er stockte und schien sich zu besinnen, wie er es ausdrücken sollte. Nach einigem Nachdenken fuhr er fort:

„Es wird der Kurfürstin schwer sein, dich als Vormund

unserer Kinder zur Seite zu haben. Uebe dein Amt mit Gelindigkeit und aller Nachsicht gegen die Kurfürstin; rede ihr in dem, was ihr das wichtigste ist, in der Erziehung zur Rechtgläubigkeit nichts darein."

„Euer Kurfürstliche Gnaden haben mich hoch geehrt durch dieses mir übertragene Amt," sagte Krell bewegt; „es soll meine größte Sorge sein, es ganz so zu verwalten, wie Kurfürstliche Gnaden befohlen haben."

Christian nickte. „Und nun die andere Bitte, die wird dir fast noch schwerer ankommen. Mit mir geht's in wenigen Stunden zu Ende und neben meiner Hausfrau hätt' ich niemand lieber als dich an meinem Sterbebett. Aber die Kurfürstin hat dir schon diese Viertelstunde nicht vergönnt — verlaß mich nachher, wenn ich dir vor den anderen gedankt habe, nimm jetzt Abschied, Kanzler, und laß meiner Ehefrau ihr Recht an mich ganz allein. Willst du?"

Der Kanzler hatte sich erhoben, war vor dem Kurfürsten in die Knie gesunken, hatte dessen Hände gefaßt und drückte das Angesicht auf dieselben.

So fand ihn die Kurfürstin, die nach Verfluß einer knappen Viertelstunde wieder eingetreten war. Als Christian sie erblickte, sagte er:

„Steh' auf, Kanzler! Sophie, die Kinder sollen kommen und die vom Geheimen Rat und die anderen — dann bleibe du allein bei mir."

Ein dankbarer Blick Sophiens traf Christian; sie wußte jetzt, daß sie die letzten Augenblicke ihres Gatten nicht mit dem verhaßten Kanzler teilen müsse. Dieser hatte sich, Thränen in den Augen, rasch erhoben.

In wenigen Minuten standen die Gerufenen um das

Lager Christians, auch vier seiner Kinder, vom achtjährigen Christian bis zum zweitjüngsten herunter. Der Kurfürst sprach mit matter Stimme allen seinen Dank aus für ihre treuen Dienste, zuletzt dankte er dem Kanzler mit bewegten Worten. Dann wandte er sich an seine Kinder, und indem er seinem Aeltesten die Hand auf das lockige Haupt legte, und mit der anderen auf Krell deutete, sagte er, schwer atmend und mit Anstrengung, aber deutlich und jedes Wort betonend:

„Diesen, den ich euch zum Mitvormünder gesetzt, sollt ihr für euren Vater an meiner Statt achten, dem sollt ihr folgen. Und wie ich ihn bei meinem Leben treu befunden habe, also, hoffe ich, wird er euch auch treu sein und eure sowohl als der ganzen Landschaft Wohlfahrt befördern."

Ein rascher und verwunderter Blick Sophiens hatte den Sprechenden bei diesen Worten gestreift, ein zweiter eisiger den Kanzler. Doch Krell hatte nur Augen für seinen Herrn und dachte an nichts anderes, als daß er ihn jetzt zum letztenmal sehe. Der Kurfürst reichte dem Kanzler die Hand, die dieser küßte, sah ihm dann, als er sich erhob, noch einmal in die Augen und sagte:

„Nun geht und laßt mich mit der Kurfürstin und meinen Kindern allein. Hernach soll mir das Abendmahl gereicht werden."

Die Anwesenden entfernten sich; als letzter langsam, fast zögernd, Krell. An der Thüre wandte er sich noch einmal nach seinem Herrn um, aber die Kurfürstin hatte sich, sei's absichtlich, sei's unabsichtlich, so vor ihren Gatten gestellt, daß Krell ihn nicht mehr sah.

Noch war keine Stunde vergangen, da wurden die

Leibärzte eiligst hereingerufen, und eine Viertelstunde später, kurz vor sieben Uhr, trat einer derselben wieder heraus und sagte:

„Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit ist verschieden, Herr Kanzler thut, was jetzt Eures Amtes ist.“

Der Geheimrat und die obersten Hofbeamten traten in das Sterbezimmer und nahmen das übliche Protokoll auf. Als dies geschehen war, kamen die anderen Beamten und die Dienerschaft und umstanden mit Thränen in den Augen das Sterbebett. Krell hatte sich nach Beendigung des Protokolls in seine Kanzlei im Schlosse zurückgezogen; auf ihm ruhte jetzt die Regierung des Landes, bis der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen ankam, um die Administration zu übernehmen. Auf dem Tische lagen Erlasse und Briefe, darunter etliche, welche Christian noch mit zitternder Hand unterschrieben hatte; wehmütig ruhten die Blicke des Kanzlers auf den Schriftzügen.

Eine Weile saß Krell über den Schriften und las darin, aber seine Gedanken waren augenscheinlich ganz wo anders. Endlich übergab er sie seinem Sekretär Zschammer und befahl ihm, sie mit dem großen Staatssiegel zu siegeln und zu expedieren.

Aber Zschammer zögerte und sagte:

„Herr Kanzler, wollt Ihr mit diesen Schriften nicht warten, bis der Herzog Administrator eingetroffen ist?“

„Wozu bedarf ich desselben?“ entgegnete Krell. „Die unterschrieben sind, wird der Administrator nicht ändern. Und die andern kann ich als des Landes derzeitiger Verweser unterschreiben.“

„Thut's nicht, Herr Kanzler," sagte nun auch der andere Sekretär, Kohlreuter. „Wir bitten Euch inständigst."

Erstaunt sah Krell die beiden Sekretäre an. Er war nicht gewohnt, daß ihm in seine Amtshandlungen von seinen Sekretären drein geredet wurde. Fing jetzt schon die Unbotmäßigkeit gegen ihn an, kaum daß sein Herr tot war?

„Eure Gründe!" sagte er ungeduldig.

„Euer Wohl," sagte Zschammer.

„Und Eurer Feinde Arglist," fügte Kohlreuter hinzu.

„Die kenn' ich," sagte Krell. „Aber was sollen sie mir dieser Sache halber anhaben?"

„Sie werden sagen, Ihr habt Euch kurfürstliche Gewalt angemaßt, habt dem Kurfürsten die Unterschrift abgezwungen, da er schon gleichsam nicht mehr bei Kräften war, und das Siegel zu führen gebühre niemand als dem Fürsten des Landes."

„Wer sagt das?" fuhr Krell auf. „Flüstert's jetzt schon so unter dem Geschmeiß, das zu meinen Füßen kriecht! Ich kenne sie ja, die Herren vom Adel und von der Landschaft, aber sie sollen sich verrechnet haben. Ich bin Kanzler und Mitvormund der fürstlichen Kinder und solches will ich wohl bleiben nach meines Herrn Wunsch und Gebot. Macht die Briefe mit der Unterschrift fertig, während ich diese unterschreibe."

Er setzte sich an den Tisch und ergriff die Feder. Nachdem er sie schon in das Tintenfaß getaucht hatte, hielt er noch einmal inne und sann, in das Licht blickend, nach. Endlich setzte er die Feder an und vollzog die Unterschriften. Es waren völlig harmlose Erlasse bezüglich der Verwaltung. Er hatte die Konzepte selbst gefertigt und dem Kurfürsten

noch vorgelegt, welcher seine eigenen Korrekturen in die Konzepte Krells zu machen pflegte.

Als Krell unterschrieben hatte, gab er die Schriften den Sekretären, stand dann auf und ging in dem Gemache auf und ab; hie und da warf er einen Blick auf die zur Expedition bereitliegenden Schriften. Plötzlich nahm er die von ihm unterschriebenen von den anderen weg, legte sie auf seinen Tisch und sagte:

„Diese da laßt liegen, bis ich weitere Befehle deretwegen gebe."

Dann setzte er seinen Gang durch das Zimmer fort, schließlich aber sagte er vor sich hin:

„Nur jetzt kein Zagen und keine Schwachheit! Wenn sie mir den Strick zum Galgen daraus drehen wollen, dann haben sie noch ein Dutzend andere Stricke bereit. Doch ich will sie zerreißen."

Dann rief er seinen Sekretären zu:

„Expediert diese Briefe mit den anderen!"

VI. Kapitel.

Einige Tage nach dem Tode des Kurfürsten kam Friedrich Wilhelm in Dresden an. In feierlicher Weise wurde er von der Kurfürstin empfangen. Ganz weiß gekleidet, nur eine schwarze Haube auf dem Kopfe, stand sie in dem „steinernen Saale"; um sie ihre größeren Kinder und die Beamten ihres Hofstaates. Auch der Geheime Rat war zugegen, was die Kurfürstin nicht vermeiden konnte, obgleich sie den Kanzler lieber nicht gesehen hätte; ebenso die Hofprediger. Und abseits von ihnen, in nächster Nähe der Kur-

fürstin, stand Doktor Martin Mirus in Amtstracht. Er war noch schneller eingetroffen als der Administrator und von der Kurfürstin mit offenen Armen empfangen worden. Ihm hatte sie bereits ihr Herz ausgeschüttet, mit ihm die Zukunft beraten und ihn beauftragt, einen Plan für die religiöse Erziehung ihrer Kinder, insbesondere des Aeltesten, zu entwerfen. Nun stand er da, sehr selbstbewußt und erhobenen Hauptes, und sah im Saale umher. Die Blicke Krells und die seinigen trafen auf einander und maßen sich einige Sekunden lang. Jeder suchte zu lesen, was in den Augen des anderen geschrieben stand.

Während der weitläufigen Ceremonien, umständlichen Reden und Gegenreden, weilten die Augen Krells auf einem berühmten Bilde Albrecht Dürers, das als einziges im Saale hing; denn die Wände waren mit Tapeten geschmückt, auf welchen die Thaten des Herzogs Moritz gegen die Türken verherrlicht waren. Das Bild aber stellte den Kampf dreier Zwerge mit einem Riesen dar. Und sonderbar, in dem schwankenden Lichte des Herbsttages schienen die Gestalten sich zu beleben und zuletzt glaubte Krell deutlich in den Gesichtern zweier Zwerge eine Aehnlichkeit mit Mirus und der Kurfürstin zu finden. Und wirklich ertappte er sich darauf, wie er in den Zügen des Riesen seine eigenen suchte. Ein Lächeln flog über sein Gesicht, als er sich dessen bewußt wurde. Nun aber wurden seine Gedanken von dem Bilde abgelenkt, denn er hörte, wie die Kurfürstin, zu dem Administrator gewendet, sagte:

„Und nun, Euer Liebden, bitt' ich, daß Eure erste Handlung in diesem Lande sei, einer betrübten Witwe den Trost ihres Herzens zurückzugeben, den Beichtvater, indem

Ihr den einst ungerecht aus dem Lande vertriebenen Doktor Mirus wieder zum Hofprediger einsetzet."

Als der Kanzler diese Worte hörte, zuckte es über sein Gesicht, doch bezwang er sich und sah scharf auf den Administrator. Dieser begegnete seinem Blicke, sah aber kühl an ihm vorüber, neigte sich vor der Kurfürstin und sagte:

„Euer Liebden allezeit zum Dienst bereit erfülle ich mit Freuden Eure Bitte und bestätige hiermit aufs neue dieses edlen Mannes Amt und Würde."

Auf einen Wink der Kurfürstin trat Mirus vor und verneigte sich vor dem Administrator. Im selben Augenblick aber war auch Krell vorgetreten, hatte sich ebenfalls vor dem Administrator verneigt und sagte nun mit lauter, schneidender, doch wie von schwerem Atem beklemmten Stimme:

„Fürstliche Gnaden, nach dieses Landes Gesetz ist diese Handlung null und nichtig, maßen die Regentschaft annoch in meinen Händen ruht und Fürstlichen Gnaden noch nicht mit einem Staatsakte übergeben ist. Doch will ich dem Willen meiner gnädigsten Herrin nicht zuwider sein und das Bestallungs-Dekret für den neuen Hofprediger ihrem Wunsche gemäß ausfertigen."

Krell hatte sich bei den letzten Worten vor der Kurfürstin verneigt und stand jetzt wieder aufrecht und stolz vor ihr.

Totenstille folgte seinen Worten, der Administrator war leichenblaß geworden und die Kurfürstin zitterte vor Erregung. Nur Mirus stand wie aus Stein gemeißelt da, den Blick auf den Administrator geheftet. In dessen Züge kam nun plötzlich Leben, in seine Wangen Röte, und ruhig antwortete er:

„Wir danken dem Kanzler dieses Landes dafür, daß er uns an das erinnert hat, was hier Rechtens ist. Wir befehlen Euch deshalb, heute Nachmittag uns die Regierungsgeschäfte zu übergeben.“

Er winkte dem Kanzler, und dieser trat zurück. Die Kurfürstin ihrerseits gab das Zeichen zum Aufbruch, stieg von dem erhöhten Platze herab, ihren Sohn an der Hand, und schritt langsam hinweg. Der Administrator folgte ihr.

Als Krell zurückgetreten war, flüsterte ihm Salmuth ins Ohr:

„Aber, Herr Kanzler! Ihr verderbt Euch ja von vornherein das Spiel. Nicht hitzig werden, wie es Euer Temperament gebeut!“

„Wenn ich nicht für euch die Haut zum Markte trage,“ erwiderte der Kanzler, „dann seit ihr morgen alle abgesetzt oder gar auf dem Königstein. Wollt ihr dann auch einen Revers unterzeichnen wie der Mirus?“

Während sich die Versammelten allmählich entfernten, war die Kurfürstin an ihren Gemächern angekommen. Sie bat Friedrich Wilhelm, bei ihr einzutreten, und kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, so sank sie auf einen Stuhl nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und begann zu schluchzen. Doch nur wenige Augenblicke; dann sprang sie von ihrem Stuhle auf und rief leidenschaftlich:

„Ihr habt nun erfahren, wessen Ihr Euch von diesem Menschen zu versehen habt! Befreit mich von ihm, ich bitte Euer Liebden um Gottes Willen.“

Friedrich Wilhelm entgegnete:

„Das wird von dem Testamente Eures hochseligen Gemahls abhängen.“

„Testament hin, Testament her: weg muß er!“ rief die Kurfürstin.

„Doch bitt' ich Euer Liebden mir von dem Inhalt des Testaments Kunde zu geben,“ sagte der Administrator.

„Zum Mitvormünder meiner Kinder ist er eingesetzt, dreinreden soll er mir in mein Heiligstes, die Erziehung meiner Kinder zur rechten lutherischen Lehre, und Kanzler soll er bleiben, das ist meines seligen Herrn Gemahls Wille, so steht's im Testament!“

„Welches Euer Gemahl selig wohl unter dem Zwang und Drang dieses Kanzlers also gefertigt hat,“ sagte der Administrator. „Das wäre vor allem zu untersuchen.“

Ein Strahl der Freude blitzte über das Gesicht der Kurfürstin und hastig rief sie:

„Und zu untersuchen wäre, ob er nicht gegen dieses Landes Religion allerlei böse Praktiken verübt hat, ob er nicht meinen Gemahl ins Grab gebracht hat durch unablässige Arbeit, die ihm selbst die Mahlzeiten störte, ob er ihn nicht von seinem lutherischen Glauben abwendig gemacht und ihn verführt hat zu allerlei üblen Regierungshandlungen wie diese Verbindung mit dem König von Frankreich und zu unzähligen anderen, das zu sagen ich später Gelegenheit finden werde.“

„Euer Liebden seien überzeugt, daß ich dies alles prüfen und dann nach Recht und Gerechtigkeit urteilen werde,“ sagte der Administrator.

„Und vor meine Augen soll er nie mehr kommen,“ rief die Kurfürstin. „Gott sei gedankt, daß ich nunmehr nichts zu thun habe mit den Staatsaktionen dieses Landes,

Euch aber beneid' ich nicht um die Freude, mit diesem Kanzler das Land zu regieren."

Sie lachte höhnisch auf und fuhr fort:

„Ihr werdet es nicht zu lange mit ihm aushalten, Vetter, das sag' ich Euch, denn er wird Euch ebenso bevormunden wie den Kurfürsten selig, und Ihr werdet bald froh sein, Gründe zu haben, Euch seiner zu entledigen. Deren sind hunderte vorhanden, und einer genügt schon, ihn mit Gefängnis auf Lebenszeit zu verstricken. Was Ihr aber auch befindet, sorgt, daß ich ihn in meinem Leben nie mehr sehen muß. Oder doch, einmal noch gelob' ich mir, ihn zu sehen: wenn der Verführer und Leib- und Seelenmörder meines Gemahls auf dem Richtplatz vor dem Henker kniet."

Sie stieß diese Worte im höchsten Zorn heraus, sank dann wieder auf einen Stuhl nieder und verfiel in krampfhaftes Schluchzen.

Der Herzog sah auf sie nieder und murmelte leise vor sich hin:

„O des Hasses der Frauen! Galgen und Rad soll die treffen, die sie beleidigen."

Dann sagte er laut:

„Euer Liebden soll sich meines sorgfältigen Erwägens aller dieser Dinge versichert halten. Und wenn Euer Liebden recht haben —"

„Ich habe recht," unterbrach ihn die Kurfürstin auffahrend. „Schafft einer armen Witib, die um den frühen Tod ihres Gemahls trauert, ihr Recht und führt das Schwert gegen diesen Verderber und Kalvinisten! Mein und dieses hartgedrückten Landes Dank, ja unseres Gottes Belohnung ist Euch gewiß. Und jetzt geht und nehmt die

Regierung an Euch, ich will keine Stunde länger unter dem Elend seufzen, daß dieser Krell mein Land regiert."

Der Herzog verneigte sich und verließ sie. Und wenige Stunden später stand ihm Krell in dem Zimmer des Kurfürsten gegenüber. Aber Krell hatte inzwischen wieder seine Kaltblütigkeit gewonnen, und die erste Unterredung des neuen Staatsoberhauptes mit dem Kanzler verlief ruhig und ohne Leidenschaft. Friedrich Wilhelm gewann den Eindruck, daß er in dem Kanzler einen Mann von ganz hervorragenden Geisteskräften habe, und war klug genug, nicht ohne weiteres den vom Haß eingegebenen Anklagen der Kurfürstin zu folgen. Das selbstbewußte Auftreten des Kanzlers, das sich gleich bei seiner Ankunft so deutlich geoffenbart hatte, mißfiel ihm zwar, auch tauchte die Erinnerung an die scharfen Schreiben seines Vetters unangenehm in ihm auf, und er war geneigt, sie dem Kanzler auf die Rechnung zu setzen; er ließ sich indessen davon nicht beeinflussen und war ernstlich bemüht, dem Lande, dessen Regent er geworden war, ein unparteiischer und sorgfältiger Fürst zu sein. Daß er dem Kanzler gerade nur so viel Macht einräumen werde, als ihm beliebte, das stand ihm natürlich von Anfang an fest.

Und so verlief diese Zusammenkunft ohne weiteren Zwischenfall. Am anderen Tag wurde dem Herzog die Regierung feierlich vom Kanzler und dem Geheimen Rat übergeben und alles schien in Ruhe und Ordnung weiter zu gehen, wenigstens bis zur feierlichen Beisetzung des Kurfürsten, die auf den 24. Oktober bestimmt war. Allein dem Adel des Landes schien jetzt die Gelegenheit am günstigsten, gegen Krell vorzugehen. Zwei Tage vor der Beisetzung er-

bat ein Ausschuß der Ritterschaft des Landes sich eine Audienz bei der Kurfürstin und stellte ihr vor, sie könne unmöglich dulden, daß bei dem Leichenbegängnis des Kurfürsten das große Staatssiegel, welches der Kanzler zu tragen hatte, von einem Manne wie Krell getragen werde. Schon daß er ein Bürgerlicher sei, müsse das hindern, und die Kurfürstin möge sorgen, daß das Insiegel durch eine andere vornehme Person der kurfürstlichen Leiche vorgetragen werde.

Die Kurfürstin empfing die Herren, deren Sprecher der kurfürstliche Hofmarschall Rudolph von Bünau war, mit größter Leutseligkeit, unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste und klagte gleich zu Anfang, daß das Leben ihres Gemahls durch übermäßige Arbeit verkürzt worden sei, die der Kanzler ihm bereitet habe. Die Kurfürstin mochte das in ihrem Schmerze selbst glauben. Der Hofmarschall dagegen wußte recht gut, daß das keineswegs der Wahrheit gemäß war, widersprach aber mit keinem Wort, und die anderen elf Herren stimmten zu. Dadurch war ihnen der Mund geöffnet, und eine Menge von Klagen wider Krell kam nun zum Vorschein, von welcher eine elender und nichtiger war als die andere. Aber da diese Klagen der betrübten Witwe sichtlich Freude machten, warum sollten die Herren sie nicht vorbringen! Schien doch bei der Kurfürstin der Schmerz um den Tod des Gatten gelindert zu werden durch den Haß gegen den, der angeblich die Schuld daran trug!

Als die Herren schließlich ihre Bitte, dem Kanzler das Siegel abzunehmen, eindringlich wiederholten, forderte sie Sophie auf, ihr Anliegen bei dem Administrator vorzubringen,

der schon Mittel und Wege finden werde, den Skandal zu vermeiden, daß Krell das Insiegel trage. Sie selbst wolle mit ihm reden und ihn ihren Bitten günstig stimmen. Das that sie denn auch und sie hatte inzwischen selbst den Weg gefunden: sie bat den Administrator, den Kanzler noch vor dem Begräbnis ins Gefängnis zu legen und ihm so die Ausübung seines Amtes unmöglich zu machen; die Bestrafung des Verführers ihres Gatten werde ohnedies nur eine Frage der Zeit sein. Zu dem gleichen Schlusse war auch der Ausschuß der Ritterschaft gekommen, und als die Herren am Tage vor dem Begräbnis am Vormittag bei dem Administrator Audienz hatten, die ihnen dieser gewährte, trotzdem seine Zeit durch die ankommenden fürstlichen Besuche sehr in Anspruch genommen war, erbaten sie dasselbe, wie die Kurfürstin, trugen überhaupt Beschwerden gegen den Kanzler vor und hatten allerlei sonstige Bitten der Landschaft hinsichtlich einer neuen besseren Zukunft auf dem Herzen. Der Administrator empfing sie gnädig und versprach, ihre Bitten zu prüfen und womöglich Vorsorge zu treffen, daß Krell das Insiegel nicht trage. Als die Herren gegangen waren, ließ er sogleich Krell zu sich kommen. Nach wenigen einleitenden Worten sagte er:

„Es ist mir von gewichtiger Seite die Bitte ans Herz gelegt worden, daß bei dem morgigen Begräbnis Einer vom Adel das große Insiegel dieses Landes der kurfürstlichen Leiche vortrage.“

Krell erwiderte kalt:

„Fürstliche Gnaden werden dieser Bitte keine Gewährung geben, da Sie wissen, daß solches dem Kanzler dieses Landes zusteht, ob er nun bürgerlich oder vom Adel ist.“

„Dennoch rat' ich Euch in Gutem, darauf zu verzichten, um nicht Schlimmeres für Euch hervorzurufen."

„Schlimmeres?" entgegnete Krell. „Ich wüßte nicht, wie mir aus der Behauptung meines Rechtes Schlimmes erwachsen könnte."

„Es sind allerlei Klagen der Landschaft gegen Euch eingegangen."

„Der Landschaft? Die ist ja derzeit gar nicht versammelt, somit kann sie auch nicht klagen," entgegnete Krell. „Die vom Adel sind es gewesen, die gegen mich klagbar geworden sind."

„Und in gewichtigen Dingen," sagte der Administrator.

„Ich bitte Euer Fürstliche Gnaden, mich die Klagen hören zu lassen," sagte Krell.

„Fürs erste soll Euch das Insiegel genommen werden —"

„Das ist keine Klage, sondern eine Anmaßung," rief Krell erregt.

„Umsomehr das andere," sagte Friedrich Wilhelm. „Ihr steht in großem Verdacht, der vornehmste Beförderer in der Aenderung der Religion dieses Landes gewesen zu sein und solche zum Teil auch ins Werk gesetzt zu haben —"

„Das ist keine Anklage gegen mich," fuhr Krell auf, „sondern gegen den Kurfürsten selig, dessen Andenken ich verteidigen werde bis zum Tod, da er selbst nicht mehr rebellische Unterthanen zurechtweisen kann und Fürstliche Gnaden nicht den Willen dazu haben."

„Mäßigt Euch, Kanzler!" rief nun der Administrator. „Ihr seid der Angeklagte und klagt mich an."

„Ich bin dieses Landes Kanzler, dazu bestellt von

meinem seligen Herrn Kurfürsten, und weiß, was meines Amtes ist," sagte Krell stolz.

Der Administrator biß sich auf die Lippen, fuhr aber ruhig fort:

„Auch bitten sie, daß allen Prädikanten, so durch Euch wegen ihres Glaubens das Amt gelegt worden ist, wie zu vermuten ohne Willen und Wissen des Kurfürsten, wieder eingesetzt und alles in den Stand gebracht werde, der unter Kurfürst August gewesen ist. Ihr selbst seid kalvinischen Glaubens verdächtig."

„Ich habe keinen seines Amtes entsetzt wegen seines Glaubens," entgegnete Krell, „wohl aber wegen Ungehorsams gegen die Befehle meines gnädigen Herrn Kurfürsten, und habe nichts, im geringsten nichts ohne sein Wissen gehandelt. Fürstliche Gnaden werden nichts gegen den ausgesprochenen Willen meines seligen Herrn unternehmen, den er in seinem Testament noch ausdrücklich dargelegt hat, wie er mich auch in meinem Bestallungsdekret vor jeder Anklage und Verstrickung wegen Religionssachen für alle Zeit sicher gestellt hat. Und ich, als Kanzler dieses Landes werde alles daransetzen, und gilt's Leib und Leben, daß nach diesem Willen fernerhin regiert und keiner um seines Glaubens willen verfolgt werde. Fürstliche Gnaden sind als Administrator dieses Landes gehalten, nach dem Willen des seligen Kurfürsten zu handeln —"

„Das heißt, wie jener nach Eurer Pfeife zu tanzen," fuhr der Herzog heraus.

„Mein gnädiger Herr hat seine eigene Pfeife geblasen, und der darnach tanzte, bin ich gewesen. Nur seinen Befehlen hab' ich Nachdruck verliehen, und das war meine

Pflicht, und des Kanzlers ist es, solches zu thun. Selbiger hat aber auch gehört zu werden, ehe eine Regierungshandlung geschieht."

„So glaubt Ihr wohl, Ihr werdet der Allmächtige bleiben, wie bisher!" rief nun der Administrator.

„Ich werde bleiben was ich bin, der treue Diener des Landes, versehe mich aber, daß man nach dieses Landes Brauch und Herkommen regiert," entgegnete Krell scharf.

Der Herzog lächelte bös und sagte:

„Ich bin der von dem seligen Kurfürsten bestellte Administrator. Glaube wohl, daß Euch solches nicht gar angenehm ist."

„Fürstliche Gnaden wären nicht dieses Landes Administrator, wenn ich nicht wäre," rief Krell.

„So dank' ich's Euch!" rief der Herzog und machte eine höhnische Verbeugung.

„Ja, mir," fuhr Krell fort, „mir allein. Denn ich hab' meines gnädigen Herrn Zorn gegen Euer Fürstliche Gnaden wegen Ihrer fortwährenden unnachbarlichen Unterstützung aller in Ihr Land gekommenen Aufrührer und Unruhestifter besänftigt und meinen gnädigen Herrn dazu vermocht, daß er Fürstliche Gnaden zu dem gemacht hat, was Sie sind. Ich aber bin ohne mein Wollen und Zuthun zum Mitvormund der Kinder eingesetzt worden und mein Kanzleramt ist mir bestätigt für die Zeit, bis Christian als der zweite dieses Namens mündig ist und sich selbst seinen Kanzler wählen kann."

Das Gesicht des Herzogs war während dieser Worte immer finsterer geworden, nur mühsam beherrschte er sich. Aber in kaltem Tone sagte er:

„Die Landschaft hat verlangt, daß Ihr handfest gemacht werdet, und daß alles in Eurem Hause versiegelt werde, da Euch alle geheimen und die vornehmsten Sachen des seligen Kurfürsten bewußt sind."

„Und Fürstliche Gnaden haben denen, die dieses ungerechte, ja unverschämte Verlangen gestellt haben, nicht die Thüre gewiesen?" rief nun Krell inloderndem Zorn. „So ist es meines Amtes, ihnen zu zeigen, was Recht und Gerechtigkeit ist und wie man gehässige Neider und elende Anschwärzer unschädlich macht. Ich werde die Herren zu finden und zu züchtigen wissen."

„Und ich überlege," sagte der Herzog, und seine Worte kamen langsam und wie bleiern aus seinem Munde, „ob ich nicht den Bitten der Landschaft noch in dieser Stunde nachgeben werde."

Krell blickte dem Herzog nun furchtlos in die Augen und sagte:

„Fürstliche Gnaden beflecken Ihren Namen und das Amt, das Ihnen gegeben ist, vor aller Welt mit dem Makel der Ungerechtigkeit, wenn Sie solches auch nur erwägen. Und es auszuführen, werden Sie nicht wagen."

„Ihr droht mir!" rief nun der Administrator. „Ich soll nicht wagen, einen Kanzler seines Amtes zu entsetzen. Es bedarf nur eines Federstrichs —"

„Den Fürstliche Gnaden nicht machen werden," sagte Krell bestimmt, „ohne an dem Andenken des seligen Kurfürsten zu sündigen."

„Ich werde machen, was mir beliebt," rief der Herzog. „Nicht ich bin von Eurer Gnade, sondern Ihr von der meinigen; denn ich bin jetzt der Fürst dieses Landes und

Ihr nichts anderes als der geringste Knecht, dem ich ein wohlwollender und gerechter Herr bin, wenn er in den gebührenden Schranken bleibt, dem ich's aber vergelten werde, wenn er sich überhebt. Und nun befehl' ich Euch, was ich zuerst von Euch erbat, daß Ihr das Siegel morgen nicht tragt, sondern dasselbe Herrn Rudolph von Bünau zu tragen überlaßt. Wollt Ihr?"

„Ich will nicht," entgegnete Krell nun wieder kalt, „und werde auf kein Titelchen des mir zustehenden Rechtes verzichten. Euer Fürstlichen Gnaden aber gebe ich als des Landes erster Diener zu bedenken, ob ein solcher Beginn Ihres Regiments Ihrem Ansehen förderlich ist."

„Braucht Ihr mich über mein Ansehen zu belehren!" brauste der Herzog auf. „Fort aus meinen Augen! Und merkt Euch: Ihr werdet morgen das Insiegel nicht tragen."

„Wenn Fürstliche Gnaden Gewalt brauchen, nicht," sagte der Kanzler, verneigte sich und ging.

Kaum war Krell hinaus, so ließ sich die Kurfürstin melden. Als ihr der Herzog den Inhalt des Gespräches erzählt hatte, rief sie:

„Hab' ich's Euer Liebden nicht gesagt, wie dieser Mensch sich gehabt. Ihr werdet diese offene Auflehnung nicht dulden, sondern ihn bestrafen. Und zwar thut Eile not, sag' ich Euch, denn sonst macht er einen Aufruhr und allerlei böse Anschläge. Mit diesem Kanzler werdet Ihr nun und nimmer zum Wohl unseres Landes regieren."

„Euer Liebden stets zu Willen und mit besonderer Freude in diesem Fall," sagte der Herzog. „Noch ehe es Mittag ist, sollt Ihr sehen, daß ich ihm den Herrn gezeigt habe."

„Seid meines innigsten Dankes zum voraus versichert,“ sagte die Kurfürstin und verließ ihn.

Krell war von dem Herzog in seine Kanzlei zurückgekehrt, um dringende Geschäfte zu erledigen, aber es wollte ihm nichts von der Hand gehen. Er gab deshalb seinen Sekretären etliche Anweisungen, warf dann seinen Mantel über und schickte sich an, nach Hause zu gehen. Als er das Schloß verlassen hatte und in die Schloßstraße einbog, traten ihm zwei Hoftrabanten entgegen, zwei andere standen plötzlich hinter ihm, und ein Offizier der Hofwache hielt ihn an und sagte:

„Hohem Befehl gemäß hab' ich Euch in Eurer Wohnung zu verstricken.“

Krell lachte bitter auf und sagte:

„Ah, diese Wege wandelt man jetzt im Kurfürstentum! Doch ich beuge mich dem Befehl meiner Obrigkeit.“

Er ging, rasch ausschreitend, in der Mitte der Hoftrabanten weiter. Bald war sein Haus erreicht, doch nicht, ohne daß er gesehen worden wäre. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht von seiner Gefangennahme durch die Stadt, in wenigen Tagen wußte es ganz Kursachsen und in einigen Wochen ganz Deutschland. Ueberall machte es das größte Aufsehen, und bald liefen bei dem Administrator Briefe von Fürsten ein, welche sich für den Kanzler verwendeten.

Dieser wurde in seinem Hause streng bewacht; in demselben war sofort alles verschlossen und versiegelt und ein Verzeichnis sämtlicher vorhandenen Schriften aufgenommen worden, sodaß der Kanzler nicht das Geringste anrühren oder veräußern konnte. Zugleich mit Krell wurden seine

beiden Sekretäre verhaftet und einige Tage nachher zu seinem großen Erstaunen auch Magister Montag. Dies geschah auf ausdrücklichen Wunsch der Kurfürstin. Zu gleicher Zeit traf dies Schicksal etliche philippistische Professoren zu Wittenberg und Leipzig und später die Hofprediger Salmuth und Steinbach.

An Krells Stelle wurde David Pfeifer wieder zum Kanzler gemacht, aus dem Lande des Administrators kamen die gut lutheranischen Professoren und Pfarrer in hellen Haufen angerückt, und die Kanzeln hallten vom Halleluja wieder, daß Gott sein Volk von der schrecklichen Glaubenstyrannei befreit habe. Im Volk verbreitete man Flugblätter mit Schmähversen gegen die Kalvinisten im allgemeinen und gegen Krell insbesondere. Da hieß es:

„Alle Strafen, Marter und Pein,
Seinen Bubenstücken zu wenig sein;
Man soll ihn vor das Gericht der Landschaft stellen,
Das mag ihn dann nach seinen Thaten
Henken, sieden oder braten."

VI. Kapitel.

Fast drei Wochen saß Krell in seinem Hause gefangen. Im Vorzimmer hatte sich die Wache eingerichtet und ließ niemand hinein, außer Krells Frau und Beate. Krell fand sich im ganzen ruhig in seine Verhaftung, denn er war fest überzeugt, daß sie nur kurze Zeit dauern könne, zumal, da er gehört hatte, daß das Testament Christians eröffnet worden sei. Das war ja seine glänzendste Rechtfertigung; nach Kenntnisnahme desselben mußte er nicht bloß entlassen,

sondern, wenn Recht und Gerechtigkeit galt, wieder in sein Amt als Kanzler und Mitvormund der kurfürstlichen Kinder eingesetzt werden. War Krell so voll Hoffnung, so teilte Margarete diese Hoffnung nicht, denn sie hatte genug von der Stimmung der Feinde Krells gehört, um Schlimmes zu befürchten. Sie wäre schon froh genug gewesen, wenn ihr Mann nur freigegeben worden wäre, selbst wenn sie mit ihm hätte außer Landes ziehen müssen. Denn daß der Administrator ihm sein heftiges Auftreten nicht verzeihen werde, das nahm sie als gewiß an, und Krell selbst wünschte jetzt, weniger heftig gewesen zu sein. Das war aber auch das einzige, wessen er sich schuldig gab; andererseits entschuldigte er es wieder durch sein angeborenes Temperament und meinte, etliche Wochen Gefangenschaft in seinem Hause seien Strafe genug dafür, daß er sich nicht so beherrscht habe, wie er gesollt hätte. Auf ein an den Administrator gerichtetes Schreiben erhielt er eine höfliche Antwort, daß der Administrator weit davon entfernt sei, seine persönliche Rache zu suchen für Krells Auftreten, daß er mit der ganzen Sache überhaupt nichts zu thun haben wolle, sondern sie der Landschaft überlasse. Zudem könne er ohne seinen Mitvormund, den Kurfürsten von Brandenburg, nichts thun.

Nun wußte Krell zweierlei: einmal, daß seine Sache in den schlimmsten Händen sei, denn in der Landschaft saßen die Herrn vom Adel, seine bittersten Feinde; und dann, daß ein Prozeß, wenn wirklich ein solcher gegen ihn angestrengt wurde, sehr langsam vorwärts gehen werde. Augenscheinlich beeilte sich der Administrator auch gar nicht, die Landschaft zusammenzuberufen.

Es war am Abend des 17. November, da wurde Krell ein Brief gebracht. Derselbe war von der kurfürstlichen Kanzlei und enthielt als Einlage ein an den Administrator gerichtetes Schreiben. Krell sah nach der Unterschrift. Sie lautete: Tobias Montag, Magister, und war vom Königstein datiert.

Als Krell, der von Montags Verstrickung auf dem Königstein nichts gewußt hatte, das Wort Königstein las, sagte er zu seiner Frau:

„Der arme Magister! Nun muß er büßen, daß er mit meinem Hause in Verbindung gestanden! Was wird Beate sagen? Oder weiß sie, daß er gleich mir verstrickt ist, nur noch härter; denn wer einmal auf dem Königstein sitzt, der kommt nicht so bald wieder heraus —"

„Außer er habe solch mächtige Fürsprecher, wie du einer für den Mirus warst," sagte Frau Margarete. „Zum Dank dafür hetzt er jetzt alle Welt gegen dich auf."

„Und der einzige Fürsprecher, den der Magister hat, ist selbst verstrickt," sagte Krell lächelnd.

„Ob Beate etwas weiß," fuhr Frau Krell fort, „werden wir erst auf Befragen von ihr selbst erfahren. Seinen Namen hat sie in letzter Zeit nie genannt; doch ist sie seltsam verändert. Der Tod des Kurfürsten scheint ihr nicht weniger nahe gegangen zu sein, als dir."

„Weiberthorheiten!" sagte Krell vor sich hin. „Doch nun wollen wir hören, was das Magisterlein schreibt."

Er begann zu lesen; aber je weiter er kam, umso finsterer wurde sein Gesicht. Zuletzt warf er den Brief heftig von sich und sagte:

„Margarete, ich fange an, zu glauben, daß es etwas

noch Erbärmlicheres um die Menschheit ist, als ich bisher erfahren habe. Ein Beweis davon liegt auf dem Tisch hier."

Er stand auf und ging durchs Zimmer, so schnell es ihm seine vom Podagra heimgesuchten Beine erlaubten. Dabei rief er zornig:

„Was schreibt der Kerl! Laß den Brief liegen, Margarete, er ist lateinisch geschrieben. Er schämt sich, so etwas in deutschen Worten zu sagen. Er sei kein Kalvinist und habe nie Anlaß gegeben, ihn dieses bösen Verdachtes zu bezichtigen —"

„Auch du bist keiner," sagte Margarete, „hast es stets von dir gewiesen, wenn man dich einen solchen nannte."

„Bin auch keiner, aber wie sagt der Magister? Nur durch mich sei der Schein des Kalvinismus auf ihn gefallen."

„Das sagt er?" rief Frau Krell. „Schmach und Schande! Siehst du, daß ich Recht hatte?"

„Und da er gehört, daß er auf besonderen Befehl der gnädigen Frau Kurfürstin verstrickt worden sei, so könne er dies nicht anders verstehen, als daß dies geschehen sei, weil er — nun höre! — eine Zeitlang daran gedacht habe, des nunmehr wegen viel Uebelthaten verstrickten Kanzlers angenommene Tochter zu freien. Er habe aber dieser Absicht schon lange entsagt und sich unserem Hause fern gehalten, sobald er gemerkt, daß ich in Religionssachen falsche Wege wandle."

„Hab' ich es nicht gesagt?" rief Frau Krell. „Wer hat nun recht behalten? Und daß die Kurfürstin ihn hat verstricken lassen, bloß weil sie glaubte, er sei der Verlobte unserer Beate, das ist mir nun gewiß. Sie will alle ver-

derben, die mit unserem Hause zusammenhängen. Doch bei diesem Magister hat sie sich verrechnet. Dem gönne ich ein halb Jahr Königstein allein für diesen Brief."

„Und was wird die Beate dazu sagen?" sagte Krell. „Rufe sie!"

Als Beate kam, sagte Krell:

„Beate, der Magister Montag ist auf dem Königstein."

„Das weiß ich längst," unterbrach ihn Beate kalt. „Und er wird hoch und heilig verschworen haben, daß er niemals mit uns etwas zu thun gehabt hat."

„Das weißt du," rief Frau Krell, „und hast kein Wörtlein verlauten lassen?"

„Die erbärmlichen Menschen, welche jetzt verleugnen, was sie einst geredet und gethan haben, soll ich dieser auch nur Erwähnung thun, Mutter?" rief Beate. „O, der Magister wird nicht der erste sein und nicht der einzige bleiben in diesem Lande. Andere werden es jetzt machen wie er, auch die Hofprediger unseres seligen Herrn. Da ist der Mirus doch noch ein anderer Mann — der ist seiner Ueberzeugung treu geblieben."

„Und hat den Revers unterzeichnet, um vom Königstein loszukommen," warf Krell trocken dazwischen.

„Was thut nicht ein armer Gefangener?" entgegnete Beate.

„Glaubst du, daß dein Vater jemals einen solchen Revers unterzeichnete, und wenn der Henker hinter ihm stünde?" fragte Krell.

„Um dir und uns dein Leben zu retten, gewiß würdest du solches thun!" rief Frau Krell.

„Niemals, und wenn sie die Tortur gegen mich anwenden.“

Frau Margarete schauderte zusammen und rief:

„Gott bewahre dich vor der peinlichen Frage! Aber du erschreckst mich. Wie kannst du nur an solches denken!“

„Ich denk' auch nicht dran,“ sagte Krell.

„Denkt dran, Vater,“ rief nun Beate. „O, sie hassen Euch mit grimmigem Hasse. Ich hör's ja flüstern auf den Gassen, und wenn ich mich umwende, zeigen sie mit Fingern auf mich: diese ist auch so eine, die verfehmt ist. Und von den Kanzeln schallt's, mit verhüllten Worten zwar noch, aber deutlich genug, sodaß wir im Gotteshause nicht wissen, wo unser Angesicht bergen. Ist's nicht so, Mutter? Am letzten Sonntag in der Hofkirche!“

Frau Krell nickte und sah mit ängstlichem Blick auf ihren Mann. Beate fuhr fort:

„Keiner ist's, der sich ein Wort für Euch einzulegen getraut. Nur Weiber wagen schüchtern und im geheimen zu sagen, es geschehe Euch Unrecht und größeres Unrecht stehe Euch bevor. Die Weiber — und ich bin ein arm machtlos Mägdlein, von dem man sich keiner That versieht. Aber sie sollen erfahren, daß, wenn die Männer feiger und zager als Weiber werden, auch wir Männer sein können. Beim Andenken des besten Fürsten, der je über dieses Land geherrscht hat und je herrschen wird, ich schwör's vor Gott, Vater: wir werden Mittel und Wege finden, Euch zu verteidigen und Euch zu rechtfertigen vor aller Welt. Nicht wahr, Mutter, wir wollen's?“

Sie ergriff Frau Margaretens Hand und sah mit er-

glühendem Gesicht zu Krell hinüber. Dieser trat näher, legte lächelnd seine Hand auf ihre Hände und sagte:

„Mein Mägdlein fürchtet das Schlimmste. Noch ist's nicht so weit und noch bin ich der rechtmäßige Kanzler dieses Landes und Mannes genug, mein Recht zu wahren. Sie werden's nicht wagen, mir den Prozeß zu machen. Laßt mich nur erst dieser Verstrickung ledig sein, so will ich ihnen zeigen, was Recht und Unrecht ist. Dann kommt wohl auch der Magister los und wird de- und wehmütig um Verzeihung bitten, und meine Beate —"

„Wird ihm die Thüre weisen," fiel Beate ein, „wie er mir die Thüre gewiesen hat."

„Wie, der Magister —" fragte Krell.

„Ja, der Magister," antwortete Beate. „Ich hab' von der Erbärmlichkeit nicht reden wollen. Am selben Tage, als Ihr verstrickt wurdet, Vater, bin ich in meiner Herzensangst und da ich sonst niemand wußte, zu dem Magister gelaufen —"

„Du, Beate, ein ehrbar Mägdlein zu dem Magister?" fragte Frau Krell.

„Mußt' ich nicht, da niemand zu uns kommen durfte? Aber da hättet ihr das Männlein sehen sollen, wie ihm Angst wurde, es möchte bemerkt worden sein, daß eine aus diesem Hause mit ihm verkehrt. Statt seine Freiheit zu benützen, und sich Euer anzunehmen, hat er seine Krankheit vorgewendet und gar erbärmlich gethan. Und als ich ihn an früheres erinnerte, als ich mich vor ihm erniedrigte und Abbitte that für mein stolzes Benehmen — die Schamröte steigt mir ins Gesicht, wenn ich daran denke, ich will nicht weiter berichten. Kurz, er forderte mich auf, sein Haus zu

verlassen, dem meine Anwesenheit nur Unglück bringen werde. Und einem Mann, der so elend seine Ueberzeugung verleugnet, soll ich verzeihen und ihn gar freien! Ich will überhaupt nicht freien, da keiner dem gleicht —"

Sie brach rasch ab und errötete. Frau Margarete warf ihrem Gemahl einen Blick zu. Dieser verstand und sagte:

„Also keine Angst vor dem Königstein! Noch bin ich nicht dort."

Ein Rasseln auf dem Pflaster, das in diesem Augenblick vor dem Hause hörbar wurde, lenkte die Aufmerksamkeit aller drei dem Fenster zu. Was gab es noch so spät in der Nacht? Beate lief ans Fenster, öffnete es und schaute hinaus. Entsetzt trat sie zurück und rief:

„Drunten brennen Fackeln und ein Wagen steht vor der Thür; Reiter umgeben ihn —"

„Um Gott," schrie Frau Margarete auf, „sie bringen dich auf den Königstein!"

„Thorheit!" rief Krell. Doch ehe er weiteres sagen konnte, erschallte Geräusch im Vorzimmer und der Amtmann von Dresden trat ein, verneigte sich vor Krell und sagte:

„Mein Befehl ist, Euch zu dieser Stunde in den Wagen zu bringen, der drunten harrt."

Krell richtete sich hoch auf:

„Wohin, Herr Amtsschöffer?"

„Auf den Königstein!" sagte der Amtmann. Als Frau Krell dieses Wort hörte, sank sie auf einen Stuhl nieder, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und fing an bitterlich zu weinen.

„Und dazu wählt man diese späte Nachtstunde?" ent-

gegnete Krell ernst. „Mir scheint, das Werk, das mit mir getrieben wird, scheut das Licht der Sonne.“

„Ich habe nur meine Befehle zu vollziehen,“ sagte der Amtmann, „und bitte, mir zu folgen.“

„Jetzt in der Winternacht,“ rief Frau Margarete aufspringend. „Das ist sein Tod, da er ohnehin schon leidend ist.“

Der Amtmann zuckte die Achseln und stammelte etwas von höherem Befehl.

„Bring' mir meinen Mantel und Decken,“ sagte Krell ruhig, „lege auch etliche Betten dazu, und was sonst warm ist. Ich fürchte, auf dem Königstein wird mir ein ungastlich Quartier bereitet sein.“

„Ich bitte, solches zu unterlassen,“ sagte der Amtmann. „In den Decken könnten geheime Sachen verborgen sein. Mein Befehl lautet, Euren Gemahl, so wie er ist, ohne Verzug abzuführen.“

„Bin ich denn ein Verbrecher, der des Todes schuldig ist?“ rief nun Krell. „Doch es sei! Den Mantel, den die Beate da bereit hält, vergönnt Ihr mir wenigstens, Herr Amtmann?“

„Nachdem ich ihn durchsucht haben werde,“ entgegnete dieser.

„Thut, was Eures Amtes ist,“ sagte Krell kalt und sah zu, wie der Amtmann den Mantel genau durchsuchte. Als dies geschehen und nichts Verdächtiges gefunden war, sagte er:

„Nun, darf ich ihn haben?“

„Nehmt ihn,“ sagte der Amtmann.

Frau Margarete hüllte ihren Mann darein, Beate war ihr dabei behilflich und flüsterte Krell zu:

„Vater, verlaßt Euch darauf, wir werden Euch in kurzer Zeit zu erledigen wissen.“

„Gebe es Gott!“ erwiderte Krell, wandte sich dann zu dem Amtmann und sagte:

„Gebt mir eine Viertelstunde Zeit, mich von den Meinen zu verabschieden.“

„Das kann ich nicht,“ sagte der Amtmann; „denn horcht, schon bläst der Wächter Mitternacht und ich habe den Befehl, Euch noch vor Mitternacht in den Wagen zu bringen. Folgt mir!“

Er wandte sich ab und schritt zur Thüre. Krell umarmte Frau und Tochter, sprach ihnen einige Trosteswortе zu und folgte dem Amtmann.

„Erlaubt, daß wir ihn bis an den Wagen geleiten,“ sagte Frau Krell.

„Bleibt hier!“ entgegnete Krell. „Wir wollen denen drunten nicht das Schauspiel Verzagter geben.“

Noch einmal umarmte Frau Krell ihren Gemahl, sah ihm ins Gesicht und sagte: „Wann werden wir dein Angesicht wieder sehen?“

„Wenn ein gerechter Gott im Himmel ist, ehe etliche Wochen vorüber sind,“ sagte Krell, küßte seine Frau lang und innig und riß sich dann von ihr los. Halb ohnmächtig sank Frau Margarete Beate in die Arme, die sie langsam von der Thüre ins Zimmer zurückführte.

Doch als jetzt drunten das Rollen des Wagens, der Hufschlag der Pferde und das Waffengeklirr der Reitenden erscholl, da sprang Frau Margarete empor, riß das Fenster

auf, durch welches der Nachtwind pfeifend hereinfuhr, daß die Lichter flackerten, und rief, die Hände zum Himmel emporhebend:

„Herr, schaffe Recht und Gerechtigkeit auf Erden!“

Sie lauschte vorgebeugten Leibes hinaus, bis das Rollen des Wagens verhallt war. Dann brach sie, die Stirn hart auf dem Gesims aufschlagend, ohnmächtig zusammen.

Inzwischen jagte der Wagen mit dem Kanzler in raschester Fahrbewegung elbaufwärts durch die stürmische und regnerische Winternacht dem Königstein zu. Es war morgens gegen sechs Uhr, als die müden Pferde, zuletzt in langsamem Gange den Berg hinaufkeuchend, sich dem Thore der Festung näherten. Hier empfing der Hauptmann, Hans von Eberstein, den Gefangenen und führte ihn, von dem Wachtmeister Abraham Pfeil begleitet, zu einem schmalen Turm, der sich neben der Georgenburg erhob. Mit Mühe stieg Krell die steilen, schmalen Treppen aufwärts bis zu einem Stüblein, welches unmittelbar unter dem schadhaften Dache lag. Ein schlechtes Lichtlein erhellte den Raum und kein Feuer brannte in dem Ofen. Durch die Dachlücken und die zerbrochenen Scheiben strich der Wind herein und auf dem Bette lag kein Kissen, nur ein mit Stroh gefüllter Sack.

„Hier soll ich nächtigen?“ fragte Krell verwundert.

„Wo Doktor Mirus es sich hat müssen gefallen lassen, werdet Ihr auch bleiben können,“ sagte Eberstein boshaft.

„Doch war's damals Sommerszeit,“ entgegnete Krell ruhig.

„Es wird auch wieder Sommer werden allhier,“ sagte

Eberstein kalt, gab dem Wachtmeister leise einige Befehle, wünschte dem Kanzler gute Nacht und ging.

Krell setzte sich auf den Stuhl, stützte den Kopf in die Hände und sah vor sich nieder. Der Wachtmeister, die Schlüssel in der Hand, stand vor ihm. Offenbar regte sich Mitleid in seinem Herzen.

„Ich werde Euch etliche Kissen bringen," sagte er, „die mir die Frau Hauptmännin heute hat zutragen lassen, daß sie Euch hierher gegeben werden."

„Vermeldet ihr meinen Dank," sagte Krell kurz, und der Wachtmeister ging, um nach kurzer Zeit mit den Betten wieder zu kommen.

Krell, der vom Fahren totmüde war, legte sich mit den Kleidern auf das Bett, deckte sich mit seinem Mantel zu und schlief nach wenigen Minuten ein.

Ein kalter Luftzug weckte ihn aber schon nach einer Stunde wieder. Er sprang auf, griff sich an die Stirn, als ob er sich erst besinne, wo er sei, und trat ans Fenster. Ein heller Wintermorgen war angebrochen; freilich schien die Sonne nicht in seine gegen Norden gelegenen Fenster, aber drüben zur Rechten vergoldeten ihre Strahlen den waldigen Lilienstein, auf dem eine leichte Schneedecke lag, links tauchten die zerklüfteten Felsenhörner der Bastei aus dem Morgennebel auf und von der Elbe herauf, von welcher einige Biegungen sichtbar waren, tönte das Rufen der Schiffer, die an ihr Geschäft gingen.

Krell atmete die kühle Morgenluft mit einem gewissen Behagen ein. Und als der Ton einer Glocke vom Dorfe Königstein durch die klare Winterluft heraufgetragen wurde, faltete er die Hände und begann laut das Vaterunser zu

beten, wie er dies um diese Morgenstunde in seinem Hause bei der Morgenandacht zu thun gewohnt war. Als er aber an die dritte Bitte kam: Dein Wille geschehe! da wurden seine Worte langsamer und zuletzt hielt er inne. Doch plötzlich kam ihm Luthers Erklärung in den Sinn: „Wie geschieht das? Wenn Gott allen bösen Rat und Willen bricht und hindert“ — und er fuhr freudig in dem Gebete fort. Und als er zu Ende gebetet hatte, da klangen ihm die Erklärungsworte Luthers deutlich im Herzen nach und halblaut sagte er vor sich hin: „Gott wolle uns behüten und erhalten, auf daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge und verführe in Mißglauben, Verzweifeln und andere große Schand' und Laster und ob wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten.“

„Daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten,“ sagte er laut und stark. Er hatte darüber das Kommen des Wachtmeisters überhört. Dieser rief nun erstaunt:

„Der Herr Doktor ist ein Kalvinist und betet doch den lutherischen Katechismus!“

Krell lächelte. „Eben weil er keiner ist, Wachtmeister! Doch jetzt macht Feuer im Ofen, denn hier ist's kalt. Und dann verschafft mir Feder und Papier, damit ich einen Protest aufsetze gegen die mir widerfahrene Behandlung und je eher je besser aus diesem elenden Stüblein erledigt werde.“

Der Wachtmeister versprach, sofort heizen zu lassen; über Tinte, Feder und Papier habe er aber zuerst den Herrn Hauptmann zu fragen. Er ging und nach kurzer

Zeit kam Eberstein selbst. Krell dankte zuerst für die Güte seiner Frau, die ihm die Betten gesandt habe, und Eberstein selbst schien unter deren Einfluß heute morgen milder als beim Empfang des Kanzlers. Aber dem Wunsche desselben bedauerte er nicht nachkommen zu können, da er höheren Befehl habe, dem Kanzler Schreibzeug zu verweigern.

„Wenn ich nicht selbst schreiben darf, so schickt mir einen Schreiber, daß ich ihm diktiere,“ sagte Krell.

„Auch dies Verlangen muß ich zuerst dem Herrn Oberhauptmann und Amtmann zu Liebstadt, dem Herrn von Bünau, vortragen —“

„Der seinerseits erst wird nach Dresden berichten müssen,“ sagte Krell mit Hohn. Eberstein zuckte die Achseln. Krell verlangte nun wenigstens Bücher; Eberstein entgegnete, daß er keinerlei Befehl habe, ihm solche zu geben. Eine Bibel sei da, woraus ja die kalvinistischen Irrtümer am besten ersehen werden können.

„Um meine theologischen Irrtümer, wenn ich solche hätte, habt Ihr Euch nicht zu kümmern,“ fiel Krell schneidend ein. „Ihr seid mir nicht zum Seelenberater gesetzt, sondern nur, mich zu bewachen. Ich bitt' Euch demnach,“ schloß er mit Hohn, „dieses Stüblein besser zu verwahren; denn wo Wind, Regen und Schnee an vier Orten eindringt, möchte leicht auch ein Gefangener ausbrechen.“

„Dafür ist durch Graben und Mauer gesorgt,“ entgegnete Eberstein. „Uebrigens ist mir nichts befohlen wegen dieses Stübleins. Habt Ihr sonst noch Wünsche?“

„Die Ihr so wenig erhören werdet, wie die vorgebrachten,“ sagte Krell, wandte sich und ließ Eberstein stehen, der denn auch das Zimmer verließ. Auf der Treppe

begegnete er dem Diener, welcher das Holz zum Einheizen heraufstrug.

„Trag's wieder hin, wo du es genommen," herrschte ihn Eberstein an. „Die Sonne scheint warm und noch lange nicht ist's Winter."

Der Diener maß den Hauptmann mit verwundertem Blick, wagte aber nichts zu entgegnen, sondern ging rasch wieder die Treppe hinab. Als er aus dem Turme heraustrat, warf er einen scheuen Blick nach dem Fenster hinauf, an welchem Krell sichtbar war, und murmelte:

„Dieser Mann muß ein schwerer Verbrecher sein oder hohe Feinde und wenige Gönner haben."

VII. Kapitel.

So saß denn nun Krell auf dem Königstein, ein gefangener, in jeder Art von Verteidigung gehinderter Mann, und harrte längst nicht mehr auf rasches Gericht, sondern überhaupt auf ein Gericht. Aber dieses stand in weiter Ferne; denn zuerst mußte man eine Anklage wider ihn zurecht machen, und das war kein leichtes Stück Arbeit. Der Administrator verlangte sie aber von der Landschaft; denn er schien redlich bemüht, ein gerechtes Gericht zu halten. Allein fünf Monate waren vergangen seit Krells Verhaftung, und die Landschaft hatte es noch nicht weiter gebracht, als zu ganz allgemeinen oder höchst kleinlichen Beschuldigungen gegen Krell, „der sich mehr Gewalt, als ihm gebührt, angemaßt und sich aus mutwilliger Dummkühnheit unterfangen, in geistlichen und weltlichen Regimenten alles zu sein." Um dem Administrator gefällig zu sein, brachten die Herren mit

diesen Klagepunkten auch den an, Krell habe an ihn wie an andere Fürsten „schnöde, boshaftige Briefe geschrieben.“ Und alle diese durchaus lächerlichen und nichtssagenden Klagen beschlossen sie mit den Worten: „Weil dann nun aus diesem allen zu befinden, daß Doktor Nicoll Krell aus eigner Turst, Frevel und Mutwillen, wider Gott und sein heiliges, göttliches, allein heil- und seligmachendes Wort, wider seine geleisteten Eide und Pflichten vergessentlich gehandelt, Kirchen und Schulen zerrüttet, verwüstet und beraubt, auch Land und Leute in großen Jammer, Trübsal, Elend und Herzeleid gesteckt: also bittet die ganze getreue Landschaft unterthänigst und von Herzen, der Chur-Administrator, unser gnädigster Herr, wolle kurz, in summarischer Weise mit Doktor Krell verfahren und dermaßen zur Strafe ziehen, und ein Exempel mit ihm statuieren, damit andere vor dergleichen greulichen Verbrechen Abscheu tragen mögen.“

Selbstverständlich war mit diesen Klagen nichts anzufangen, und der erste, welcher sich dem Administrator gegenüber so aussprach, war der jetzige Kanzler, David Pfeifer. Er gab dem Administrator bei dieser Gelegenheit auch zu bedenken, daß sich künftig jeder hüten werde, sächsischer Kanzler oder überhaupt Kanzler eines Fürsten zu werden, wenn nach dem Tode des Fürsten so gegen ihn vorgegangen werde. Er selbst verweigerte von vornherein für sich und den Staatsrat jede Mitwirkung an diesem Prozesse, bei dem nur Schande und Schmach, keinerlei Ehre zu holen sei und den alle Fürsten der Welt einfach lächerlich finden werden. Man möge über den Kanzler der Religion halber denken wie man wolle, und er denke in diesem Stück nicht sonderlich von ihm, aber wegen der Religion angeklagt zu

werden, schütze ihn sein Bestallungsdekret, und alles andere seien Nichtigkeiten. Das gab dem Administrator doch zu denken, und als auch einige von der Landschaft eine Bitte eingaben, den Kanzler freizugeben oder ihm die Haft in seinem Hause in Dresden zu gestatten, mindestens aber ihm sein Gefängnis zu erleichtern, war er anfangs geneigt, wenigstens einer dieser Bitten nachzugeben. Allein bald sah er, daß er es so nur mit der großen Mehrheit der Landschaft verderbe, von deren Geldbewilligung er abhängig war; und ein Gespräch mit der Kurfürstin belehrte ihn, daß diese nicht bloß der geringsten Milde gegen den Kanzler abgeneigt sei, sondern durch ihre Vertreter in der Landschaft dort den Haß gegen den Kanzler schüren lasse. So blieb er bei dem ärmlichen Auskunftsmittel, daß ihn eigentlich der Prozeß gar nichts angehe, sondern daß er lediglich Sache der Landschaft sei, soweit die öffentlichen Verbrechen des Kanzlers in Frage kommen; das weitere aber gehe die Kurfürstin an, wenn wirklich der Kanzler an dem frühen Tode ihres Gemahls schuldig sei. Und diese ließ denn auch keinen Zweifel, daß sie den peinlichen Prozeß gegen den Kanzler angestrengt wissen wollte. Daß Friedrich Wilhelm als Regent des Landes der oberste Hüter des Rechtes war, das schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen. Viel wichtiger war ihm, das Land von den Philippisten zu säubern, und er that das mit derselben Gründlichkeit, mit welcher einst der Kurfürst August im umgekehrten Sinne in seinem Lande verfahren war. Wer nicht gehorchte, wurde des Landes verwiesen; den gefangenen Theologen wurde so hart zugesetzt, daß die meisten Widerrufsformeln unterschrieben. Dies thaten nach harter Gefangenschaft und vielen Quälereien auch die Hofprediger

Salmuth und Steinbach zur großen Freude des Hofpredigers Mirus, dessen Widerruf und Abbitte auf dem Königstein freilich lange nicht so schmählich war, wie die den beiden Hofpredigern vorgelegten Formeln. Mirus hatte noch die Freude, das Land auf die Rechtgläubigkeit zu durchreisen und visitieren zu dürfen, wobei er keine Gelegenheit versäumte, Krell auf der Kanzel anzugreifen, und so, ohne bösen Willen freilich, denn es war ihm heiliger Ernst, das Volk aufzuhetzen. Freilich starb er, ehe er den Ausgang des Prozesses gegen den ihm verhaßten Mann erlebt hatte, mit einem freudigen Ja auf die Frage, ob er, der als ein Feind der Kalvinisten gelebt habe, auch als ein solcher sterben wolle.

Mit diesem Prozesse hatte es indessen seine guten Wege. Denn Jahre stand es an, bis die Landschaft nur soviel Beweismaterial beisammen hatte, um überhaupt an den Beginn eines Prozesses denken zu können, der einigermaßen den rechtlichen Formen genügte.

Inzwischen aber war Frau Krell nicht müßig gewesen und hatte den Administrator und die Kurfürstin mit fortwährenden Eingaben bestürmt, die freilich ganz umsonst waren. Mit der Zeit gelang es ihr auch, sich Kenntnis von ihres Gatten Befinden zu verschaffen. Dieses war schon längere Zeit ein höchst trauriges, und nur die Frau Hauptmännin Eberstein sorgte nach Möglichkeit für Erleichterung. Sie konnte freilich wider den ausgesprochenen Willen ihres Mannes, der seinerseits höherem Befehl folgte, wenig thun, ja sie vermochte ihn nicht einmal, Krells Klagen ferner anzuhören. Da schrieb Krell mit Kohle auf etliche Fetzen Papier, in die etwas gewickelt gewesen war, seine Klagen und Proteste nieder

und schickte sie dem Hauptmann, und Frau Eberstein sorgte wenigstens, daß der Brief, welcher sein elendes Befinden in seinem schlechten Stüblein in beweglichen Worten schilderte, an Frau Krell gelangte. Als diese das Schreiben erhielt, sagte sie zu Beate:

„Jetzt geh' ich zur Kurfürstin — sie muß mich hören."

„Laßt das, Frau Mutter," mahnte Beate ab. „Erniedrigt Euch nicht vor der, die den Vater haßt wie nur ein Weib hassen kann."

„Was weißt du von Weiberhaß?" entgegnete Margarete. „Du, ein Maidlein von nicht zwanzig Jahren —"

„Ich Mutter?" sagte Beate. „Ich weiß vielleicht mehr von Haß als von Liebe."

„Eben darum rate mir nicht ab, weil du die Liebe der Ehegatten nicht kennst. Um des Ehegemahls willen ist eine Frau im stande, alles zu thun, selbst sich zu erniedrigen. Denke an den Magister und daß du zu ihm gegangen —"

„Erinnere mich nicht daran!" rief Beate. „Mir brennt jene Erniedrigung auf der Seele. Und wenn ich an den Magister denke, dann weiß ich, was Haß heißt."

„Und doch will ich gehen. Sie muß mich hören, sie muß wissen, wie schmählich mein Gatte gehalten wird. Sie weiß es sicherlich nicht, sonst würde schon das Mitleid ihr gebieten, den armen, kranken, an Körper und Gemüt beschwerten Mann meiner Pflege zu überlassen, sei's, daß sie ihm hierher zu kommen erlaubt, sei's, daß ich auf den Königstein gehen darf!"

„So versuch' es, Mutter; ich will andere Wege versuchen."

Nach langem und vergeblichem Bemühen gelang es end-

lich Margarete, eine Audienz bei der Kurfürstin zu erhalten. Diese gewährte dieselbe freilich erst, nachdem der Administrator ihr vorgestellt hatte, es werde im Lande, das die Krellin mit ihrem Geschrei erfülle, böses Blut machen, wenn man vernehme, daß sie ihr das Gehör verweigert habe.

Und so wurde denn Margarete eines Tages in das Schloß befohlen. Sie ging in den Trauerkleidern, die sie seit jener Novembernacht nie mehr abgelegt hatte. Und nun stand sie der Kurfürstin gegenüber, die längst nicht mehr Trauerkleider trug: die hohe Gestalt Margaretens mit ihren gemessenen Bewegungen in weißem Gewande mit schwarzer Haube, aus der ein bleiches Gesicht herausschaute, stach seltsam ab von der kleinen, runden beweglichen Kurfürstin in ihren von Edelsteinen und Perlen glänzenden Gewändern. Sophie warf einen überraschten Blick auf die Trauerkleidung und begann:

„Ihr geht in Trauergewändern, Frau Doktorin, als ob Ihr damit anzeigen wolltet, daß Euer Gemahl allbereit schuldig gesprochen wäre.“

„Ich trage Trauerkleider,“ entgegnete Margarete ruhig, „bis zu dem Tag, da endlich mein Ehegemahl schuldlos befunden und seiner Haft erledigt wird.“

Sophie schien die Anklage dieser Worte zu überhören und sagte kalt:

„Was habt Ihr mündlich zu bitten, das Ihr nicht schon schriftlich hierorts vorgebracht habt?“

„Das Recht, gnädige Frau Kurfürstin,“ sagte Margarete.

„Recht soll ihm werden, wie er's verdient,“ entgegnete Sophie.

„Doch ist's ihm noch nicht geworden, nicht im mindesten geworden," rief Frau Krell. „Seit Jahren sitzt er als ein Opfer schmähsüchtiger Verleumdung gefangen, ohne gehört zu werden, obwohl ihn seine Bestallungsurkunde vor aller Verstrickung schützt und ausdrücklich verlangt, daß wenn sich Klagen wider ihn erheben, vor allen Dingen seine Verteidigung gehört werde. Und diese Urkunde hat der Kurfürst selig ausgestellt."

„Das alte Lied, Frau Doktorin," entgegnete Sophie. „Euer Gemahl wird die Urkunde selbst geschrieben haben, wie auch die ihn betreffenden Teile des Testamentes meines seligen Herrn Gemahls sonder Zweifel von ihm herrühren."

„Daß dem nicht so ist, weiß ich, seine Gemahlin," sagte Margarete. „Der es bezeugen könnte, mein gnädigster Herr, weilt leider nicht mehr unter den Lebenden."

„Und wer trägt schwerer daran als ich, die Witwe in jungen Jahren?" rief Sophie, und wahres, echtes Gefühl sprach aus ihren Worten. „Ich mit meiner Kinderschar, und zumal mit dem Aeltesten, dessen Erziehung in eines Vaters Hand liegen sollte! Doch wer hat mir den Gatten ins frühe Grab gebracht, wer, Frau Doktorin, wer?"

Sie war einen Schritt vorgetreten und hatte funkelnden Blickes Margarete ins Gesicht gesehen. Diese blickte ihr ruhig in die Augen und sagte:

„So wahr ein Gott im Himmel lebt, an des Herrn Kurfürst Durchlaucht Tod ist mein Mann unschuldig. Er hätte zehn Jahre seines Lebens dafür gegeben, hätte er ihm seines nur ein Jahr länger erhalten können."

Ueber Sophiens Gesicht zuckte ein böses Lächeln, als sie entgegnete:

„Das glaub' ich. Jedes Jahr des Lebens meines Gatten war sein Vorteil."

Margarete zuckte zusammen, doch beherrschte sie sich und entgegnete:

„Er hat seinem Fürsten und seinem Lande treu und redlich ohne Nebenabsichten gedient. Ist's nicht zum Erbarmen, daß er jetzt, ohne gehört worden zu sein, ja ohne daß seine Feinde irgend eine Beschuldigung erweisen können, in solche Not und Beschwerung gekommen ist und darin so jämmerlich, Gott sei's geklagt, leben und zuletzt sterben und verderben soll!"

„Sterben und verderben," murmelte Sophie. „Wer hat Euch dessen berichtet?"

„Ja, sterben und verderben," rief Margarete. „Die Rede geht im Lande bei redlichen Leuten, daß die Landschaft, unfähig eine Klage wider ihn zu begründen, den Beginn eines ordentlichen Prozesses, der seine Unschuld an den Tag bringen müßte, nunmehr so lange verzögert, bis er auf dem Königstein verfault ist."

„Da sei Gott vor!" rief die Kurfürstin. „Gerichtet soll er werden."

„Nach Recht und Gericht schreit er," sagte Margarete. „Doch kein Wort der Verteidigung wider die Anklage ist ihm gestattet, nicht einmal ein Verteidiger ihm beigegeben worden. In einem elenden, ungesunden Loche wird er gehalten, und wenn er krank ist, wird ihm keine ärztliche Pflege. Ja, selbst der Trost der Religion ist ihm nicht vergönnt, da er nicht am Gottesdienst teilnehmen darf. Jede freie Bewegung innerhalb der Mauern des Königsteins ist ihm verboten, und jämmerlich siecht er dahin, wenn ihm nicht

Hilfe wird. Erbarmt Euch seiner und gewährt ihm, hier zu Dresden in seinem Hause unter meiner und meiner Tochter Pflege das Ende des Prozesses abzuwarten."

„Das kann nicht sein," entgegnete die Kurfürstin hart.

„So gewährt mir, daß ich zu ihm auf den Königstein gehe und ihn daselbst pflege."

„Damit Ihr von dort aus allerlei böse Anzettelungen machet," sagte die Kurfürstin.

„Ich will solange er dort verstrickt ist, mit ihm verstrickt sein und keinen Fuß aus der Festung setzen," bat Margarete.

Die Kurfürstin schien einen Augenblick zu überlegen, aber dann entgegnete sie:

„Auch das kann nicht sein."

„So bitte ich, daß man ihm wenigstens einen Menschen beigebe, der sein pflege."

„Es sei Euch gewährt," sagte Sophie schnell. „Ich will ihm den dort gefangenen Magister Montag als Gesellschaft geben."

Margarete sah der Kurfürstin scharf in die Augen, wie wenn sie darin lesen wollte, ob Bosheit solches der Kurfürstin eingegeben habe. Aber sie vermochte nichts darin zu entdecken: die Augen der Fürstin blickten kalt an ihr vorüber. Da wagte Margarete zu erwidern, daß dieser Magister, der sich so schimpflich ihrem Mann gegenüber gezeigt habe, ihm mehr eine Last als eine Lust sein werde; aber die Kurfürstin entgegnete, daß ein Gefangener nicht wählerisch sein dürfe, und daß Krell froh sein müsse, überhaupt jemand als Beistand zu bekommen. Frau Krell seufzte; denn sie sah,

daß das Herz dieser Frau ihrem Mann gegenüber von Eisen war.

Dennoch ließ sie nicht ab, und ehe sich's die Kurfürstin versah, war sie vor ihr niedergekniet, umfaßte ihre Kniee und rief mit thränenden Augen und todestraurigem Gesicht zu ihr aufsehend:

„Um Gottes Gnade und Barmherzigkeit willen bitte ich meine gnädigste Herrin, meinen armen, kranken, unverhört gefangenen und keiner Frevelthat überwiesenen Mann nicht weiter so ganz unverdienter und erbärmlicher Weise gefänglich zu halten und Gnade an ihm zu üben. Ihr habt Euern Ehegemahl geliebt, wie ich den meinigen liebe. Schafft einer hochbetrübten Gattin ihren Mann wieder! Beim Andenken des seligen Kurfürsten beschwöre ich Euch —“

„Beschwört nicht sein Angedenken,“ rief Sophie, einen Schritt zurücktretend, sodaß Margarete auf den Boden sank. „So bin ich auch einst vor ihm gekniet und hab' ihn gebeten, Euern unheilvollen Mann zu entlassen. Aber dieser hatte sein reines Gemüt dermaßen umgarnt, daß er mir meine letzte Bitte in seinem Leben abschlug. Habt Ihr noch etwas vorzubringen?“ schloß sie kalt.

Margarete erhob sich mühsam, sie zitterte am ganzen Leibe, ihr Gesicht war leichenblaß. Einige Augenblicke sah sie in gebeugter Haltung wie irr im Zimmer umher, dann aber richtete sie sich hoch auf, sah der Kurfürstin starr in die Augen, sodaß diese die ihrigen niederschlug, und sagte:

„So sei Gott Euch gnädig, wie Ihr gnädig seid! Ich aber will es durch die ganze Welt ausschreien: in Sachsen gilt kein Recht und keine Gerechtigkeit, und wer es am Throne zu finden meint, ist schmählich belogen und betrogen.“

„Das mir, Weib!“ schrie die Kurfürstin. „Fort, fort aus meinen Augen!“

Margarete stand starr, unbeweglich.

„Fort, fort!“ rief die Kurfürstin abermals.

„Ich gehe,“ sagte Frau Krell. „Aber ich werde Euch einmal wiedersehen vor dem Richterstuhl Christi und werd' Euch ob dieser Stunde verklagen. Dort wird recht gerichtet.“

Ohne sich zu verneigen, wandte sie sich um und schritt langsam hinaus, wie wenn sie immer noch hoffte, daß die Kurfürstin sie zurückrufe. Aber kein Wort ertönte; mühsam hielt sie sich aufrecht bis die Thür hinter ihr ins Schloß fiel. Als sie dann ihrer Wohnung zuschritt, war sie nicht mehr eine junge, kraftvolle Gestalt, sondern ein elendes, gebrochenes Weib. Furchtsam sah sie sich um, ob nicht ein Häscher hinter ihr her sei, wie man einst ihren Mann auf seinem Gange vom Schlosse nach Hause gefangen genommen hatte. Aber ungefährdet erreichte sie ihr Haus. Beate hatte sie vom Fenster aus kommen sehen und war ihr entgegengeeilt. Unter der Hausthüre empfing sie die Mutter, aber seltsam stach ihr freudig erregtes Angesicht von dem der Mutter ab.

„Um Gott, Mutter, wie siehst du aus!“ rief Beate. „Ich weiß alles, ohne ein Wort von dir. Sie hat dir die Thüre gewiesen, sie ist harten Herzens geblieben und will ihre Rache am Vater haben.“

Margarete nickte, ergriff Beatens Arm und ließ sich hinauf geleiten. Währenddem sagte sie:

„Aber du, Beate, was für eine Freude leuchtet aus deinen Augen?“

„Du wirst die Ursache sofort sehen, Mutter," erwiderte Beate. „Es sind Gäste da, liebe Gäste, Mutter, Leute, die uns helfen wollen, die uns helfen werden. Zur selben Stunde, da du die letzte Hoffnung verloren hast, geht uns unverhofft und wider alles Erwarten eine neue auf" — sie waren inzwischen in das Zimmer eingetreten — „kennst du den dort?"

In der Fensternische stand ein junger Mann, Mitte der zwanziger Jahre, und neben ihm ein anderer, der vielleicht zehn bis fünfzehn Jahre älter war. Frau Krell ließ die Blicke auf dem jüngeren haften, trat dann rasch auf ihn zu und sagte:

„Ihr seid ein Krell, das seh' ich, ein ganzer Krell, dieselbe Neigung des Kopfes, dieselbe Gestalt, wie mein Mann vor zwanzig Jahren —"

Sie brach ab, sank auf einen Sessel nieder und hielt die Hände vors Gesicht.

„Und derselben Gesinnung wie er," sagte der Angeredete. „Mein Name ist Matthias Krell aus Erfurt, mit dem Studium der Rechte eben fertig und nicht unrühmlich bestanden. Ist's nicht so?" — wandte er sich an seinen Begleiter, dessen scharf geschnittenes Gesicht mit den gescheiten Augen mitleidig auf die gebrochene Gestalt Margaretens blickte. Er hatte sie ja einst gekannt, als er zu Leipzig studiert hatte und im Hause ihres Vaters, des Handelsmanns und Ratsherrn Jakob Griebe, aus- und eingegangen war. Und noch stand er mit Margaretens Bruder Jakob, der ebenfalls Ratsherr in Leipzig war, in den freundschaftlichsten Beziehungen.

„Ich bin Euch wohl unbekannt geworden, Frau Doktorin,“ begann er jetzt.

Margarete sah auf: ihr war, als ob sie den Klang dieser Stimme kenne, aber sie konnte sich nicht darauf besinnen, wem sie gehörte. „Ihr seid —“ begann sie.

„Marsilius Bergner,“ fuhr der Angeredete fort, „Doktor beider Rechte —“

„Und,“ — fiel Matthias Krell ein — „der beste Advokatus, der zu finden ist bei allerlei Händeln, sonderlich bei den verwickeltsten. Von mir gewonnen, daß er Eure Sachen führe, welche die Sache der ganzen Familie ist, wie wir unserer lieben Muhme, der Beate, schon des breiteren auseinandergesetzt haben.“

„Ich danke Euch,“ sagte Margarete, „insbesondere Euch, Herr Doktor, daß Ihr Euch meines und meines Mannes Elend erinnert habt. Aber ich fürchte, ich fürchte, auch Eure Bemühungen werden umsonst sein.“

„Glaubet das nicht,“ sagte Matthias; „wir haben schon den ganzen Feldzugsplan entworfen und wollen den Feinden Eures Mannes eine gebührende Niederlage bereiten, also daß ihre Kniffe und Praktiken gründlich zu Schanden werden.“

„Aber, Beate,“ sagte nun Margarete, „du stehst und schaust den Vetter Krell an und hängst an seinem beredten Mund, den mit einem Tropfen Wein zu letzen du jedoch vergessen hast.“

„In der That, Base Beate, wenn Ihr reisemüde Leute mit einem Tropfen erquicken wollt, so sind wir nicht dawider,“ sagte Matthias und lächelte mit dem hübschen, von einem braunen Schnurrbart leicht beschatteten Mund. Und

seine lebensfrohen Augen sahen ernster als gewöhnlich der Gestalt seiner Base nach, die durch das Zimmer schritt und an den großen Schrank im Hintergrund des Zimmers trat. Wie sie da eine Kanne herabnahm, wobei die Umrisse ihres feinen Gesichtes mit der kleinen geraden Nase sich von dem dunkeln Holze hell abhoben, war seine Aufmerksamkeit so sehr von Beate in Anspruch genommen, daß er kaum hörte, was Margarete und Bergner sprachen. Der Advokat entwickelte Frau Krell seine Pläne, und die trüben Augen Margaretens wurden zusehends heller. Inzwischen kam Beate mit Wein und einem Briefe aus der Staatskanzlei zurück, stellte die Becher auf den Tisch, schenkte ein und gab den Brief an Frau Krell. Diese seufzte, als sie dessen ansichtig wurde, denn sie kannte den Inhalt zum Voraus. Er war von der kurfürstlichen Rechnungskammer und enthielt wieder einmal eine Kostenberechnung und die Aufforderung zur Bezahlung.

Drüben am Tische stießen Bergner und Matthias an, und während der Advokat Frau Krell auf ihr und ihres Gatten Wohl zutrank, neigte Matthias den Becher vor der schönen Base und sah ihr in die Augen. Beate dankte ihm gleichgültigen Blickes und sah dann zu ihrer Mutter hinüber, die über die Rechnung gebeugt, nun wieder trüben Gesichtes dasaß.

Auch Bergner bemerkte dies und sagte:

„Die Frau Doktorin vertraue uns. Das Reichskammergericht als oberste Instanz wird für Recht sorgen, und es erzwingen, daß endlich der Prozeß gegen Euern Gemahl wenigstens begonnen wird. Ist das einmal erreicht, so wird es weiter darüber wachen, daß er in aller Form Rechtens

geführt wird, und so das geschieht, so könnt Ihr zuversichtlich auf ein fröhliches Ende hoffen —"

„Wenn mein armer Mann bis dahin noch lebt," sagte Margarete. „Zudem da seht, das schickt man mir hierher, kaum daß ich bei der Kurfürstin gewesen bin. Das ist auch eine Quittung!".

Sie reichte Bergner die Rechnung und sagte:

„Nun sind bereits 60000 Gulden für den Prozeß, der noch gar nicht angefangen hat, draufgegangen."

Bergner zuckte die Achseln und sagte:

„Und das Doppelte wird er noch kosten, wenn's in diesem Tempo weiter geht."

„Dann sind wir Bettler," sagte Margarete.

„Eben darum muß die Sache beschleunigt werden, und je mehr Ihr es euch jetzt beim Reichskammergericht kosten laßt, umsomehr spart Ihr."

„Nehmt, was ich habe," sagte Margarete. „Aber sie haben ja all unser Gut unter Staatskontrole gelegt; ich weiß nicht, wie so große Summen ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen flüssig zu machen."

„So laßt mich Euch inzwischen vorschießen, wessen es bedarf," sagte Matthias. „Ich selbst will keinen Pfennig nehmen für meine Bemühung; ich thue es um der Familie willen," fügte er hinzu, streifte aber dabei mit einem raschen Blick Beate.

Frau Krell sträubte sich zuerst dagegen, ließ sich zuletzt aber doch überreden. Und nun wurde ausgemacht, daß Frau Krell und Beate von Dresden wegziehen sollen zu den Krell-schen Verwandten nach Erfurt, woselbst sie vor allen Anschlägen Kursachsens sicher waren; ferner sollte Marsilius

Bergner seinen ständigen Sitz in Speier nehmen, was durchaus notwendig erschien, da vorauszusehen war, daß die Landschaft und die Kurfürstin ebenfalls ihre Vertreter dorthin senden würden, um Bergners Sache zu hintertreiben. Matthias Krell sollte ihn begleiten und die Reisen machen, welche nötig werden konnten, wollte man die Sache so fördern, wie es wünschenswert war.

Nachdem das alles fest ausgemacht war, verabschiedeten sich die Gäste, um in ihre Herberge zurückzukehren. Während die Frauen die Vorbereitung zur Reise trafen, die sie freilich so geheim als möglich hielten, weil sie fürchteten, gewaltsam an der Abreise verhindert zu werden, begann der umsichtige Advokat sofort seine Thätigkeit in Dresden. Er hatte sogar mit dem Kanzler David Pfeifer eine Besprechung, und dieser versprach, seiner Thätigkeit nicht nur nicht hinderlich zu sein, sondern alles zu thun, daß der Prozeß gefördert werde.

Unter diesen Hoffnungen lebte Frau Margarete neu auf, und auch Beate gewann ihre frühere Munterkeit wieder, wozu die Anwesenheit des Vetters Matthias das ihrige beitrug. Dieser wurde sich immer mehr bewußt, daß Beate sein Herz gewonnen hatte. Aber sie schien keinerlei Andeutung zu verstehen, und als Matthias am letzten Abend vor der Abreise deutlicher wurde, sagte sie halb scherzend, halb im Ernst:

„Macht erst meinen Vater frei, dann möget Ihr ihm vortragen, was Euer Herz bewegt, so ich bis dahin nicht ein alt arm Mägdlein geworden bin, das keiner begehrt.“

„Es sei, Beate,“ rief Matthias; „an dem Tag, da er frei ist, stell' ich mich bei Euch ein. Aber das sag' ich jetzt schon, ohne vorher Euern Vater gefragt zu haben.“

Beate nickte lächelnd; dann aber brach sie leidenschaftlich heraus:

„O, Matthias, wenn Euch das gelänge! In alle Ewigkeit wollte ich Euch dankbar sein. Aber ich fürchte, Ihr kommt nie mit der Botschaft: Er ist frei.“

„Seid guten Mutes, Beate,“ erwiderte Matthias, ihre Hand fassend. „Was in eines Menschen Macht steht, wird geschehen, und daß ich nicht lässig bin, dafür bürgt Euch der Preis, welcher mir am Ziele winkt.“

„Freut Euch nicht zu früh,“ entgegnete Beate, ihm die Hand entziehend. „Und jetzt sorgt, daß wir sicher und ungefährdet aus dieser entsetzlichen Stadt und aus den Grenzen dieses ungastlichen Landes kommen.“

VIII. Kapitel.

Der unermüdlichen Thätigkeit Bergners gelang es nach langem Bemühen, beim Reichskammergericht ein scharfes Mandat zu erwirken, daß sofort und ohne ferneren Verzug und Einrede dem Doktor Krell unparteiisch Recht eröffnet werde, daß Krells Verteidigung gehört werden müsse und derselbe behufs Verteidigung auf freien Fuß zu stellen sei. Aber die Ankläger sträubten sich dagegen und wußten durch ihre Vertreter beim Reichskammergericht die Sache von Monat zu Monat hinauszuziehen; sie beschlossen, Gutachten bei theologischen und juristischen Fakultäten verschiedener Hochschulen einzuholen, was viele Zeit und Mühe in Anspruch nahm. Der Prozeß wurde freilich dadurch nicht gefördert, weil die einen juristischen Fakultäten es rundweg ablehnten, mit einer solchen Sache sich zu befassen, die anderen ein für

die Anklage sehr wenig günstiges Gutachten abgaben; und doch waren diese Fakultäten gut lutheranisch. Nun fand die Landschaft einen Ausweg, indem sie riet, die Akten an eine katholische Hochschule als in dieser Sache ganz unparteiisch zu senden, und die Jesuitenhochschule Prag dazu vorschlug. Der Administrator seinerseits machte die ganze Sache zu einer Staatsfrage und bestritt dem Reichskammergericht das Recht, in Kursachsen etwas zu sagen. Aber auch diese Wege führten nicht zum Ziel, da das Reichskammergericht darauf bestand, dem Kanzler müsse sein Recht werden und aufs bestimmteste sogar unter Androhung der Reichsacht die Ausführung seines Mandats verlangte.

So schien die Sache für Krell nach Jahr und Tag nicht ungünstig zu stehen, und seine Ankläger fürchteten allen Ernstes, daß alle ihre Bemühungen, ihn zu verderben, umsonst seien. Da fand die Kurfürstin einen Ausweg: sie riet, die Sache dem kaiserlichen Reichshofrat vorzulegen, der neben dem gesetzlichen Kammergericht zu Speier eine Art außerordentliche Behörde war. Beide Gerichte waren auf einander eifersüchtig, und wenn eines dem anderen Abbruch thun konnte, geschah es mit Freuden. Hinter dem Reichshofrat aber stand der Kaiser, und die Kurfürstin säumte auch nicht, sich an denselben brieflich zu wenden und den Brief mit den nötigen Geschenken an Geld und Kostbarkeiten zu begleiten. Auf diese Weise hoffte man das Reichsgericht lahmzulegen. Bis freilich der Reichshofrat diese Sache in die Hand genommen hatte, konnte lange Zeit verstreichen und eine Vernehmung Krells war angesichts des Mandats des Reichskammergerichts nun doch nicht mehr zu umgehen.

Endlich nach vier vollen Jahren wurde mit ihm das

erste Verhör vorgenommen, das heißt, man begann mit der Voruntersuchung! Die Akten dieser Vernehmung wurden dann mit den anderen der Fakultät nach Tübingen gesandt. Und wieder blieb die Sache fast ein Jahr liegen, trotzdem nunmehr Krell selbst eine Beschwerde um die andere abgehen ließ, trotzdem Marsilius Bergner in Speier unablässig thätig war und Matthias Krell halb Deutschland durchreiste, um, wo nur irgend ein mächtiger Freund Krells sich befand, dessen Eintreten zu veranlassen. Doch was konnten die bestimmtesten Schreiben deutscher Fürsten und Herren an den Administrator ausrichten, wenn man sich nicht vor dem höchsten deutschen Gericht beugte! Dem Administrator wurde die ganze Krellsche Sache je länger je mehr verhaßt, und er drohte schließlich, seine schützende Hand ganz von ihm abzuziehen und ihn seinen Feinden zu überlassen. Dann aber war Krell verloren. Das war im März des Jahres 1596.

Als Matthias diese Nachricht nach Erfurt brachte, hatte Frau Krell keine Ruhe mehr. Also vom Administrator hing es ab; dieser allein konnte ihr helfen, und so beschloß sie denn trotz aller Abmahnungen, nach Sachsen zu reisen, den Administrator aufzusuchen und ihm persönlich eine Bittschrift zu übergeben, die sie Matthias Krell sofort aufzusetzen bat. Natürlich erklärte Beate, mit ihr reisen zu wollen, und Matthias konnte sie wenigstens eine Strecke weit begleiten. Dann mußte er wieder auf Bergners Wunsch nach Speier zurück.

Und so reisten denn die Frauen bei beschwerlichen Wegen im Märzsturme unter Schnee und Eis nach Sachsen zurück. Zuerst nach Torgau, wo der Administrator sich aufhielt. Aber der war schon abgereist; also ihm nach, bis sie ihn

erreichten. Endlich in Annaburg gelang dies, und nun atmete die arme, reisemüde Frau auf. Allein ihre Bitten um eine Audienz waren vergeblich; aber Margarete war entschlossen, nicht zu weichen, bis wenigstens ihre Bittschrift angenommen war.

Und so sah man eine Woche lang Tag für Tag zwei Frauen, eine ältere geführt von einer jüngeren, zum Schlosse wandern und auf der Brücke Posto fassen. Schon morgens zwischen sechs und sieben Uhr stand die Gattin des einst so mächtigen Kanzlers mit Beate am Schlosse und sprach den und jenen an, ließ rohe Scherze über sich und häßliche über Beate ergehen, und wartete, bis ihr jemand die Bittschrift abnahm. Endlich kam ein Bekannter, jener Simon Steinbach, der Postreiter, welcher das letzte Schreiben des Kurfürsten nach Weimar befördert hatte und im Hause des Kanzlers wohl bekannt war. Dieser erbarmte sich der Frauen und versprach, mit den Briefschaften, die er zu übergeben habe, auch ihre Bittschrift in das Schloß zu bringen. Voll Dankes übergab ihm Margarete ihre Bittschrift; nun mußte ja der Administrator sie vorlassen, denn sie hatte gar beweglich geschrieben und Matthias hatte noch einmal alle Rechtsgründe entwickelt. Aber sie erhielt am anderen Tage nur die magere Bescheinigung, daß ihre Bittschrift der kurfürstlichen Kanzlei übergeben worden sei. Weiter erfolgte nichts, und trostlos verließen die Frauen Annaburg. Nun aber wollte Margarete nicht mehr nach Erfurt zurück, sondern beschloß, wieder in Dresden zu bleiben und von dort aus weitere Schritte zu thun. Dies geschah denn auch zum großen Verdruß der kursächsischen Regierung. Aber um sie unschädlich zu machen, legte sie ihr Hausarrest auf und ließ alle ihre Schritte streng überwachen. Da wandte

sie sich in ihrer Not und Bedrängnis an den höchsten Ort, wo in Deutschland Recht zu erhoffen war, an den Kaiser — und das war Krells Verderben.

Denn nun übergab der Kaiser die ganze Sache an die sächsische Gerichtsbarkeit mit der elenden Begründung, beide, Ankläger und Angeklagte, haben sich an ihn gewendet und Frau Krell habe dadurch selbst anerkannt, daß das Reichskammergericht sich mit dieser Sache ferner nicht zu befassen habe! Freilich waren darüber wieder Jahre hingegangen, und nach zehnjährigem Prozeß war Krell in die Hände seiner Feinde gegeben: seine Ankläger waren nun auch seine Richter. Doch wagten sie nicht, ohne weiteres mit dem Urteil vorzugehen, da der Krellsche Handel doch zu viel Aufsehen gemacht hatte, und man doch äußerlich den Schein des Rechtes und den Anstand wahren mußte. Die Direktoren der Landschaft brachten die Sache deshalb an die böhmische Appellationskammer in Prag, ein Gericht, das nur für Böhmen zuständig war, aber jetzt unbedenklich als höchste Instanz in Anspruch genommen wurde. Mit Hilfe von einigen tausend Gulden gelang es auch den kursächsischen Vertretern, die Herren zu schneller Erledigung der Sache zu bringen, und am 6. September 1601 entschied dieser Gerichtshof im Namen des Kaisers Rudolph II. genau so wie die Kurfürstin es gewünscht hatte, „daß Angeklagter Doktor Nikolaus Krell mit seinen vielfachen bösen wider seine Pflicht fürgenommenen, daheim und mit fremden Herrschaften gebrauchten Praktiken und allerhand arglistigem schädlichem Führnehmen, so zu Recht genugsam auf ihn dargethan und erwiesen, dadurch er wider aufgerichteten Landfrieden zu Turbirung gemeines Vaterlandes Ruhe und Einigkeit ge-

handelt, sein Leib und Leben verwirkt und also anderen zum Abscheu mit dem Schwert gerechtfertigt werden sollte."

Bis dieses Urteil im amtlichen Wege ausgefertigt wurde und nach Dresden gelangte, konnten freilich wieder Wochen vergehen, und am 22. September nahm Friedrich Wilhelms Regentschaft ein Ende, denn am 23. September war Christian achtzehn Jahre alt und großjährig. Der Administrator wartete also die amtliche Ausfertigung gar nicht ab, sondern sobald das Schreiben der kurfürstlichen Kommission in Prag mit der Nachricht des gefällten Urteils eingetroffen war, was am 21. September geschah, bestätigte er das Todesurteil und beschloß so seine Regierung mit einem Unrecht, wie er sie mit einem Unrecht, der Verhaftung Krells, begonnen hatte. Krell wurde das Urteil sofort mitgeteilt; aber er war nicht gesonnen, dasselbe anzunehmen, und richtete noch am 22. September eine Verwahrung an den Administrator, worin er den juristischen Nachweis führte, daß das Urteil wider den klaren Buchstaben des deutschen und des sächsischen Rechtes und sein Vollzug deshalb einfach unmöglich sei, und in den bewegtesten Worten seine Unschuld an all den ihm zur Last gelegten Verbrechen beteuerte.

Das Schreiben kam noch am Abend des 22. September nach Dresden, wurde aber vom Administrator nicht mehr geöffnet, und als dies am 23. morgens geschah, legte er es beiseite: ihn ging es jetzt nichts mehr an. Es mußte ja Christian II. vorgelegt werden, denn dieser war nun Landesherr.

Der Administrator wußte indessen wohl, daß Christian nicht so bald an die Erledigung komme, da die Gesandten

verschiedener Staaten und österreichische Erzherzöge bereits in Dresden angekommen oder unterwegs waren, um ihm zur Thronbesteigung ihre Glückwünsche darzubringen. Da standen Feste aller Art in Aussicht, und zudem glaubte der Administrator sicher zu sein, daß Christian das Urteil nicht umstoßen werde, obgleich der junge Kurfürst gutmütigen Herzens war, was sich namentlich durch große Freigebigkeit bethätigte. Diese Gutmütigkeit hatte Christian freilich nicht von seiner Mutter geerbt, vom Vater dagegen die Neigung zum Trunke.

In der That dachte der junge achtzehnjährige Fürst am Morgen des 23. Septembers an alles andere eher, als an die Krellsche Sache. Das erste, was er als Kurfürst that, war, daß er seinen bisherigen Erzieher fortjagte, das zweite, daß er den Kellermeister zu sich befahl und ihm auftrug, ohne Säumen in der Tafelstube des Noah, die so genannt wurde nach den Tapetenbildern, welche die Wand schmückten, ein Bankett zu richten. Dann sandte er nach seinen Brüdern Johann Georg und August und befahl seine Stallmeister und einige befreundete Hofjunker zu sich. Endlich vergaß er nicht, den kleinen Peterle, seines Vaters Hofnarren, zu dem Trunke laden zu lassen. Dieser Peterle, ein kleiner buckliger Schwabe mit dem dümmsten Gesicht und dem treuesten Herzen, hatte zehn Jahre lang böse Tage gehabt. Denn der Herzog Administrator hatte seinen eigenen Hofnarren mitgebracht, der auf Peterle eifersüchtig war und ihn mißhandelte, wo er konnte. Und die Kurfürstin Sophie, die durch ihres Gemahls Anordnungen gehalten war, den Zwerg am Hofe zu dulden, war ihm auch nicht hold gesinnt. Denn alles, was sie an die Regierungszeit ihres Gatten und

seines Kanzlers mahnte, war ihr verhaßt, und von dem Narren wußte sie zudem, daß er Krell nicht weniger ergeben gewesen war als dem Kurfürsten. So erschien er ihr als das leibhaftig gewordene böse Gewissen, und sie verbot ihm, ihr je vors Angesicht zu kommen. Ihr Sohn aber hatte ein Gefallen an dem Zwerg gefunden und so eröffnete er nach der rohen Sitte der damaligen Höfe seinen Regierungsantritt mit Bestallung eines Hofnarren und Veranstaltung eines großen Trunkes.

Während auf dem Königstein ein ungerecht zum Tode Verurteilter Stunde um Stunde auf Antwort wartete, hallten die Wände der Stube im kurfürstlichen Schloß zu Dresden wider vom Geschrei der Trinkenden, und wenn der Peterle in seinem drolligen Schwäbisch einen guten oder schlechten Witz machte, so kannte der Jubel keine Grenzen. Die Gläser und Becher klangen und wurden im Wettkampfe ausgetrunken, wobei der neue Kurfürst unbestritten Sieger blieb. Seine Laune war denn auch die allerbeste, er dachte es sich herrlich, Kurfürst von Sachsen zu sein und beschloß, so einen Tag wie den anderen zu leben.

„Vetterle, Vetterle,“ rief ihm aber jetzt der Hofnarr zu, „du saufst dir die Gurgel ab, wie dein Vater selig —“

„Halt's Maul, Narr!“ schrie Christian.

„Sie sich nicht abgesoffen hat,“ vollendete Peterle. „Aber beinah',“ fügte er leise hinzu, und sein Gesicht nahm in der Erinnerung an seinen Herrn eine so trübe Miene an, daß es unwiderstehlich komisch wirkte.

„Peterle, du bist unbezahlbar!“ lachte Christian. „Da nimm dies!“ Er warf einen silbernen Becher nach seinem Gesicht. Aber Peterle wich klug aus, erhaschte mit einem

lächerlichen Sprung den Becher und barg ihn eilig in seinem Wams.

„Dank' dir, Vetterle," rief er, „aber wenn du so freigebig gegen die Narren bist, wie wirst du gegen andere sein, die —" er sah im Kreise umher.

„Die?" fragte Christian.

„Noch viel größere Narren sind als ich," vollendete Peterle. „Sauft, sauft, sauft, ihr Herren, das ist gute alte deutsche Sitte und das einzige Merkmal, an dem man in dieser jetzigen bösen Zeit euch als Deutsche erkennt. Oder habt ihr sonst noch etwas von den alten Deutschen und ihrem Gemüt? Dankbarkeit? Pah, die giebt's im Lande Sachsen nicht. Da köpft man aus Dankbarkeit, aus lauterer rechtmäßiger Dankbarkeit. Und wer sich dagegen wehrt, der wird eingesperrt. Vetter," wandte er sich an Christian und schlug ihm mit seinem Narrenkolben auf die Schulter, „wenn du den Krell köpfen lässest, seine Frau könntest wohl zusehen lassen. Seit drei Jahren ist sie jetzt in ihrem Hause verstrickt und hat kein öffentliches Schauspiel mehr gesehen, so manches auch in dieser Stadt vorgegangen —"

„Was, die Krellin ist noch immer eingesperrt?" rief Christian und fügte mit scheinbarem Ernste hinzu: „Pfui über meinen Vorgänger! Es war höchste Zeit, daß ich die Zügel der Regierung ergriff —"

„So nämlich," sagte Peterle, wickelte seine Kappe um zwei auf dem Tische stehende große Becher, schüttelte sie, daß die Schellen klangen, und rief: „Hü, Gäule, hottüh, hist 'rüber, so muß man die Zügel führen."

Unbändiges Gelächter folgte diesem Witze, und Christian

rief: „Du bist ein Kapitalschwab', Peterle! Bitt' dir eine Gnade aus oder behalt' die zwei Becher."

„Oder beides, Vetter, das ist noch besser. Denn das eine kostet dich nichts und das andere mich nichts."

„Halt, nichts da!" rief Christian. „Die Gnade oder die Becher!"

„Oha, Gäule, oha!" rief Peterle. „Für jeden Gaul eine Gnade, denn es sind zwei, dann will ich die Zügel der Regierung wieder in deine Hände legen."

„Oder aber eine Gnade und einen Becher. Doch darf mich die Gnade nichts kosten," sagte Christian.

„Also zwei Gnaden, Vetterle, oder muß ich jetzt Vetter sagen, seit du großjährig bist? Gewährst du sie?"

„Wenn sie mich nichts kosten und du nicht mein Kurfürstentum forderst."

„Dies nicht," sagte Peterle, „aber Gerechtigkeit für den Kanzler, Gnade für sein mit langwierigem Arrest beschwertes Weib!"

Obwohl Christian dem Weine sehr stark zugesprochen hatte, sah er jetzt doch scharf in das Gesicht seines Hofnarren und sagte:

„Peterle, wer hat dich angestiftet? Mische dich nicht in Sachen, die dich nichts angehen. He, Narr, wer?" wiederholte Christian, als er in das dumme, unbeweglich drein glotzende Gesicht seines Hofnarren sah.

„Dein gutes Herz, Vetter!" entgegnete Peterle.

„Sei's also!" rief Christian. „Die Krellin soll sofort der Verstrickung erledigt werden. — Wohin willst du, Peterle?" rief er dem davoneilenden Hofnarren zu.

„Der Krellin will ich's verkünden, und dann will ich

schleunigst auf den Königstein laufen und dem Kanzler sagen: Kanzler, sag' ich, zehn Jahre lang hat die Ungerechtigkeit regiert im Lande Sachsen, jetzt sitzt die Milde, die Weisheit und Gerechtigkeit auf dem Throne. Sie ist zwar im Augenblick betrunken, aber ein Fürstenwort gilt, Kanzler, das weißt du ja von unserem seligen Herrn her, um den wir beide zehn Jahre getrauert haben, du auf dem Königstein, ich bei dem Hundejungen im Stall." Er machte wieder sein trauriges Gesicht, das zum totlachen war. Dann aber sein heiterstes, das noch lächerlicher war, und rief: „Aber jetz isch nemme letz! Gelt, Kanzlerle? Juhe, jetz kriegt dui Sach' an andere Nommer! Juh!" Er warf unter dem Gelächter der Trinkenden seine Kappe in die Höhe und wollte sich eilig entfernen. Aber Christian rief: „Dageblieben, Narr! Die erste Bitte ist gewährt." Er wandte sich an einen der Hofjunker: „Miltiz, sorge dafür, daß die Krellin sofort ihres Arrestes erledigt wird."

„Gut so, Vetter," sagte der Narr. „Dein Vorgänger hat seine Regierung damit begonnen, daß er den Kanzler einsperrte — pfui, Vetter, das war ein wüster Tag, weißt noch? Der Tag, ehe sie deinen Vater selig begraben haben. Also gut, du, Vetter, fängst damit an, daß du die Krellin losläßt. Und wer A sagt, der sagt auch B, das ist die Ordnung im ABC."

„Dem Krell soll Gerechtigkeit werden," entgegnete Christian. „Aber, Narr, das ist keine Gnade; spar' du die zweite auf ein andermal. Und jetzt laß mich mit dem Krellschen Handel in Ruhe. Fort!"

Er schob den Narren unsanft hinweg, der in eine Ecke niederkauerte und in sich selbst versunken mit dem Narren-

kolben spielte. Nur einmal fuhr er aus seinem Nachsinnen auf, als Miltiz wiederkam und meldete, die Krellin sei bereits von ihrer Befreiung benachrichtigt. Da nickte er dreimal bedächtig mit dem großen Kopfe und seine treuen Augen leuchteten vor Freude. Das Gelage aber ging weiter, bis plötzlich ein Kammerjunker von dem Administrator kam, der in dessen und seiner Mutter Namen den Kurfürsten bat, in das Kanzleizimmer des Administrators hinüber zu kommen. Das war demselben nun sehr ungelegen, doch konnte er sich dem Wunsche seiner Mutter nicht wohl entziehen. Er stand also auf und bat seine Gesellen, ruhig weiter zu zechen; er werde die Regierungshandlung, zu welcher er unzweifelhaft berufen sei, so rasch als möglich erledigen und wieder bei ihnen sein.

Mit finsterer und bekümmerter Miene empfing ihn Sophie, und auch der Administrator machte ein strenges Gesicht. Neben beiden stand mit ernster Amtsmiene ein Hofprediger.

„So beginnst du deine Regierung!“ begann Sophie. „Mit einem Saufgelage, mit Stalljunkern und Hofnarren! Während die Gesandten der Fürsten und des Kaisers allbereits hier eingetroffen sind! O, Christian, was soll das werden? Hab' ich dich nicht in der rechten Religion erzogen, hab' ich dich nicht täglich gemahnt, das böse Laster des Trinkens nicht in dir Herr werden zu lassen, und nun! Du wankst, Christian!“

Der Kurfürst schaute verdutzt drein und senkte den Kopf. Er mußte erst seine Gedanken sammeln, denn die Strafrede seiner Mutter klang ihm nur wie ein ferner, halbverworrener Ton ins Herz. Die letzten Worte erst brachten

ihn so recht zum Bewußtsein seiner Lage, zugleich aber fiel ihm auch ein, daß er jetzt mündig und der Herr sei, dem es nicht wohl gezieme, sich wie ein Schulknabe abkanzeln zu lassen. Doppelt unangenehm war ihm das in Gegenwart des Administrators und des Hofpredigers. Er richtete sich deshalb stolz und steif auf und sagte:

„Nehmt's nicht so ernst, liebe Frau Mutter, daß ich ein paar Stündchen mit meinen Freunden fröhlich war. Die Gelage und Bankette gelegentlich meines Regierungsantrittes beginnen nun ja ohnedies, und da muß ich steif und ernst als Kurfürst dabei sein und alle die langweiligen Ceremonien bekomm' ich drein. Was ist's Arges? Thun doch andere Fürsten auch nichts anderes, denn ich, und solche, die älter sind als ich."

„Kurfürstliche Gnaden," begann nun der Hofprediger.

„Ihr schweigt und geht!" herrschte ihn der Kurfürst an, wandte sich an seine Mutter und sagte:

„Ich werde mir meine Hofprediger selbst wählen; versteht sich, nur durchaus rechtgläubig erfundene. Des kann die Frau Mutter sicher sein."

Sophie sah ihn an, ob er im Ernst oder im Spott rede. Es war aber Christian voller Ernst; denn er war gut lutheranisch und im Hasse gegen allen Kalvinismus erzogen worden.

„Was soll aber aus der Regierung des Landes werden, wenn Euer Liebden so anfangen?" begann nun der Administrator.

„O, ich hab' schon regiert, Liebden," entgegnete Christian. „Ich habe bereits die Freilassung der Krellin verfügt —"

„Du hast," fiel Sophie ein, „die Krellin, die Querulantin und lästige Weibsperson ihrer Verstrickung erledigt?"

„Und werde ihr gestatten, mit ihrem Gemahl zu verkehren," fuhr Christian fort, der sich augenscheinlich an dem Schrecken seiner Mutter und des Administrators weidete. Dann wandte er sich an diesen: „Hat der Krell sein Todesurteil, das Euer Liebden sehr schnell und in bemerkenswerter Eile bestätigt haben, angenommen?"

„Daran werdet Ihr nichts ändern!" rief der Administrator halb bittend, halb befehlend.

„Um Gott, Christian, welch' ein Geist ist in dir?" fügte Sophie entsetzt hinzu.

„Euer Liebden geruhen zu bedenken," sagte Christian, den Ausruf seiner Mutter überhörend, „daß ich nunmehr Herr dieses Landes bin und daß alle Sachen, die noch unerledigt sind, von mir erledigt werden."

„Das heißt, Ihr wollt meine wohlerwogenen Regierungshandlungen umstoßen?" fragte der Administrator.

„Ich werde sie selbst erwägen und gründlich erwägen," sagte Christian, der inzwischen fast ganz nüchtern geworden war und der zeigen wollte, daß der Trunk ihn nicht am Regieren hindere. „Liegen Sachen zur Unterschrift bereit?" fragte er gleichgültig und trat auf den mit allerlei Schriften bedeckten Tisch zu, setzte sich vor denselben und ergriff das nächste beste Papier. Es war die Verwahrung Krells, die er an den Administrator gesandt hatte. Christian überflog sie, sah das Datum und sagte:

„Damit haben Euer Liebden nichts mehr zu thun. Das geht nun mich an."

„Der Brief ist aber an mich gerichtet,“ wandte Friedrich Wilhelm ein.

„Nicht an Euch persönlich, sondern an das Staatsober-oberhaupt, welches das Todesurteil bestätigt hat. Ich aber habe es als der Herr dieses Landes zu vollziehen. Doch laßt sehen, was der Krell schreibt!“ Er begann zu lesen, wobei er einzelnes halblaut vor sich hinsagte und seine Bemerkungen dazu machte: ‚Hätte mich eher des Himmels Einfall denn eines solchen Urteils versehen, sintemal ich mich vor Gottes Angesicht dergleichen bösen Praktiken und Fürnahm unschuldig weiß —‘ „so beginnt jeder“ — ‚könnte den Beweis führen, daß von allem das Gegenteil wahr ist, weß man mich beschuldigt, wenn man mich nur gebührlich gehört hätte‘ — „ist nicht geschehen, Euer Liebden,“ sagte Christian scharfen Tones, „soll noch geschehen!“

„Christian, du wirst nicht —“ begann die Kurfürstin. Allein Christian schien nicht zu hören. Er las weiter, nickte dazu und gab seine Billigung in Ausdrücken, die ihm kaum ernst sein konnten, aber von der Kurfürstin mit Zittern angehört wurden; er betonte schließlich die Worte Krells, der Administrator möge bei der jungen gnädigen Herrschaft ein Fürbitter sein, daß sich dieselbe um ihres geliebten Vaters willen seiner gnädigst annehme und ihn aus seiner Not befreie.

Als Christian zu Ende gelesen hatte, legte er den Brief weg, wandte sich an seine Mutter und sagte:

„Wie wär’ es, wenn ich ihm die Freiheit gäbe und ihn außer Landes wiese? Ich achte, zehn Jahre Königstein ist Strafe genug.“

„Christian!“ Wie ein zorniger Aufschrei klang's aus Sophiens Munde. Doch Christian fuhr fort:

„Mir ist jener Abend vor zehn Jahren noch wohl in Erinnerung und was mein Vater selig zu uns sagte, mir die Hände auf den Kopf legend. Mutter, der Krell ist doch ein treuer Diener meines Vaters gewesen —“

„Sein gottloser Verführer, sein böser Geist! Hast du das je von irgend jemand anders gehört?“ rief Sophie.

„Ja, von meinem Hofnarren heute morgen,“ sagte Christian, „und mich dünkt, er hatte nicht unrecht.“ Er stand auf, legte das Schriftstück auf den Tisch und sagte feierlich:

„Wir werden die Sache noch einmal untersuchen. Euer Liebden aber wollen wir, solange Sie noch in diesem Lande weilen, nicht weiter damit behelligen. Ich will meine Regierung nicht mit einer Ungerechtigkeit beginnen, und die Vollstreckung des Urteils wird jedenfalls solange aufgeschoben, bis alle Festlichkeiten vorüber sind. Es ist in unziemlicher Eile bestätigt worden, und unziemlich wär's von mir, wenn ich es ebenso vollstrecken wollte. Doch nun genug von diesem Handel! Mich rufen andere Geschäfte ab. Gehabt Euch wohl.“

Er winkte mit der Hand und ging hinaus. Stumm sahen sich die Kurfürstin und der Herzog an. Endlich brach Sophie heraus:

„Soll uns meines Sohnes Gutmütigkeit oder sein Herrscherstolz noch in letzter Stunde um das ersehnte Gericht bringen?“

„Euer Liebden thaten nicht gut, ihn annoch als einen Unmündigen zu behandeln,“ wagte der Herzog zu tadeln.

Aber die erzürnte Frau wollte jetzt keinen Tadel hören und entgegnete spitzig:

„Euer Liebden haben aus dem Munde des jetzigen Herrschers dieses Landes deutlich vernommen, daß er nunmehr die Regierung führt.“

„Und wir beide hier nichts mehr zu sagen haben,“ ergänzte der Herzog nun ebenfalls bitter. „Darum will ich auch nach Uebergabe der Regierung wieder gehen, woher ich gekommen, hoffend, daß ein solcher Beginn der neuen Regierung zum Segen dieses Landes ausschlage.“

Der Herzog verneigte sich vor der Kurfürstin und verließ sie. Nun stand sie allein und starrte mit weit offenen Augen auf den Brief Krells hinab, der auf dem Tische lag. Plötzlich faßte sie den Brief, riß ihn in Stücke, warf dieselben zu Boden und zischte:

„Sterben muß er, und wenn ein Engel vom Himmel für ihn bäte.“

IX. Kapitel.

In Krells Haus herrschte Jubel, als der Bote Christians die Aufhebung der Haft für Frau Krell brachte, und noch mehr, weil die Erlaubnis erteilt war, mit Krell zu verkehren. Alsbald fertigte Margarete einen Boten auf den Königstein ab, welcher ihrem Gemahl einen Brief überbrachte, worin ihm die frohe Botschaft mitgeteilt und die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß sich jetzt noch alles wenden werde. Dieser Bote wurde aber von einem Reitenden der Kurfürstin überholt, der ein Schreiben an den Kommandanten trug, in welchem dieser von der Kurfürstin flehentlich gebeten wurde, ein scharfes Auge auf die Boten der Frau Krell zu haben,

sämtliche Briefe derselben zu öffnen, alle Medizin an Krell zu durchsuchen und ihn mit doppelter Sorgfalt bewachen zu lassen, damit Krell nicht entwische oder sich an seinem Leib selbst einen Schaden thue, um dem Gericht zu entgehen. Solange Krell lebend in der Gewalt Kursachsens war, solange hoffte auch die Kurfürstin, daß das Urteil an ihm vollzogen werde.

Und es gelang ihr auch, nachdem die Festlichkeiten verrauscht waren, ihren Sohn zu bestimmen, daß er gegen das Todesurteil nichts einwandte. Dieser hatte sich zudem bald überzeugt, daß die Revision des Prozesses eine sehr langwierige Sache sei, die ihm viel Unlust schaffen mußte, und daß man im Lande, besonders beim Adel nicht gut dazu gesehen hätte, wenn er Krell auf freien Fuß gesetzt hätte. Ueberdies lag ihm seine Mutter Tag für Tag an, der Gerechtigkeit den Lauf zu lassen; und als er die Gerechtigkeit der Sache in Zweifel zog, überzeugte sie ihn, daß wenn ja nicht alles recht zugegangen wäre, er dafür keine Verantwortung habe, und daß es ihm nicht gelingen werde, eine Ungerechtigkeit nachzuweisen, wo der Kaiser selbst gesprochen, den man zudem durch Nichtbeachtung seines Spruches beleidige.

Und so gab Christian in einer schwachen Stunde nach gegen das Versprechen, daß ihn seine Mutter fortan in seinen Vergnügen nicht störe, und ließ der Sache ihren Lauf. Sobald Sophie die Zusage hatte, sorgte sie dafür, daß Christian von Dresden fortkam und in anderen Städten des Landes von einem Huldigungs-Bankett zum anderen geladen wurde. Und ob all diesem Bankettieren vergaß Christian ganz und gar Krells. Daß niemand ihn mahnte, dafür hatte Sophie

genügend gesorgt, und die einzige Person, die das etwa gethan hätte, der Peterle, wußte selbst nicht, was inzwischen in Dresden vorging.

Dorthin war Krell in der Nacht vom fünften auf den sechsten Oktober geführt worden und zwar in das Gerichtsstüblein im Rathaus, wohin die zum Tod verurteilten Verbrecher gebracht zu werden pflegten. Als er aus dem Wagen stieg, sah er sich in der Morgendämmerung auf dem Marktplatz um und atmete auf. Feuchtes Nebelgeriesel betaute Dächer und Boden, aber es war doch Dresdener Luft, die er atmete. Dort linker Hand mündete die Schloßstraße in den alten Markt ein, dort stand sein Haus und in demselben harrte Margarete seiner. Auf seinen Stock gestützt, denn er war ein leiblich gebrochener Mann, schritt Krell in gebeugter Haltung dem Ratsstüblein zu; aber seine Augen leuchteten noch wie früher und die Kraft seines Geistes war nicht gebrochen. Als er in das Stüblein eintrat, lächelte er und sagte:

„Ein fein Gemach, ihr Herren, dem gegenüber, das ich zehn Jahre lang auf dem Königstein gehabt. Und nun bitt' ich euch, meiner Ehefrau meine Ankunft anzuzeigen, daß sie hierher komme; denn ihr ist gestattet worden, mich hier zu besuchen."

Krells Bitte wurde gewährt, und eine Viertelstunde nachher, als eben der junge Tag in das Stüblein schien, öffnete sich die Thüre, und Margarete trat ein. Nur einen Blick warfen sich die zehn Jahr lang getrennten Ehegatten zu, einen Blick der höchsten Freude und des tiefsten Schmerzes, dann lagen sie einander in den Armen, und ihre Thränen vermischten sich. Krell faßte sich zuerst, schob sein Weib

auf Armeslänge weg, strich ihr über das Haar, durch welches sich weiße Fäden zogen, und sagte, ihr lächelnd ins Gesicht sehend:

„Gott sei Lob und Dank, daß ich dein liebes Gesicht noch einmal sehe, ehe ich sterbe."

Auch Frau Margarete versuchte zu lächeln und sagte:

„Bin eine alte Frau geworden, Nikolaus, aus Kummer und Sorge um dein Leben —"

„Und noch immer meine schöne Liebste," sagte Krell.

„Und aus deinen Augen leuchtet noch die alte Liebe," entgegnete Margarete. „Aber um Gott, wie hat dich die Gefangenschaft geschändet!"

Sie betrachtete ihren Gemahl, dessen Gesicht zerfallen und dessen Gestalt unbehilflich und fast unbeweglich war, wie die eines Schwerkranken. Und wieder warf sie sich ihm in die Arme und flehte:

„Stirb mir nicht, liebster Doktor!"

„Ich will ja nicht, Margarete, wenn sie mich nicht gewaltsam vom Leben zum Tod bringen, ehe diese Leibeshütte von selbst zerbricht."

„Das werden sie nicht thun, das können sie nicht thun," rief Frau Margarete. „Noch gestern habe ich ein wiederholtes Gesuch um Begnadigung eingereicht —"

„Um Begnadigung?" sagte Krell. „Ich will mein Recht und werde mein Recht auch unter jetzigen Umständen noch zu finden wissen. Mir ist, als ob ich neue Kraft in mir spürte, seit du an meiner Seite bist."

„Aber komm, setze dich, armer Mann," sagte Margarete und führte Krell sorgsam an die Bank. Da setzten sie sich beide nieder und hielten ihre Hände ineinander wie Kinder,

und wieder war's eine Weile still im Gerichtsstüblein. Endlich sagte Krell:

„Aber nun rede, Margarete: rede, was du willst, nur, daß ich deine Stimme wieder höre. O Gott, du bist doch ein gnädiger und barmherziger Gott!"

Und wieviel hatte Margarete zu erzählen! Aufmerksam lauschte Krell, in seinem Gesicht arbeitete Mitleid und Groll und ab und zu warf er ein Wort hin, das den scharfsinnigen Rechtsgelehrten verriet. Jetzt erst erfuhr er ja den ganzen Verlauf seines Prozesses, hörte er, was seine Frau für ihn gethan hatte und wie die Sachen eigentlich standen. Stunden waren vergangen, bis Frau Krell nur das allernotwendigste berichtet hatte. Als sie damit fertig war, sah ihr Krell mit einem eigentümlich freudigen Blick ins Gesicht und sagte:

„Nun erst schöpfe ich neue Hoffnung. Es ist ja nicht möglich, vor keinem Gericht der Welt ist's möglich, das ungerechte Urteil an mir zu vollziehen. Der ganze Prozeß ist null und nichtig, das will ich dem Richter ins Gesicht beweisen."

„Sie werden sich aber um das Recht nichts kümmern, und ehe du es bewiesen hast, ein Ende machen," rief Margarete schaudernd. „O du kennst nicht den Haß der Kurfürstin und derer vom Adel."

„Dafür werde ich sein," entgegnete Krell. „Ich werde nochmals an den Kaiser appellieren, und wenn sie dies nicht gestatten, verlangen, daß meine neuen Einwände, wie es Rechtens ist, dem Kurfürsten vorgelegt werden müssen. Das kann kein Gericht verweigern. Und äußersten Falls — weißt du, was die sächsische Frist ist? Diese wird jedem Strauch-

dieb gewährt, sogar noch nach Vorlesung des Urteils. Sei guten Mutes, Margarete, denn ich bin ein trefflicher Jurist. Doch das ist ja in der Familie," scherzte er, „nach alledem, was du von meinem Neffen, dem Matthias, rühmst. Ist er hier, so werde ich ihm danken, und gieb acht, Margarete, wir erleben noch eine Hochzeit."

„Eh' du frei bist, nicht!" seufzte Margarete.

„Natürlich nicht, aber nachher!" sagte Krell.

„Und du bist mehr damit einverstanden, als mit dem Magister, den sie mir zum Tort jahrelang als Gesellen beigegeben, trotz all meines Bittens und Flehens, ihn von mir zu thun. Erst als er freigeworden, weiß nicht auf wessen Verwendung, bin ich seiner los geworden."

„Und jetzt ist er ein angesehener Prediger und wütet gegen die Kalvinisten, wo er nur kann. Der Matthias aber wird, wie er schreibt, heute oder morgen eintreffen, um uns beizustehen. Und auch Marsilius Bergner, der leider in Speier nichts mehr ausrichten kann, ist unterwegs, um für uns zu thun, was nur möglich."

„So mögen wir ja fröhlich die Morgensuppe essen, nach der mich jetzt hungert," sagte Krell.

„Ich meine, man bringe sie schon."

In der That öffnete sich die Thüre, aber statt eines Knechtes traten drei Pfarrer ein, der zu Dohna, Nikolaus Blume, und die beiden Dresdener Diakonen, Rudolff und Müller.

Als Krell sie erblickte, verfärbte sich sein Gesicht, und ehe noch einer der Pfarrer ein Wort sagte, fragte er:

„Wozu seid ihr gesandt."

„Euch auf den Tod vorzubereiten, zu trösten und zur Buße zu ermahnen," sagte Blume.

In Krells Augen blitzte es auf, und es war ganz der alte Kanzler, welcher scharf entgegnete:

„Wegen der Sünden, deren ich angeklagt bin, bedarf ich keiner Buße; mein Trost in meiner Betrübnis ist diese da, meine Hausfrau, und was die Vorbereitung auf den Tod betrifft, Herr Pfarrer, so fangt Ihr damit zeitig an."

„Ihr seid ein großer Sünder, Herr Doktor, darum ist's nicht zu früh, Euch auf den Tod zu bereiten, den Ihr in wenigen Tagen erleiden werdet. Ich sage Euch, thut Buße, denn Ihr seit ein schrecklicher Sakramentierer. Wißt Ihr, was das ist?" Er begann salbungsvoll: „Ein Sakramentierer ist ein solcher Mensch, der Gott und seinem Worte weder glaubt, noch vertraut, der aufgeblasen ist durch vermeinte Heiligkeit, falsche Weisheit und sonderlich fürtreffliche Geschicklichkeit vor anderen, der auch verachtet und übel verleumdet alle, die nicht seiner Meinung sind oder es mit ihm nicht halten, der auch den Menschen Christo seiner göttlichen Majestät beraubt und machet ihn gleich oder zeucht herfür, nach gewisser Maß, den Engeln und seligen Menschen, verneinet Christi Allmächtigkeit und Wahrheit, macht allgemach nacheinander Thür und Thore auf zu allen Irrtümern des Nestorius, Arius, Mohammed und ganzen Heidentums, betrüget die Obrigkeit und andere Leute, stürzt sich und die Seinen in Leibes, Lebens und der Seelen Verderben, erfüllet alle Reiche, Fürstentümer und Städte mit Groll, Haß, Aufruhr und greulichen Blutbaden, zerreißet alle heilsame Einträchtigkeit an allen Orten, und was er sonst thut, das thut er heimlicher, tückischer Weise und mit schädlicher Nachstellung,

betrüget die armen, einfältigen Leute, verleugnet, daß er sei, der er doch ist, giebt für, er sei der nicht, der er ist, verkehrt und verwandelt seine Meinung, nachdem der Wind hergehet, verlässet sich und trotzt auf menschlichen Arm, Gewalt und fleischliche Welt und nicht auf Christi Fleisch, wartet auch letzlich auf alle Gelegenheit zu entwischen und sich wieder emporzuheben."

Schweigend hatte Krell zugehört. Jetzt, als Blume innehielt, sagte er:

„Und in diesem Bilde soll ich mich wiedererkennen, Herr Pfarrer? Wessen bin ich noch schuldig?"

„Unaussprechlich viel Leid habt Ihr den Priestern zugefügt, Kirchen und Schulen habt Ihr zerstört und verwüstet. Einen Pfarrherrn habt Ihr drei Tage morden und brennen lassen. Ihr seid ärger denn der Henker gewest, Ihr habt den Henker immer wieder aufgefrischt. Und dann habt Ihr auch die Bibel verfälscht. Nun was sagt Ihr?"

Krell wandte sich an Margarete und sagte:

„Soll ich auf solche böswillige und einfältige Lügen antworten?" Dann zu Blume gewandt:

„Herr Pfarrer, wenn ich mich auch nur eines Teiles dessen, was Ihr sagt, schuldig bekennte, so stürbe ich mit Recht des schrecklichsten Todes. Weil dem aber nicht so ist, darum will ich wohl leben bleiben —"

„Ihr werdet dahinfahren in Euren Sünden!" rief Blume.

Da erhob sich Krell, trat langsam, schwerfällig einen Schritt auf Blume zu und sagte feierlich, die Hand aufs Herz legend: „Herr Pfarrer, vor Gott bin ich ein armer Sünder, aber daß ich das Geringste dessen begangen, wessen man mich hat angeklagt, das gestehe ich nun und nimmer-

mehr. Meine Ankläger müssen es am jüngsten Tag verantworten. Dahin berufe ich mich, denn mir ist bisher nur Gewalt und Unrecht geschehen. Und soll mir ferner solches geschehen, so weiß ich, der Tod wird mich nicht scheiden von Christo; denn ich weiß und mein Herz sagt mir's, daß ich ihn nicht verdient habe, mein Herz ist getrost und fürchtet sich nicht."

Er trat an den Tisch zurück und eine Weile war Stille im Zimmer. Endlich sagte Blume:

„Der Herr Doktor ist bei gebrechlichem Leibe noch starken und unbußfertigen Geistes. So werden wir bei gelegener Zeit wieder kommen und Euch Euer großen und beschwerlichen, ja des Todes würdigen Sünden überzeugen und hernach auch trösten."

Da sprang Margarete auf und rief:

„Und ich werde meines Mannes Unschuld gegen euch leidige Tröster verteidigen bis zu meinem letzten Atemzug. Und das sag' ich euch: so oft ihr kommt, werde ich auch hier sein und eure vorgebrachten Lügen zu widerlegen wissen. Und sollt' ich je meines geliebten Gatten Leib nicht vor dem Schwert retten können," ihre Stimme zitterte, aber sie faßte sich und schloß fest: „seine Unschuld und seine Ehre werde ich retten vor aller Welt." Unwillkürlich hob sie den Arm, als ob sie nach der Thüre wiese. Blume fand kein Wort, sondern verbeugte sich und ging mit den anderen ab.

Aber freilich sie kamen in den nächsten Tagen immer wieder, und manch' heißes Wortgefecht wurde ausgefochten. Und leider mußten sich Krell und Margarete mehr und mehr überzeugen, daß die Pfarrer wirkliche Todesboten waren; denn weder Bergners noch Matthias Krells Bemühen hatte

bis jetzt an dem Todesurteil das Geringste ändern können, vielmehr schienen die Richter entschlossen, es sobald als thunlich zu vollziehen. Aber noch glaubte Krell nicht an die Möglichkeit. Margarete dagegen, welche das Schlimmste befürchtete, beschloß, das letzte zu wagen, nämlich den Kurfürsten aufzusuchen und ihn um Begnadigung oder doch Aufschub zu ersuchen. So schwer es ihr fiel, den Gatten jetzt zu verlassen, so glaubte sie doch, diesen letzten Rettungsweg versuchen zu sollen. Und das umsomehr, als sie erfuhr, daß ihre Schritte bewacht wurden: man ließ sie wohl mit dem Kanzler zusammen sein, aber man wollte verhindern, daß sie die Welt aufs neue mit ihrer Beschwerde und Klage füllten oder heimliche Schriften Krells an die Oeffentlichkeit bringe. Margarete aber glaubte, man wolle sie von dem Kurfürsten fern halten, und gerade darum beschloß sie, ihn aufzusuchen. Beate ihrerseits, welche der Mutter bisher in allen Beschwerlichkeiten beigestanden hatte, wollte sie auch jetzt nicht verlassen. Und so reiste Frau Krell in der Nacht des 8. Oktobers nach schwerem Abschied von ihrem Manne heimlich mit Beate ab. Hätte sie ihr Weg über den Neumarkt geführt, so würden sie bemerkt haben, daß man das dort bereits errichtete Blutgerüst wieder abschlug, freilich nur, um es auf dem an den Neumarkt stoßenden sogenannten Judenhof wieder aufzurichten und so näher an das neue kurfürstliche Stallgebäude zu rücken. Dieses besaß eine kleine Galerie, von wo aus man nun alles, was auf diesem Schaugerüst vorging, bequem sehen und hören konnte. Die Abreise der Frauen war indessen den Spähern der Kurfürstin nicht entgangen, und bald überholte ihren Reisewagen ein Reitender mit einem Briefe der kurfürstlichen Regierung

an den Amtsschöffer zu Hayn, über welchen Ort die Reise Margaretens ging. Dieser Brief, ein Zeichen des bösen Gewissens, das man in Dresden hatte, lautete dahin, die Krellin sei anzuhalten, da zu vermuten stehe, Krell habe ihr Schriften zugesteckt; diese seien ihr abzufordern und nötigenfalls ihre sämtlichen Laden zu öffnen, alles Schriftliche darin herauszunehmen und sofort durch diesen Boten wohlverwahrt nach Dresden zu senden.

Am Nachmittag des 9. Oktobers kamen Margarete und Beate in Hayn an, beide todmüde und wie gerädert von ihrer Fahrt. In einer der elenden Herbergen des Städtchens stiegen die Frauen aus und ließen sich ein Zimmer geben, um bis zur Weiterfahrt ein wenig zu ruhen. Aber bald sah Beate, daß Margarete nicht im stande sei, heute weiterzureisen, und mit vieler Mühe überredete sie dieselbe, den Tag vollends hier zuzubringen. Margarete gab jetzt nach, da sie die Unmöglichkeit einsah, weiterzukommen, und bat nur Beate, für Papier und Feder zu sorgen, damit sie eine Bittschrift an den Kurfürsten niedersetze. Erst als sie das Nötige hierzu hatte, ward sie ruhig und ließ sich von Beate auf das Bett bringen. Da sank sie alsobald in einen unruhigen Schlummer, und Beate setzte sich an ihrem Bette nieder. Ihre Gedanken weilten in Dresden — wie mochte es dort weitergehen? Ihr Herz konnte sich noch nicht von der Hoffnung scheiden; sie vertraute immer noch der Geschicklichkeit Krells, seines Neffen und Bergners. Ueber diesem Denken und Sinnen schlief sie auch ein; plötzlich aber fuhr sie auf, denn Rossegetrab schlug an ihr Ohr. Sie eilte ans Fenster: da hielt Matthias finstern Gesichts auf schäumendem Rosse. Beate warf einen Blick auf Margarete: sie schlief

jetzt ruhig und tief. Leise ging Beate aus dem Zimmer, traf den heraufstürmenden Matthias auf der Treppe, legte die Hand auf den Mund und zog ihn in ein Nebenzimmer. Dort rief sie hastig mit unterdrückter Stimme:

„Was für Nachrichten bringt Ihr? Ich lese es auf Eurem Gesicht, schlechte. Sind Eure Bemühungen um Aufschub umsonst gewesen? Und wie gehabt sich der Vater?“

„Er verklagt vor Gottes Thron ungerechte Richter,“ rief Matthias.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Matthias, Ihr redet im Wahnsinn.“

„Ich rede die Wahrheit,“ sagte Matthias. „Mit diesen meinen leiblichen Augen hab' ich gesehen, wie ihm der Henker den Kopf abschlug, habe gesehen wie die Kurfürstin, ohne zu zucken, von der Galerie des neuen Stalles aus zuschaute, und wie sie nickte, als der Henker über die lautlose Menge hinrief: ‚Das war ein kalvinischer Streich! Seine Teufelsgesellen mögen sich wohl fürsehen, denn man schont allhier keinen.‘“

Beate schlug die Hände vors Gesicht, stieß einen Schrei aus und sank dann zusammen. Sie wäre zu Boden gefallen, wenn sie Matthias nicht gestützt hätte. Doch rasch faßte sie sich und mit thränenlosen Augen in die Leere starrend, sagte sie:

„O Gott, wie wird die Mutter das ertragen! Da setzt Euch zu mir und erzählt. Und nun sagt, was waren meines Vaters letzte Worte?“

Sie ließ sich schwer auf einen Stuhl sinken und Matthias berichtete, vor ihr stehend:

„Als sie ihm den Stab gebrochen hatten, sagte er, im

Tode noch ein treuer und gehorsamer Unterthan: ‚Wohlan, es geschehe denn in Gottes Namen der Römischen Kaiserlichen Majestät und des Kurfürsten zu Sachsen Wille; demselben will ich nicht widerstreben‘. Hierauf bat er alle, die er etwa beleidigt, inbrünstig um Verzeihung, kniete auf dem Blutgerüst nieder und betete: ‚Ach Gott, himmlischer Vater, der du mich erschaffen, Jesus Christus, der du mich erlöset, ach Gott, heiliger Geist, der du mich geheiligt, jetzt will ich dir wiederum überantworten, was du einmal geheiligt und mir in diesem Leben zugestellt hast, welches du also aufnehmen und wieder empfahen wollest‘. Und dann blitzte das Schwert auf, das die Landschaft schon vor Jahren für ihn hatte fertigen und darauf die Inschrift hatte setzen lassen: Cave Calviniane! Nimm dich in acht, Kalvinist! und dann —“

Er bedeckte die Augen mit den Händen, wie um das gräßliche Bild zu verbergen.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Und morgen werden sie ihn begraben, und der Blume wird ihm eine Leichenrede halten und wird lügen, wie alle in dieser Sache gelogen haben, als ob sie vom Vater der Lügen selbst gehetzt wären. Aber, Beate, das gelob’ ich dir in dieser Stunde: ich will all mein Vermögen daran setzen, daß deines Vaters Name ehrlich und rein dastehe vor der Welt, vor der, die jetzt lebt und künftig leben wird. Sie werden es kaum glauben, was in dem Lande, wo Luther reformiert, ein halb Jahrhundert nach seinem Tode geschehen konnte. Willst du mir helfen?“

Er bot ihr die Hand. Beate schlug ein und sagte:

„Mit allen Kräften, Matthias. Aber nun rate mir, wie sagen wir es der Mutter?"

„Geh' du zuerst hinüber, Beate, und bereite sie vor. Dann will ich kommen und berichten. Ich harre indessen hier."

Als Beate zu Margarete in das Zimmer trat, sah sie ihre Mutter am Tische sitzen und eifrig schreiben.

„Mutter," begann sie.

„Sogleich," antwortete Margarete; „nur noch den Schluß!" Sie sagte, während sie schrieb, halblaut vor sich hin: „Euer Kurfürstlichen Gnaden demütigste und gehorsamste Margarete Doktor Krellin."

„Was hast du geschrieben, Mutter?" fragte Beate.

„Die Bittschrift an den jungen Herrn, den sie bereits den Gutthätigen nennen," sagte Margarete. „Ich hab' ihm gar beweglich gedankt für seine Güte, daß er mich des langwierigen und beschwerlichen Arrestes in Gnaden entnommen hat und ihn gebeten, um Gottes Gerechtigkeit und jüngsten Gerichtes willen nicht zu verstatten, daß mit meinem armen Manne so geschwind verfahren werde. Willst du hören, was ich geschrieben habe?"

„Lies mir, Mutter!" sagte Beate, die Zeit gewinnen wollte, sich zu fassen.

Und Beate las. Aber sie hatte noch nicht geendigt, als der Amtmann von Hayn eintrat und sagte:

„Laut kurfürstlichen Befehls habe ich Euch alle dem nunmehr gerichteten Krell gehörigen Schriften abzunehmen —"

„Dem gerichteten?" sagte Margarete erstaunt. „Ihr irrt Euch, Herr Amtsschöffer. Vielmehr bitt' ich Euch,

diese Bittschrift an den Kurfürst zu bringen mir behilflich zu sein."

„Das ist zu spät," sagte der Amtmann hart; „mir ist glaubliche Nachricht geworden, daß Euer Mann bereits empfangen hat, was er verdient —"

Margarete ließ ihre Blicke von dem Amtmann auf Beates Gesicht gleiten und rief:

„Beate, sag' dem, daß er lügt und mit einer armen Witib schnöden Scherz treibt!"

„Er lügt nicht," entgegnete Beate. „Mutter, du bist eine Witib."

Einen Augenblick starrte Margarete Beate an, dann brach sie mit einem lauten Schrei zusammen. Der diensteifrige Amtmann aber befahl, während Beate Margarete auf das Bett legte, seinem Knecht, die Sachen der Frauen zu durchsuchen. Der Schrei Margaretens hatte inzwischen Matthias herbeigerufen, und plötzlich stand er vor dem Amtmann, riß sein Schwert heraus und rief:

„Wer sich der mindesten Ungebühr gegen diese Frau versieht, der hat es mit mir zu thun."

„Wer seid Ihr?" rief der Amtmann.

„Kein sächsischer Unterthan, sondern erfurtisch," antwortete Matthias. „Und nun —" er stampfte auf den Boden — „beim Blut, hinaus aus dieser Stätte, wo der Schmerz und der heilige Zorn wohnt!"

Er schwang sein Schwert, und der Amtmann fand es geraten, zu gehen.

Inzwischen kniete Beate am Bette ihrer Mutter, die endlich wieder zum Leben erwachte. Mit schwacher Stimme bat sie Matthias, ihr die fürchterliche Nachricht noch einmal

zu bestätigen, und scheinbar gefaßt hörte sie die Erzählung an, die er so schonend als möglich gab. Als er die letzten Worte Krells berichtete, da schaute Margarete wie verklärt nach oben und flüsterte:

„Nikolaus, du wirst nicht lange auf deine treue Ehefrau warten. Und ob sie auch im Himmel nicht freien und sich freien lassen, wir werden uns doch wiederfinden und nimmermehr verlieren vor dem Angesicht des gerechten Gottes.“

Sie schloß ihre Augen und sank wieder in Betäubung.

Und so lag sie mehrere Wochen in der Herberge, nur selten beim Bewußtsein. Was treue Pflege und ärztliche Kunst thun konnten, geschah; aber alles war umsonst. Wenn sie zum Bewußtsein kam, verlangte sie fort aus dem Sachsenlande in ein Land der Freiheit und Gerechtigkeit. Aber sie sah es nicht mehr, sondern starb in Sachsen, freudig und gern in fester Hoffnung auf Wiedersehen.

Matthias geleitete Beate zu seinen Verwandten nach Erfurt, und als sie sein Weib geworden war, zog er mit ihr nach Brandenburg. Dort trat bald nach ihrer Uebersiedlung Kurfürst Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis über — weder er noch seine Nachfolger haben indessen jemals einen Lutheraner verfolgt — und im Lande der Gewissensfreiheit und Gerechtigkeit erblühte jenen beiden ein spätes, aber dankbar hingenommenes Glück.

Die Jesuiten vom Asperg.

I. Kapitel.

Ein schönes Land, dieses Herzogtum Württemberg, und ein sonderlich fetter Bissen für die kaiserliche Majestät, zumal da solche Weine darin wachsen, um den Bissen hinunterzuspülen,“ mit diesem Ausruf trat der Oberstlieutenant über die schwedische Artillerie und Kommandant der Festung Asperg, Rüdiger von Waldow, an einem prächtigen Oktobermorgen des Jahres 1634 an das Fenster der Kommandantur, deren Giebel hoch genug war, um einen Ausblick über die Festungswälle zu gestatten. Und er hatte gute Gründe zu seinem Ausrufe, denn auf dem Tische stand eine schon halb geleerte Kanne des trefflichsten Neckarweines; im märkischen Sande aber, wo der Kommandant geboren war, wuchs nichts dergleichen. Auch die Reste eines reichlichen Frühmahles bewiesen, daß die Belagerung der Festung noch nicht allzu eng war und es an guten Bissen, wenigstens für den Kommandanten, noch nicht mangelte.

Die Festung Asperg war nämlich einer der wenigen festen Plätze, welche die Württemberger noch inne hatten; alles übrige Land war im Besitze der Kaiserlichen. In der

unglücklichen Schlacht bei Nördlingen im September des Jahres 1634 war der Führer der Evangelischen, Herzog Bernhard von Weimar, gänzlich geschlagen worden, und die kaiserlichen Heere ergossen sich über ganz Süddeutschland. Der Herzog von Württemberg, Eberhard III. flüchtete auf die Nachricht von der Schlacht hin sofort nach Straßburg, nachdem er das fürstliche Archiv und sein Silbergeschirr auf den Asperg in Sicherheit gebracht hatte. Kommandant der Festung war Herr Werner Dietrich von Münchingen. Auf dem Rückzuge nach dem Rheine kam Herzog Bernhard mit dem Rheingrafen Otto Ludwig auf den Asperg, befand ihn als eine so starke Festung, daß eine ganze Armee davor aufgehalten werden könne, und legte einige Hundert Mann weimarische, schwedische und rheingräfische Fußtruppen nebst etlicher Kavallerie in die Festung. Zum Kommandanten ernannte er Rüdiger von Waldow, sodaß nunmehr die Festung zwei Kommandanten hatte: einen weimarischen und einen württembergischen. Die rheingräfischen Truppen befehligte der Major Hans Philipp von Flerschheim.

Außer dem Asperg leisteten noch Widerstand die Festungen Hohentwiel, Urach, Neuffen und Schorndorf, welch letztere von dem schwedischen Obersten Taupadel verteidigt wurde; das ganze offene Land war in den Händen der Kaiserlichen. Schon im September war der ungarische König Ferdinand nach Stuttgart gekommen und hatte förmlich Besitz von dem Lande ergriffen: es war in der That für das Haus Oesterreich ein fetter Bissen, nach welchem es schon lange getrachtet hatte. Und mit dem Könige waren die Jesuiten eingerückt und hatten mit der Ausrottung des evangelischen Glaubens begonnen: gut österreichisch konnte das

ketzerische Württemberg ja nur dann werden, wenn es wieder gut katholisch gemacht wurde.

Zuvor aber galt es die Festungen zu nehmen, ehe der Kaiser sich in sicherem Besitz des Landes fühlen konnte. Und da war der Asperg mitten im Herzen des Landes, wenige Stunden von der Hauptstadt, dem Sitze der österreichischen Regierung, entfernt, am unbequemsten gelegen. König Ferdinand ritt deshalb auch selbst in die Nähe der Festung und besichtigte sie vom Osterholz aus, einem Wäldchen, das zwischen dem jetzigen Ludwigsburg und dem Asperg auf einer Höhe liegt. Kaum hatte Waldow in dem Holze etwas bemerkt, so ließ er die Kartaunen und Feldschlangen des großen runden Turmes gegen das Wäldchen spielen, sodaß die ungarische Majestät eiligst davonritt.

Waldows erste Sorge nach seiner Ernennung war, die Festungswerke zu verstärken; namentlich legte er vor dem Hauptthor einen großen Halbmond an, schaffte Proviant herauf, steckte das große Holzhaus, welches in halber Höhe des Berges stand, in Brand und that alles, was ein vorsichtiger Kommandant thun muß, ohne hierbei den anderen Kommandanten Werner von Münchingen viel zu fragen. Er betrachtete denselben vielmehr nur als den Bewahrer des fürstlichen Archivs und des Silbergeschirres, und hätte, was das letztere betrifft, auch nichts dagegen gehabt, wenn es ihm in Verwahrung gegeben worden wäre. Diese Zurücksetzung war dem württembergischen Kommandanten natürlich ärgerlich, und so lag schon von Anfang an der Keim von allerlei Zwistigkeiten in diesem Doppelregiment.

Mit Ruhe sah Rüdiger der kommenden Belagerung entgegen. Diese war dem kaiserlichen Obersten des Gallasschen

Regiments, dem Freiherrn Achilles de Soyes, übertragen worden. Da er aber zugleich die Festung Neuffen zu belagern hatte, so mußte er sich zunächst mit einer bloßen Einschließung des Asperges begnügen. Er legte seine Truppen in die Städte und Dörfer der Umgegend, nach Markgröningen, Bissingen, Bietigheim, Thamm und anderen Orten, und fast allabendliche Feuersbrünste zeigten denen auf dem Asperg, wie die Kaiserlichen daselbst hausten.

Der Kommandant seinerseits machte Ausfälle in die besetzten Orte, um die Kaiserlichen daraus zu vertreiben und Proviant zu holen, und so litten die Einwohner der Umgegend schwer unter der Einschließung, soweit sie sich nicht in die Festung geflüchtet hatten. In dieser waren bei Beginn der Einschließung an zweitausend Menschen. Sie hatten jetzt noch verhältnismäßig gute Tage; des war der reichlich besetzte Frühstückstisch des Kommandanten Zeuge, zu dem er vom Fenster wieder zurückkehrte. Er nahm einen tiefen Schluck aus dem Becher, wischte sich die Tropfen von dem blonden Schnurrbart, drehte ein paarmal den Knebelbart an seinem Kinn und ging dann in der Stube auf und ab.

Ein kurzes Klopfen an der Thüre ertönte; Waldow wendete den Kopf nach derselben und rief seinem eintretenden Leibschützen zu:

„Was giebt's, Oppermann?"

„Ein kaiserlicher Trompeter von Stuttgart ist unten und begehrt Einlaß."

„Die Augen verbinden am äußersten Thore und hereinführen!" befahl Waldow.

Oppermann ging. Waldow trank den Becher leer und murmelte:

„Was wohl die Herren Kommissäre, in deren Händen, Gott sei's geklagt, die Regierung dieses Landes ist, zu fordern haben! Wir wollen hören."

Er knöpfte sein braunes Lederkoller zu, zog den großen Spitzenkragen glatt, strich sich das bereits leicht ergrauende, reiche Haar zurecht, hängte den breiten Degen um die Schulter und ging, die Stulphandschuhe anziehend, die Treppe hinab, um den Trompeter in der großen Kommandanturstube zu empfangen. Es währte nicht lange, so wurde dieser hereingeführt und überreichte ein Schreiben des Inhalts: nachdem die österreichischen Regierungskommissäre vernommen haben, daß der Kommandant zwei Jesuiten gefangen von Regensburg mit sich auf den Asperg geführt habe, werde er hiermit dringendst aufgefordert, diese ohne Verzug und Verweilen nach Stuttgart zu senden.

Waldow las das Schreiben langsam zu Ende, legte es dann auf den Tisch, sah den Trompeter aus seinen tiefliegenden, blitzenden Augen an und sagte halb spöttisch:

„Vermeldet den Herren zu Stuttgart meinen unterthänigsten Respekt und sagt ihnen: bemeldete Jesuiter seien allerdings hierorts auf dem Asperg, aber nicht als Gefangene, sondern als Geiseln. Wollen die Herren einen Trompeter mit zweitausend wohlgezählten Gulden hierher senden, so mag weitere Verhandlung stattfinden. Tausend Gulden muß den Herrn Jesuitern, die zu Stuttgart das hohe Regiment führen, ein Jesuiter wohl wert sein. Oder sind sie im Preise gesunken, seit man derselben im Herzogtum Württemberg so

viele hat?“ fügte er leichthin dazu und winkte dem Trompeter abzutreten. Als dieser zögerte, sagte er ungeduldig:

„Etwas schriftliches braucht Ihr nicht. Richtet nur meine Worte getreulich aus! Geht!“

Kaum war der Trompeter gegangen, als Werner von Münchingen hastig eintrat und Waldow entgegenrief:

„Ihr habt Briefe von Stuttgart erhalten, Herr Obristlieutenant. Warum wird der Bote abgefertigt, ohne daß mir, dem Kommandanten, Mitteilung hiervon gemacht wird?“

Ueber das Gesicht Waldows zuckte es, wie immer wenn der Junker Münchingen ihn Obristlieutenant und nicht Kommandant nannte. Er bezwang sich aber und sagte:

„Eigenste Angelegenheit, Herr Oberst. Es betrifft die beiden Jesuiter, die ich mir hierher mitgebracht.“

„Sonst nichts?“ fragte Münchingen halb mißtrauisch.

„Sonst nichts, Herr Oberst. Habe auch keine schriftliche Antwort von mir gegeben, auf daß man nicht sage, der Kommandant der Festung Asperg handelt mit den Kaiserlichen anders denn mit seinem Degen.“

„Und wenn man kuriös fragen darf, was ist's mit diesen Jesuitern, daß ihretwegen ein Trompeter von Stuttgart kommt?“

„Was mit ihnen ist? Nichts, das geringste nicht, als daß sie Jesuiter sind. Und maßen dermalen die Jesuiter die Herren im Herzogtum Württemberg sind, so kränkt es sie, daß hier zwei in Haft gehalten werden.“

„Und mit welchem Recht, Herr Obristlieutenant?“

„Mit welchem Recht?“ entgegnete Waldow scharf. „Nehmt Ihr vielleicht ihre Partei, Herr Oberst? Doch Ihr sollt mein Recht an sie vernehmen. Als wir diesen

Sommer zu Landshut lagen, ist mir das Jesuitenkollegium daselbst zum Logement angewiesen worden. Wie billig haben die reichen Herrn Jesuiter ihr Teil an den Kontributionen auferlegt bekommen, waren aber gar lässig im Bezahlen. Wie die Kaiserlichen auf Regensburg marschierten, um selbige Stadt den Unseren wieder zu entreißen, und wir in Eile von Landshut aufbrachen, um der Stadt Sukkurs zu bringen, da waren die Kontributionen noch nicht zur Hälfte erlegt. Insbesondere fehlten noch die zweitausend Gulden, so mir zu erlegen das Jesuiterkollegium gehalten war. Ehe ich nun von Landshut gen Regensburg abmarschierte, ließ ich die Jesuiter vor mich kommen und ermahnte sie eindringlich, mir nicht weiter in besagter Kontribution hinterstellig zu bleiben. Und wie sie nun Flausen machten — die alleswissenden Herren wußten eher als wir, daß Regensburg schon über war — da nahm ich mir zwei der Herren Patres, einen langen und dürren, den Pater Ignatius, und einen kurzen und fetten, den Pater Aloysius, als Geiseln mit. Verhoffte in wenigen Tagen von Regensburg wieder zurückzukehren. Ist's meine Schuld, daß es von Landshut gen Nördlingen ging, und daß ich jetzt hier bin als Kommandant herzoglich württembergischer Veste Asperg? Wo ich aber bin, da sollen die Jesuiter auch sein, bis sie zweitausend Gulden hinterlegt haben."

„Glaubt Ihr, die österreichischen Herren zu Stuttgart werden auch nur einen Pfennig bezahlen?" sagte Werner. „Ich fürchte, Eure privaten Angelegenheiten werden nur der Festung zum Nachteil gereichen."

„Das laßt meine Sorge sein, Herr Oberst!" entgegnete Waldow kurz. „Ich gedenke dem Herzog von Württemberg

seine Veste zu bewahren und alles Vermögen dranzusetzen, daß kein Jesuiter weder hier noch zu Stuttgart das geringste daran hindere. Was ist's, Lieutenant Mühlnarkh?“ wendete er sich an einen hereintretenden jungen Offizier und ließ Werner stehen. „Gute Zeitung?“

„Nicht die beste, Herr Kommandant,“ antwortete Mühlnarkh. „Wie befohlen, ist Fähnrich Häring mit dem Bernhard Wächter in der Frühe hinausgeritten, um Botschaft nach Schorndorf zu bringen. Aber sobald sie aus der Festung kommen, ist der Wächter alsbald vom Pferde gesprungen, in die Weinberge entschlüpft und ausgerissen. Hab' dem Kerl schon lange nicht getraut, und dazu ist er gestern abend in Gesellschaft eines Jesuiters gesehen worden, die beide frei hier herumlaufen. Sie werden wohl auch bald dieses Weges gehen.“

„Dann sollen die Wachen ohne Gnade auf sie schießen!“ rief Waldow. „Und beim ersten Fluchtversuch werden sie in Ketten gelegt, das sei hiermit befohlen und soll sogleich bekannt gegeben werden.“

Der Lieutenant ging, Waldow sah ihm mit einem besonders wohlgefälligen Blick nach und sagte:

„Ein tapferer Soldat, wird noch groß Fortun machen in der Armee. Ich werde ihn zum besonderen Hüter besagter Jesuiter bestellen. Was hattet Ihr mit dem kaiserlichen Obristlieutenant von Lichtenstein, der jetzt drüben in Gröningen übel hauset, zu handeln, Herr Kommandant?“ mit diesen Worten wandte er sich wieder an Werner.

„Nichts, was das Wohl oder Wehe unserer Festung betrifft,“ antwortete Werner kühl. „Er brachte aber ein Schreiben der drei Bürgermeister von Gröningen, in welchem

alle Gröninger, so auf der Festung anwesend sind, ernstlich citiert werden, sich alsobald heimzubegeben. Insonderheit verlangt der von Lichtenstein, daß der Pfarrer und Special von Gröningen sich in seine Stadt verfüge."

„Und ich, ich habe ein Schreiben seiner fürstlichen Gnaden aus Straßburg, worin er alle hierher geflohenen Unterthanen gar beweglich ermahnt, getreu bei ihrem Landesfürsten zu bleiben und auf der Festung sich beisammen zu halten, die er in einer kleinen Zeit zu entsetzen bereit sein werde. Fürstliche Gnaden wollen nicht, daß alles das, was diese Leute hierher geflüchtet haben, dem Feinde in die Hände fällt, sodaß dadurch diese Festung nur um so bequemer könnte blockiert werden. Nichts da, Herr Kommandant! Oder wenn Ihr ja doch meint, so sagt den Geflohenen, daß sie gehen können, aber daß ich von all den Mobilien, die sie hierher gebracht, keinem das wenigste ausfolgen lassen werde. Und was den Pfarrer betrifft — ah, da kommt er ja selbst," wendete er sich freundlich an den eben eintretenden Pfarrer, Magister Wendel Bilfinger, einen würdigen Mann anfangs der vierziger Jahre. „Gute Zeit, Herr Special! Ihr wollt Reißaus nehmen, höre ich! Kann aber nicht sein. Weil ich jetzo dem Herzog von Württemberg diene und die Soldateska keinen Regimentspfarrer besitzt, so müßt Ihr allda bleiben und solche Stelle versehen, wozu Ihr besser als alle die anderen Pfaffen, die heraufgekommen, geeignet seid."

„Hochwohledler, gestrenger Herr Kommandant," begann der Pfarrer, „Ihr schlagt meine Bitte ab, ehe ich sie nur vorgebracht."

„Dafür sollt Ihr, so oft Ihr wollt, an meinem Tische essen," sagte Waldow; „geistlichen Trost kann man immer

brauchen, absonderlich meine Tochter, die mir von Tag zu Tag tiefsinniger wird."

„Verkehrt sie mit den Jesuitern?" fragte Bilfinger schnell.

„Fängt der Unglücksrabe auch an, dieses Lied zu krächzen!" rief Waldow halb belustigt, halb ärgerlich. „Ihr sorgt natürlich bereits, es möchte ein lutherisch Schäflein Eurem Stalle entrinnen! Meine Tochter aber wird dieses Schäflein schwerlich sein."

„Ich sorge allerdings, daß die Jesuiter Unheil anrichten, Herr Kommandant. Ob bei der ehrsamen, mir, meiner Frau und meinen Kindern besonders liebwerten Jungfrau Felicitas, maße ich mir nicht an zu prophezeien. Bedenkt aber, Herr Kommandant, daß nicht wenige der Soldaten sich zum Papsttum bekennen, und daß auch nicht alle Offiziere dem reinen Glauben zugethan sind, ob sie ihn gleich äußerlich bekennen."

„Deshalb sind sie um nichts schlechtere Offiziere, Pfarrer!" fuhr Waldow dazwischen.

„Solange sie nicht mit den Jesuitern zusammensitzen, wie dieser Lieutenant Donauer," fuhr Bilfinger fort.

Bei Nennung des Namens Donauer murmelte Waldow betroffen etwas vor sich hin. Bilfinger verstand nur, daß er den Namen seiner Tochter genannt hatte, nahm aber keine Notiz weiter davon und sagte:

„Ihr thätet gut daran, Herr Kommandant, wenn Ihr die Jesuiter ausliefern würdet —"

„Schweigt davon!" rief Waldow und stampfte mit dem Fuß auf den Boden, daß die Sporen klirrten. „Die Jesuiter bleiben da, bis die zweitausend Gulden gezahlt sind. Ihr aber, Herr Special, bleibt nun erst recht auch da. Sind die Jesuiter solch gefährliche Subjekte, wie Ihr wähnt, so ist's

doppelt nötig, daß ein Kirchenlicht, wie Ihr seid, Herr Special, die lutherische Gemeinde weide und wache, daß kein Einbruch der Wölfe geschieht."

Bilfinger sah den Kommandanten an. Er wußte nicht recht, ob er im Spott oder Ernst gesprochen hatte, und sagte ruhig:

„So will ich nur wünschen, daß der Herr Kommandant in seinem eigenen Hause vor ihnen wohl bewahrt bleibe."

„Und wenn sie mir meine eigene Tochter katholisch machen, ich gebe sie nicht heraus," rief Waldow. „Solange die Festung unbezwungen ist, bleiben auch die Herren Jesuiter hier und teilen unser Schicksal."

„Sagt das nicht, Herr Kommandant!" entgegnete Bilfinger. „Der Teufel schleicht umher —"

„Papperlapapp, Herr Pfarrer!" unterbrach ihn Waldow. „Wozu bin ich der Vater meiner Tochter und Kommandant dieser Festung, als um allem Teufelswerk zu wehren, wo und wie es zu Tage kommt! Ihr also bleibt hier oben. Gute Zeit, Herr Special!"

Er winkte. Bilfinger ging; auch Werner von Münchingen entfernte sich.

Waldow erledigte noch einige Angelegenheiten, aber augenscheinlich hastig und zerstreut. Sobald er sie beendet hatte, verließ er die Stube und ging wieder in den oberen Stock hinauf, wo er mit seiner Tochter wohnte. Als er in das große Zimmer eintrat, wo er Tafel zu halten pflegte, sah er seine Tochter Felicitas am Fenster sitzen und mit nachdenklichem Gesicht hinausstarren. So hatte er sie in der letzten Zeit schon oft gesehen, ohne daß er sich allzuviel

Gedanken darüber gemacht hätte. Jetzt auf einmal fiel ihm ein, daß dieses sonderbare Wesen sich seit seinem Quartier bei den Jesuiten zu Landshut bemerklich machte. Oder sollte etwas anderes daran schuldig sein? überlegte er. Wenn er genau rechnete, so war seine Tochter eine andere, seit der Rittmeister Johannes Donauer auf der Festung angekommen war. Und von diesem hatte der Pfarrer gesagt, daß er bei den Jesuiten gesehen worden sei — so führte schließlich alles wieder auf die Jesuiten zurück. Oder sollte bloß der Rittmeister daran schuldig sein? Dann war's eine gewöhnliche Liebesgeschichte; denn er hatte deutlich zu erkennen gegeben, daß ihm dieser Donauer keine angenehme Person sei. Daß auch die Jungfern immer ihren eigenen Kopf haben! Der Lieutenant Gottfried von Mühlnarkh, ein ausgesuchter Waghals, flotter Dragoner und trefflicher Schütze mit Muskete und Stücken, wäre ihm als Schwiegersohn schon der liebste von allen gewesen! Aber was fragen die Mädchen nach diesen militärischen Vorzügen, welche ihm, dem Kommandanten der Festung, freilich ungleich wichtiger sein mußten, als seiner Tochter!

Derartige Gedanken schossen ihm durch den Kopf, als er jetzt rasch auf Felicitas zutrat. Diese schrak zusammen und blickte ihren Vater fast ängstlich an. Es war ein feines, blasses Gesicht, das sich auf dem schlanken, weißen Halse erhob. Dieser war freilich nur wenig sichtbar über dem fast bis zum Kinn hinaufreichenden und bis über die weiten Aermel fallenden Spitzenkragen. Das Gesicht wurde von natürlichen, dichten, blonden Locken umrahmt, welche über die gerade Stirne fast bis auf die blauen, sanften Augen hereinfielen. Ein sinnender, nachdenklicher Ausdruck lag in diesen Augen,

soweit die in der Regel nur halb geöffneten Lider den Ausdruck derselben erkennen ließen.

Auch jetzt erhob sie die Lider nur halb, als ihr Vater nicht unfreundlich, aber mit scharfer, an das Kommandieren gewöhnter Stimme sagte:

„Was sinnierst und spintisierst du wieder, Felicitas? Das steht jungen Damen deiner Art schlecht an. Tummle dich und richte die Mahlzeit. Wir werden heute volleren Tisch haben, als sonst.“

Ehe Felicitas etwas antworten konnte, fuhr Waldow fort und sah sie dabei scharf an:

„Der Rittmeister Donauer wird da sein, auch die Brüder Mühlnarkh, der Kapitän und der Lieutenant.“

Das Gesicht der Jungfrau blieb, wie Waldow bemerkte, bei Nennung dieser Namen ganz gleichgültig. Er fuhr fort:

„Auch die beiden Jesuiter hab ich' mir zur Tafel gebeten. Man soll zu Stuttgart nicht sagen, daß sie hier übel traktiert werden. Aber bleiben müssen sie, bis sie gelöst werden. Daß sie mir keinen Unfug anrichten, dafür stehe ich, der Kommandant dieser Veste. Denkest du nicht auch so, Felicitas?“ schloß er mit Betonung.

Felicitas erwiderte mit der ihr eigenen sanften Stimme:

„Es würde einer gehorsamen Tochter nicht geziemen, an des Vaters Willen und Redlichkeit zu zweifeln.“

„So meine ich auch, Felicitas,“ sagte der Oberstlieutenant mit Nachdruck. „Des Vaters Wille ist der Tochter oberster Befehl. Und daß er nichts will, als das Allerbeste seiner Tochter, das weißt du.“

„Ich weiß es, Vater,“ sagte Felicitas und ergriff seine Hand. „Aber du bist ein rauher Kriegsmann und ich ein

schüchternes Kind. Ich passe nicht in diese Festung. Schick' mich in meine märkische Heimat zur Großmutter, die sich um ihr Enkelkind härmt und nach ihm sehnt, besonders seit die Mutter tot ist —"

„Gott hab' sie selig!" sagte Waldow mit gerührter Stimme. „Sie war ein treuredlich, fromm und aufrecht Gemüt, nur zu weich für diese eiserne Zeit. Und diese Weichheit hast du von ihr geerbt, mein Kind —"

„Ja, ich tauge nicht unter euch Männer; eure Gelage sind mir ein Greuel, und der Kriegstrompeten Ruf und der Trommeln Gerassel thut meinem Ohre weh. Mein Herz sehnt sich nach Frieden —"

„Trägst du den nicht in dir?" unterbrach sie Waldow.

„Ich ringe darnach, aber noch hab' ich den Weg nicht gefunden," antwortete Felicitas. „Schicke mich heim, Vater!" bat sie dann noch einmal und hing sich an seinen Hals, ihm voll in die Augen sehend.

Waldow machte fast zärtlich ihren Arm von seinem Halse los und sagte milde:

„Es kann nicht sein, Felicitas. Wie sollte ich jetzo ein solch zartes Täubchen durch die rohen Kriegshorden durchbringen, die dieses schöne Land verheeren!"

Felicitas richtete sich hoch auf und sagte:

„Ich bin deine Tochter, Vater."

„Eben weil du es bist, bleibe bei mir, Felicitas! 's ist nicht meine Art, weich zu sein, das weißt du, und wenn man es sein wollte, der Krieg lehrt hart, stahlhart werden. Und doch, da drin im Herzen ist etwas, das sich nach Frieden sehnt — ihr sucht's in der Religion, mir hat's deine Mutter gegeben, und seit sie tot ist, giebt es mir deine Nähe oder — der Wein."

Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und sagte dann wieder im alten Tone:

„Also du bleibst, Felicitas, um deines Vaters willen. Und wo dein Gewissen in Not ist, da hast du ja den Pfarrer von Gröningen: der weiß in solchen Sachen Rat. Wie er mir heute sagte, bist du ihm und seiner Frau sonderlich lieb. In seinem Quartier magst du immer weilen, wenn es hier in dem Kommandantenhaus nach Kriegsbrauch allzu wild zugeht. Und nun rüste mir die Tafel und sorge, daß meine Gäste wohl bedient werden.“

Er wandte sich gegen die Thüre, durch welche sein Fourierschütze eben eintrat, ein Schreiben in der Hand.

„Schon wieder ein Schreiben?“ sagte er, als er es in Empfang nahm, und runzelte die Stirn.

Rasch erbrach er es und las. Aber seine Züge erheiterten sich während des Lesens, und fröhlich sagte er:

„Das ist angenehmere Zeitung als die heute morgen. Mein alter Freund, der Rittmeister Kupferschmid — weißt du noch, Felicitas? er ist jetzt kaiserlich und dieser Festung feind — hat sein Quartier zu Gröningen drüben und begehrt mein, daß ich wie in alter Zeit mit ihm Sprach' halte und einen Trunk thue. Lädt auch etliche meiner Offiziere mit ein. Wir werden die Einladung annehmen,“ wandte er sich an Oppermann, „und gleich morgen hinüber kommen. Sag' das dem Trompeter. Oder ich will's ihm selbst zu wissen thun.“

Mit raschen Schritten verließ er das Gemach. Als er gegangen war, murmelte Felicitas:

„Er meint es gut mit mir. Aber am besten wär's, er würde mich heimschicken zur Großmutter. Ich fürchte Unglück.“

II. Kapitel.

Die Abendsonne beleuchtete die Bastionen, Wälle und Türme des Asperg, als der Kommandant mit seinen Begleitern von Markgröningen wieder dem Asperg zuritt. Sie hatten in dem Quartier des Rittmeisters Kupferschmid wacker gezecht und ließen nun ihre Rößlein langsam zwischen den Rebhügeln hintraben, welche sich zwischen dem Asperg und Markgröningen ausbreiten. Voraus ritten die jungen Offiziere, unter denselben Rittmeister Donauer, den einzuladen Waldow nicht hatte vermeiden können, und der Kapitän Philipp Jakob von Mühlnarkh. Waldow selbst ritt an der Seite des Majors von den Rheingräfischen, Hans Philipp von Flerschheim.

Als sie in den Hohlweg eingebogen hatten, der von dem Thale langsam ansteigend sich zur Festung hinaufzog, sagte Flerschheim:

„Hofft Ihr, daß wir die Feuerkugeln bekommen, so zu Stuttgart im Zeughof liegen? Mir ist bange für unsere Offiziere, deren wir allzuviele nach Stuttgart gesandt haben, absonderlich von den Meinigen. Bedenkt, daß die Jesuiter —“

„Kraut und Lot!“ unterbrach ihn Waldow, „meint Ihr, die Jesuiter zu Stuttgart haben so feine Nasen auch fürs Weltliche, daß sie allbereits verschmeckt haben, welch ein Vorrat im Zeughofe liegt? Soll ich warten, bis mit besagten Feuerkugeln unsere Festung und die Schorndorfer und andere dieses Landes angezündet und verbrannt werden?“

„Nicht also, Kamerad,“ antwortete Flerschheim; „aber in Stuttgart herrscht allzugroße Furcht. Man wird sie Euch nicht verabfolgen lassen aus Furcht, die österreichischen Herren

zu beleidigen, falls dieselben erführen, wohin die Feuerkugeln gewandert sind.“

„Dann wird man sie mit List nehmen,“ sagte Waldow lächelnd. „Derhalben habe ich den Lieutenant Mühlnarkh von den Eurigen als Führer mitgesandt und unter den anderen von den Meinigen meinen Neven, den Joachim von Waldow — sind zwei Waghälse und listige und verschlagene Soldaten, wie keine sonst. Der Mühlnarkh aber ist noch über dem Joachim. Bis wir hinaufkommen, werden sie da sein; Ihr werdet's sehen.“

„Verhoffe das Beste,“ antwortete der Major und versank in Nachdenken. Auch Waldow schwieg. Inzwischen ging es vorn unter den Offizieren lebhafter zu. Kapitän Mühlnarkh ritt an der Seite des Rittmeisters Donauer und redete lebhaft mit ihm. Beide hatten dem Weine stark zugesprochen und wogen ihre Worte nicht allzu ängstlich ab. Zuerst hatten sie von dem gestern angekommenen Trompeter gesprochen; von da aus war das Gespräch auf den Kommandanten und seine Tochter und endlich auf die Jesuiten gekommen. Mühlnarkh, der ein gewisses Mißtrauen gegen den Rittmeister nicht ganz loszubringen vermochte, erging sich in nicht gewählten Ausdrücken gegen die Jesuiten und alle, die sich etwa von ihnen regieren lassen. Donauer beachtete die gegen ihn gerichteten Worte anfangs nicht, sei's daß er ihre Spitze gar nicht merkte, sei's daß er sie absichtlich nicht bemerken wollte. Trocken erwiderte er auf Mühlnarkhs Worte:

„Wer heutzutage in deutschen Landen etwas durchsetzen will, der thut wohl daran, sich die Freundschaft der Jesuiter warm zu erhalten.“

Hastig entgegnete Mühlnarkh:

„Und wer den Frieden dieses jämmerlich verderbten deutschen Landes will, der thut wohl, die Jesuiter bis auf den letzten Mann aus Deutschland hinaus zu jagen. Ehe sie draußen sind, wird keine Ruhe und kein Frieden in Deutschland sein.“

„Habt Ihr Euch also mit der hohen Politik beschäftigt?“ fragte Donauer höhnisch.

„Die hohe Politik will ich unverwirrt lassen,“ entgegnete Mühlnarkh. „Wer aber mit dem großen Helden Gustavus Adolfus geritten ist, wie ich, Herr Rittmeister, der hat auch seine Worte behalten, die er einst zu Erfurt zu den Jesuitern gesprochen hat, als sie, Unterwürfigkeit heuchelnd, sich vor ihm niederwarfen, nachdem sie nicht gar lange vorher einen Mordversuch gegen ihn angestiftet hatten.“

„Ich bin begierig, zu hören, wie treu Euer Gedächtnis die Worte des schwedischen Königs bewahrt hat, dem freilich die Jesuiter gefährliche Mitbewerber um die deutsche Herrschaft waren, nach welcher ihn sonderlich gelüstete, wie jetzt den Herzog von Weimar —“

„Nun seid Ihr es, der hohe Politik treibt,“ antwortete Mühlnarkh. „Habt Ihr die Geheimnisse der Politik bei den Jesuitern gelernt?“ fügte er hinzu. Doch ohne Donauers Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Gustavi Adolfi Worte seien Euch nicht vorenthalten! Mein Gedächtnis hat jedes Wort des großen Königs, das ich von ihm gehört habe, festgehalten, und also sprach er zu den Jesuitern: „Für die Unruhen, die ihr verursacht, für das Blut, das ihr vergossen, werdet ihr einst vor Gottes Thron Rechenschaft ablegen müssen. Ich kenne euch mehr

als ihr glaubet; ihr seit die Urheber der Leiden Deutschlands. Eure Absichten sind bös, eure Lehre gefährlich, euer Verhalten ist strafbar. Ich rate euch, folgt dem Beispiel der anderen Geistlichen und mischt euch nicht in Staatsgeschäfte —"

„In welche sich dermalen die protestantischen Geistlichen so gut mischen, wie die Jesuiter. Was dem einen recht ist, sei auch dem anderen billig."

„Ihr seid ein Verteidiger der Jesuiter," rief Mühlnarkh. „Man wird dem Kommandanten die Augen öffnen müssen über sträfliche Umtriebe innerhalb der Festung, die Ihr zu verteidigen hier seid —"

„Tod und Teufel!" schrie Donauer. „Wer es wagt, meine Ehre anzutasten, den soll mein Degen zum Schlafen zünden."

Er riß seinen Degen heraus, Mühlnarkh that dasselbe, und ehe noch die anderen Offiziere ein begütigendes Wort sagen konnten, klirrten die Klingen aneinander. Doch in demselben Augenblick ritt Waldow, der sein Roß gespornt hatte, heran, sprengte einige Schritte vor, wandte sein Pferd mit einem raschen Ruck und rief, ihnen entgegenreitend:

„Die Waffen weg! Was soll der unnötige Zank?"

Aber die beiden Hitzköpfe gehorchten nicht. Noch einmal rief Waldow:

„Ruhe und Frieden bei meinem Zorn! Wißt ihr nicht, daß jedes Duellieren strengstens verboten ist?"

„Er hat mich beschimpft!" keuchte Donauer.

„Der Jesuiter soll sterben!" schrie Mühlnarkh.

„Auseinander oder ich schieße!" rief Waldow, sein Pferd zwischen die beiden drängend. Und als seinem

Befehle nicht sogleich gehorcht wurde, riß er die Pistole aus dem Halfter. In diesem Augenblick machte sein Pferd eine Wendung gegen Donauer, der Hahn der Pistole blieb, während er sie hob, an der roten Schärpe des Kommandanten hängen, knackte auf und wieder zu: ein Knall, und der Rittmeister Donauer sank, mitten durch den Kopf geschossen, hintenüber in die Arme Flerschheims, der eben heranritt.

„Morbleu! was hat es hier gegeben?“ rief Flerschheim, den Leichnam Donauers in den Armen haltend.

„Ein Unglück,“ erwiderte Waldow, seine Pistole betrachtend. „Ein übler Zufall hat es gefügt, daß sie losging. Ob sie den Schuldigen getroffen, wird das Kriegsgericht entscheiden. Kapitän Mühlnarkh, Ihr meldet Euch auf der Wache zum Arrest wegen verbotswidrigen Duellversuches. Und jetzt der Festung zu!“

Er wandte sein Roß und ritt langsam voran, die anderen folgten. Als der Zug am Thore der Festung angekommen war, fragte Waldow zuerst, ob die Offiziere von Stuttgart zurück seien. Bis jetzt nicht, hieß es. Ein Schatten flog über sein Gesicht: er gedachte der Bedenken Flerschheims. Es wäre ihm höchst unangenehm gewesen, wenn er seine tüchtigsten Offiziere verloren hätte. Und wenn die Oesterreicher diese in Händen gehabt hätten, so hätten sie ein Pfand besessen, das den Jesuiten gegenüber schwer in die Wagschale gefallen wäre. In übler Stimmung betrat er die Kommandantur. Und besser wurde seine Stimmung auch nicht, als hier sofort Werner von Münchingen erschien, etliche Briefe auf den Tisch legte und sagte:

„Lest, Herr Obristlieutenant! Solange Ihr mit Euren

Freunden von den Kaiserlichen Euch gütlich thut, muß ich für dieser Festung Sicherheit besorgt sein —"

„Nicht mehr als Eure Pflicht," sagte Waldow. „Wozu seid Ihr herzoglich württembergischer Kommandant! Doch nicht bloß um fürstlicher Gnaden Silbergeschirr zu hüten!"

Werner schluckte eine böse Erwiderung hinunter und sagte, während Waldow die Briefe durchflog:

„Ja, lest nur, Herr Obristlieutenant. Wenn es wahr ist, was drin steht, so ist Schorndorf über und Urach —"

„Und Hohentwiel," fuhr Waldow fort und lachte, „wie ich eben lese. Da kennt Ihr den Konrad Widerhold schlecht, Herr Kommandant, wenn Ihr glaubt, daß er diese Festung so geschwind übergebe. Ich wollte, Asperg wäre Hohentwiel, und dächte, Widerholds Silbergeschirr, das er, wie ich höre, hierher gebracht hat — Ihr seid wohl auch darüber gesetzt, Herr Kommandant? — wäre auf dem Twiel sicherer als hier. Vielleicht steht der Twiel noch unbezwungen, wenn alle anderen Festungen dieses Landes gefallen sind. Doch wir werden sehen, ob es ihm der Asperg nicht gleich thut."

Er las in dem Briefe weiter. Plötzlich zogen sich seine Augenbrauen zusammen und aufstampfend rief er:

„Kraut und Lot! Das ist ja offenbare Aufforderung zum Aufruhr! Daß der Donner diesen Schuft, diesen Bernhard Wächter, erschlüge! Woher habt Ihr diese Briefe, Herr Oberst?" wandte er sich hastig mit einem scharfen Blick an diesen. „Ich will nicht annehmen, daß der Schuft, der jetzt zu Stuttgart bei den Jesuitern gute Tage hat, es wagte, diese Briefe Euch zu senden."

„Mir nicht, Herr Obristlieutenant," entgegnete Werner

ruhig und spitzig, „aber Euer Gestrengen Schützlingen, den beiden Jesuitern, die sie, trügt nicht alles Vermuten, unter der Besatzung verbreitet haben.“

„Meinen Schützlingen?“ lachte Waldow auf. „Bläst der Wind daher, Herr Oberst? Weil ich sie gestern zur Tafel lud, sind sie meine Schützlinge! Nur weiter so, Herr Kommandant! Und weil sie meine Schützlinge und sonderlich guten Freunde sind, bin ich dann bald ein Verräter dieser Festung! Immer besser, Herr Oberst! Und stehe in geheimem Einvernehmen mit den österreichischen Kommissären und was weiß ich, was noch!“

In diesem Augenblick trat Major Flerschheim ein, reichte Waldow einen gleichen Brief, wie die, welche vor ihm lagen, und sagte:

„Diesen Brief hat man im Koller des toten Donauer gefunden.“

Waldow ließ einen Blick auf denselben fallen, und sagte zu Werner:

„Noch besser, Herr Kommandant. Nun eröffnet sich ein weit und fruchtbar Feld für allerlei Zettelungen und Meinungen. Bald wird's heißen: der Kommandant hat den Rittmeister mit Absicht erschossen, um einen lästigen Zeugen los zu haben. Weiß Gott, ich bin unschuldig an seinem Tode; aber wenn er diesen Brief bei sich trug, so hat meine Kugel vielleicht den Rechten getroffen. Wenn Ihr jedoch glaubt, Herr Kommandant, daß ich mich durch diese Dinge bewegen lasse, die Jesuiter nach Stuttgart abzuliefern, so täuscht Ihr Euch. Sie bleiben, wo ich bin, meine lieben, hochwerten Schützlinge. Das Handwerk will ich ihnen aber gründlich legen. Was den Donauer anbelangt, so soll er in

Ehren begraben werden. Sämtliche Offiziere geben ihm das Geleite auf den Kirchhof des Dorfes drunten; der Pfarrer mag einen beweglichen Sermon thun, und zweimal soll Salve geschossen werden. Man soll nicht sagen, daß man einen Toten, der sich nicht mehr verteidigen kann, schmählich verscharrt habe. Wer aber noch einmal einen solchen Brief annimmt, geht durch die Spießruten. Laßt das den Württembergischen und Rheingräfischen kund machen: meiner Weimarischen und Schweden bin ich sicher. Und noch etwas: laßt zugleich umschlagen, daß im Falle ein Soldat derhalben durch die Spieße laufen muß, die Verbreiter der Briefe hinter ihm drein gehen werden. Die Herren Jesuiter, denke ich, werden sich hüten, der Dürre wie der Fette, so sie solches vernehmen. Gute Zeit, ihr Herren!"

Er wandte sich ab und verließ das Zimmer.

Zwei Tage nachher bewegte sich der Leichenzug aus den Thoren der Festung zum Dorfe Asperg hinab, in welchem die Toten der Festung begraben wurden. Sechs Pikeniere trugen den Sarg, welchem eine Rotte Musketiere vorausschritt. Hinter dem Sarg kamen die Offiziere, voran Waldow, Münchingen und Flerschheim; dann die anderen nebst dem Pfarrer, und wieder einige Rotten Musketiere. Mit dem Feinde hatte Waldow keinen Akkord gemacht wegen des Begräbnisses, da bisher, wie nach stillschweigender Uebereinkunft, die Begräbnisse auf dem Kirchhof des Dorfes Asperg stets ungestört geblieben waren.

So gelangte auch diesmal der Leichenzug auf den Kirchhof, ohne daß sich ein Feind gezeigt hätte, und Pfarrer Bilfinger hielt eine eindringliche Rede über Prediger Salomonis Kapitel 9, Vers 12: „Auch weiß der Mensch seine

Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit einem schädlichen Hammen und wie die Vögel mit einem Strick gefangen werden, so werden auch die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt."

Die Predigt war vorüber, und die erste Salve krachte über dem offenen Grabe, da blitzte es zugleich droben auf der Festung auf und ein Schuß ertönte. Und noch einer und noch einer. Was war das? Der Kommandant hatte doch nicht befohlen, daß auch droben, wie sonst wohl geschah, zu Ehren des Toten geschossen werde. Und dem Klange nach waren es zudem scharfe Schüsse.

Während die Offiziere sich ansahen und nicht gleich wußten, was aus der Sache machen, sprengte durch das Kirchhofthor ein Reiter auf schweißtriefendem Rosse herein und rief:

„Verrat, Verrat! Rettet euch in die Festung! Die Kaiserlichen umzingeln euch von allen Seiten."

„Lieutenant Mühlnarkh!" rief Waldow. „Ihr seid zurück. Und die anderen?"

„Alle gefangen zu Stuttgart. Aber davon hernach! Wer hat dem Feinde verraten, daß heute alle Offiziere hier unten seien?"

Ehe er noch ausgeredet hatte, kam eine Mörserkugel in großem Bogen gesaust und schlug mitten in das Grab hinein, daß der Sarg in Stücke barst. Und zugleich wurde es ringsum lebendig, Trompeten erklangen und Trommeln rasselten, es war höchste Zeit, daß die Soldaten sich ordneten und den Kirchhof verließen. Rasch luden die Musketiere zum zweitenmal, aber jetzt scharf, und hinaus ging es aus dem Kirchhofe dem Berge zu. Und schon brachen droben

aus der Festung Reiter hervor, um denen drunten zu Hilfe zu kommen, und die Kanonen sandten ihre Kugeln in die immer dichter sich zusammenscharenden Feinde hinein. Langsam sich zurückziehend und schießend, gelangte das Häuflein glücklich zum Festungsthor: der Anschlag der Kaiserlichen war zunichte geworden. Sie zogen sich dann rasch auf Markgröningen, das Osterholz und Thamm zurück, und die Kugeln der Festung sandten ihnen ihre Grüße nach.

„Das war Rettung zur rechten Zeit,“ wandte sich Waldow an den Lieutenant Mühlnarkh. „Und nun gebt Bericht, wie es zu Stuttgart gegangen.“

„Ich wünschte, ich könnte dem Herrn Kommandanten besseres melden,“ antwortete Mühlnarkh, „aber zu Stuttgart steht jetzt alles unter der Furcht vor den Jesuitern, zumal da der Ausreißer, dieser Wächter, böse Händel angestellt hat wegen der beiden Jesuiter, welche der Herr Kommandant allhier gefangen hält. Denn er hat ganz Stuttgart mit seinem Geschrei und verlogenen Worten erfüllt, wie schlecht besagte Jesuiter hier gehalten werden —“

„Die sich an meiner Tafel mästen, wie männiglich weiß, und sonderliche Freunde des württembergischen Weines sind,“ unterbrach ihn der Kommandant. „Doch fahrt fort!“

„Wo wir anklopften, war allenthalben Furcht, Euch zu willfahren unter dem Vorwand, daß man es der ganzen Stadt und dem Lande dazu übel vermerken würde, Euch zu Willen zu sein. Haben uns derhalben kurz resolviert und einen feinen Anschlag auf das Zeughaus gemacht, auf daß wir mit List und Gewalt bekommen, was man uns nicht gutwillig hat geben wollen. Aber so fein der Anschlag erdacht war, derselbige Ausreißer hat ihn vereitelt, weil er

uns in unserer Vermaskerierung erkannt und alles verraten hat. Nun sitzen Eure Offiziere gefangen zu Stuttgart, und wenn Ihr sie los haben wollt, so werden sie die Jesuiter dagegen fordern."

„Haha," lachte Waldow grimmig. „Zwei Jesuiter gegen ein halb Dutzend Offiziere! Da kann's ja nicht fehlen, daß der Kommandant auswechselt. Und Ihr, Lieutenant Mühlnarkh, wie seid Ihr entronnen?"

„Durch Güte eines Stuttgarter Bürgers," antwortete Mühlnarkh, „der mich in seinem Haus verborgen hat, bis ich Gelegenheit gefunden, heimlich zu entrinnen. Nur schade um mein Rößlein, das ich lassen mußte."

„Bei nächster Gelegenheit werden wir uns einige Rößlein holen, so drunten wieder kaiserliche Convois vorbeiziehen. Dann soll das schönste Euer sein. Inzwischen nehmt Euch eines aus meinem Stall."

„Ich danke Euer Gestrengen für diese großgünstige Freundlichkeit," sagte Mühlnarkh, sich verneigend.

„Und wie habt Ihr von dem Anschlag wider uns Kenntnis erhalten?" fragte Waldow.

„Wie ich mich durch ein Gehölz bei Eglosheim durchschleiche, höre ich durch die Gebüsche eine kaiserliche Feldwache mit einem Dragonerfähnrich reden. Die Feldwache muß wohl schwerhörig gewesen sein, denn der Fähnrich hat allzulaut für mein Ohr gesprochen. Nun gilt's, ein Pferd zu erjagen. Ich lauere dem Fähnrich auf, wie er langsam durch den Wald zurückreitet, und ehe er sich's versieht, steh' ich mit einem Fuß in seinem Bügel, im nächsten Augenblick hab' ich ihn vom Pferd geworfen und so bin ich gerade noch

zu rechter Zeit gekommen. Viel weiter hätte mich das elende Roß kaum getragen."

„Die Festung und das gesamte Haus Württemberg ist Euch zu großem Dank verpflichtet," sagte Waldow. „Ich werde Eure Geschicklichkeit rühmen, so sich Gelegenheit findet, sowohl bei Herzog Bernhard als bei dem Fürsten dieses Landes. Jetzt geht und kündet Eurem Bruder, der um einer üblen Sache willen mit Arrest belegt ist, die Freiheit an, und heute mittag speisen die Herren an meiner Tafel."

Mühlnarkh verneigte sich und wollte gehen. Da sagte Waldow:

„Und wer, denkt Ihr, hat den Kaiserlichen die Sache verraten und den Anschlag eingegeben?"

„Die Jesuiter in Stuttgart schwerlich, Herr Kommandant," sagte Mühlnarkh lächelnd. „Aber es befinden sich hier ja zwei Jesuiter —"

„Die ich baldens durch die Spießruten jagen werde," sagte Waldow.

„So Ihr ihnen etwas auf den Kopf beweisen könnt," sagte Mühlnarkh. Aber das wird Euch nicht gelingen; sie sind allzu heimtückisch. Und ohne das möchte bei dermaliger Lage es unserer Festung nur Unheil bringen, so Ihr ihnen ein Haar krümmt, zumal solange Eure Offiziere in Stuttgart gefangen gehalten werden."

Waldow dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „So ist's auch gut. Lassen sie mir meine Offiziere nicht ledig, so will ich die Jesuiter gar übel traktieren, und wenn ganz Stuttgart mordio schreit. Wir wollen bald

einige kaiserliche Offiziere fangen, Herr Lieutenant; dann wechseln wir Offiziere gegen Offiziere und die Jesuiter bleiben, wo sie sind.“

III. Kapitel.

Es war am anderen Nachmittage, als Felicitas bei ihrem Vater eintrat. Ihre bekümmerte Miene fiel ihm sogleich auf. Nachdem er sie herzlich begrüßt hatte, fragte er:

„Ist dir nicht wohl, Felicitas? Deine Augen sehen überwacht aus.“

„Ich habe wenig geschlafen,“ antwortete Felicitas, „da ich mich um dich bekümmert habe.“

„Um mich?“ sagte Waldow lächelnd. „Hast du im Wechsel des Krieges noch nicht gelernt, daß dein Vater ein Soldat ist, der jederzeit bereit sein muß, daß ihn eine Kugel oder ein Säbelhieb schlafen legt? Wenn sie uns freilich gestern gefangen hätten — mort dieu, das wäre eine Freude gewesen bei den Jesuitern in Stuttgart und bei der ungarischen Majestät, die dermalen noch in Stuttgart ist und nicht gerne von dem Lande scheiden möchte, ehe der Asperg in österreichischen Händen ist. Doch das soll, will's Gott, nicht geschehen. Ein Teufelskerl, dieser Lieutenant Mühlnarkh -- he, Felicitas, mein Kind! — und ein schöner Mann dazu, wie er dem Frauenzimmer gefällt.“

Er hatte gar nicht mehr an den Kummer seiner Tochter gedacht, sobald er in den Strom der Rede gekommen war. Doch jetzt, als er sie anblickte, fiel ihm ihr Gesicht wieder auf und er sagte:

„Also um mich sorgst du dich nicht, Kind! War's viel-

leicht um den Mühlnarkh, den sie uns fast in Stuttgart gefangen hätten?"

Felicitas schüttelte den Kopf und sagte:

„Solchermaßen bin ich nicht bekümmert, das mag mir mein Vater glauben. Aber ein anderes ist's, was mein Gemüt anficht. Man sagt, du habest den Rittmeister absichtlich erschossen, weil ich ihm hold gewesen sei; andere sagen, um seiner papistischen Inklinationen willen und wieder andere geben Gründe an persönlicher Art."

„So!" unterbrach sie Waldow heftig. „Derartiges spricht man hier? Ich kann den Leuten nicht wehren, sich ihres Lästermaules zu bedienen, aber von meinem Kinde erwarte ich, daß es derartigen Lügen nicht seine Ohren öffnet. Wo hast du solche Dinge gehört? Ich will nicht glauben, bei dem Pfaffen, dem Special von Gröningen —"

„Glaube das der Vater nicht!" sagte Felicitas. „Weder er noch seine Frau haben deiner je im Bösen gedacht."

„Also wer?" fragte Waldow.

„Man spricht so in der Festung," antwortete Felicitas etwas unsicher. Dann, gleichsam sich ein Herz fassend, fügte sie hinzu:

„Auch der Pater Ignatius, der gestern hier war, that solcherlei Reden. Und der lügt nicht, ob er dir gleich aus guten Gründen nicht hold gesinnt ist."

„Der Pater Ignatius!" rief Waldow, laut auflachend. „Lügt nicht und ist ein Jesuiter!"

Dann aber sprang er, wie sich besinnend, von seinem Stuhle empor, trat auf seine Tochter zu, sah ihr scharf in die Augen, die sie jetzt wieder fast ganz mit den Lidern bedeckt hatte, und rief:

„Was hast du mit dem Pater zu schaffen und wo und wie verkehrst du mit ihm?“

„Er war gestern hier, um dir eine Sache vorzutragen,“ antwortete Felicitas. „Und da er dich nicht fand, so schenkte er ein halbes Stündchen deiner Tochter. Ist das ein Unrecht?“

„Und welcher Art Sachen hat er dir vorzutragen?“ fragte Waldow. „Dich gegen deinen Vater aufzuhetzen, ist er gekommen! Oder hat er vielleicht Dinge geistlicher Art mit dir besprochen?“

„Auch solche, Vater,“ sagte Felicitas ruhig.

„Geistliche Sachen, der Jesuiter mit dir, mit meiner Tochter?“ entgegnete Waldow.

„Wundert dich das?“ fragte Felicitas. „Mit dem Pfarrer von Gröningen rede ich auch oft über solche Dinge.“

„Der ist ein evangelischer Pfarrer und Pater Ignatius ein Jesuiter!“ sagte Waldow.

„So vernehme ich von beiden, was es der Religion halber für eine Bewandtnis hat,“ erwiderte Felicitas. „Sagt selbst, Vater, ob der urteilen kann, welcher nur einen Teil gehört hat?“

„Ich brauche keines Jesuiters Unterricht, um zu wissen, daß ich der evangelischen Sache diene, und daß das Evangelium auf Gottes Wort gegründet ist. Habe auch nicht Lust, darob mit jemand zu streiten, und vermeine, das Frauenzimmer könne füglich so gut wie der Soldat die Sache den Pfarrern überlassen. Der Special von Gröningen mag meinethalben mit den beiden Jesuitern streiten, soviel er will; ich achte, er wird ihnen den Ungrund ihrer papistischen

Meinungen dermaßen beweisen, daß er nicht widerlegt werden kann. Aber du, was willst du mit derlei Sachen? 's liegt dir freilich im Blute. Deine Mutter hat auch noch lange wegen ihres Uebertrittes zur wahren Religion etliche Skrupel gehabt. Ist aber doch fröhlich und freudig auf ihren evangelischen Glauben gestorben."

Bei Erwähnung ihrer Mutter zuckte Felicitas zusammen: ihr Vater hatte denjenigen Punkt berührt, der ihr schon oft und gerade in den letzten Zeiten schwere Gedanken gemacht hatte. Doch Waldow ließ ihr keine Zeit, weiter zu antworten, sondern fuhr fort:

„Ich hab's immer gesagt und sage es wieder: geh' zum Pfarrer, wenn du das Theologisieren nicht lassen kannst! Aber das sage ich dir: was ich als Kommandant dieser Festung thue und lasse, darüber sollst du mir keinerlei Vorhalt machen. Dir wäre gut, so du ein ehrlich, christlich Eheweib würdest. Wenn du dich nicht bald entschließest," — er sagte es in scherzhaftem Tone — „so muß ich dir einen wählen. Und dann wird bald Hochzeit gemacht, solange wir hier oben noch Proviant haben zu einem fröhlichen Festtag. Einstweilen besinne dich, welcher von meinen Offizieren oder den Rheingräfischen dir am besten gefällt, natürlich so er noch nicht Weib und Kind hat."

Er schickte sich an, zu gehen, denn sein Fourier war an der Thüre erschienen, um ihn abzuberufen. Oppermann meldete, daß ein Trommelschläger aus Stuttgart mit einem kaiserlichen Sekretär angekommen sei.

„Aha, wegen meiner Offiziere," sagte Waldow und runzelte die Stirne. „Aber dazu sendet man doch keinen

Sekretarius von der Regierung! Was sie nur schon wieder wollen in Stuttgart!"

Er ging auf die Kommandantur hinab und ließ sich den Sekretär vorführen. Derselbe überreichte ihm einige Schreiben, die an den Kommandanten adressiert waren, und zugleich ein solches für den Special von Gröningen, Herrn Magister Wendel Bilfinger.

Waldow befahl, den Sekretär abzuführen und zu bewirten, und ließ den Pfarrer holen. Während dessen öffnete er ein Schreiben mit dem Siegel der königlich ungarischen Majestät, trat an das Fenster, durch welches die Abendsonne des kurzen Wintertages hereinschien, und begann zu lesen. Er war eben fertig, als Pfarrer Bilfinger hereintrat.

„Dort auf dem Tische liegt ein Schreiben aus Stuttgart für Euch, Herr Pfarrer," sagte Waldow. „Lest, solange ich meine Schreiben lese!"

Eine Weile war es still im Zimmer. Dann sagte Waldow:

„Nun, Herr Pfarrer, was will man von Euch? Man hat wohl in derselben Sache ein Anliegen an Euch, die man mir hier fürträgt, erstens von seiten der ungarischen Majestät, dann von dem, was noch württembergische Regierung in Stuttgart heißen mag, und endlich von Euren Kollegen zu Stuttgart —"

„Als welche von der österreichischen Regierung hart bedräut werden, daß sie die Freigabe der beiden Jesuiter dahier erwirken sollen; denn wenn sie nicht ledig würden, so würde man in gleicher Art gegen sie verfahren. Bitten mich darum inständig in ihrem Schreiben, daß ich all mein Vermögen daransetze, den wohledlen und gestrengen Herrn

Kommandanten dahin zu bewegen, daß er obbemeldete Jesuiter losgebe, zumal da jetzt eben eine schickliche Gelegenheit gegenwärtig wegen der gefangenen Offiziere, so sich zu Stuttgart befinden."

„So also steht's?" sagte Waldow und schob dem Pfarrer das an ihn gerichtete Schreiben der Stuttgarter Pfarrer hin. „Lest, was die ehrwürdigen Ministri und Konsistoriales zu Stuttgart schreiben."

Er ging mit großen Schritten nachdenkend im Zimmer auf und ab, während der Pfarrer das Schreiben in die Hand nahm und las:

‚Wohledler Gestrenger! Ew. Gestrengen sei unser bereitwillige Dienst neben unserem andächtigen Gebet jederzeit bevor. Insonders großgünstiger Herr, was dieser Tage von jetzo anwesender kön. Mayestät einem aus unserem Mittel per Dekretum notifizieret und befohlen worden, das haben Ew. Gestr. aus hiebeiliegender Abschrift mit mehrerem großgünstig zu vernehmen. Obwohl nun uns Unterzeichneten ohnbewußt, was es mit den 2 angedüttenen Herrn Patribus ihrer Gefangenschaft, ranzion und tractation für eigentliche Bewandnus hat: neben dem wir auch sonsten für unsere Personen weder insgesamt noch besonders kein Interesse dabei haben: weilen jedoch wegen höchstgedachter königl. May. uns allergnädigst anbefohlen worden, nach Mitteln zu trachten, wie solche beide Herrn Patres wieder liberiert und auf freien Fuß gebracht werden möchten, als haben demselben wie billig gehorsamst Folge zu thun an Ew. Gestr. hierunter alsobald zu schreiben und gegenwärtigen zu derselben abzuordnen und zugleich dienstlich angelegensten Fleißes zu bitten, nicht

unterlassen sollen, Sie geruheten dies Werk wohl und reiflich zu beherzigen und es Ew. Gestr. gegen dem Ministerio tragender hochberühmter guter affection nach dahin großgünstig zu richten, damit gedachte beede Herrn Patres ohne Entgeltnus fürdersamb wieder auf freien, sicheren Fuß gestellt, hierunter so wol Sie als wir mit sonderm großgnädigem Bedacht, und also dies Orts alle besorgende Ungelegenheit abgewendet und behütet werden möchten. Das wöllen unsers Teils mit unserm eifrigen Gebet zu Gott und unsern zwar wenigen Diensten wir die Tag unseres Lebens zu erkennen und zu rühmen nicht vergessen. Hierüber von Ew. Gestr. bei diesem Abgeordneten großg. willfahrige Antwort uns unverdienstlich getröstend und derohalben zu beharrlichen Großgunsten uns und das ganze Ministerium auch göttlichen Gnaden und Schutz uns allerseits bestes Fleiß empfehlend.

Ew. Gestr. dienst- und bereitwillige
Konsistoriales und Ministri zu Stuttgart.‘

Bilfinger überflog die Namen der acht Stuttgarter Pfarrer und Konsistorialräte, welche unterschrieben hatten. Es waren dieselben, die auch an ihn die Bitte gerichtet hatten, auf Freilassung der Jesuiten hinzuwirken. Waldow ging immer noch auf und ab. Jetzt blieb er stehen und sagte:

„Nun, Herr Pfarrer, soll ich um Eurer Kollegen zu Stuttgart willen dem Kaiser willfahren? Oder was kann ihnen geschehen, wenn ich's nicht thue?“

„Darüber haben mich meine Herrn Kollegen in ihrem Schreiben aufgeklärt; auch sonst sind mir in den letzten Tagen

üble Nachrichten zugekommen, wie es in Stuttgart zugeht. Bereits haben die Jesuiter die Stiftskirche zu Stuttgart in ihre Gewalt genommen und halten papistischen Gottesdienst daselbst. Nur mit großer Mühe und Not haben die Evangelischen es erlangt, daß daselbst nachmittags evangelischer Gottesdienst gehalten werden darf. Nun drohen sie, die Evangelischen ganz aus der Kirche zu weisen. Haben auch bereits einen Jesuitenpater in besagter Kirche begraben und mit Schändung des Epitaphii unseres hochseligen Prälaten und Reformators Johannes Brenzii groß Aergernis erregt. Drohen, daß sie denselben Ketzer wollen ausgraben und seine Gebeine verbrennen lassen. Werden wohl einen der ihrigen in selbiges teure Grab begraben*) —"

„Nur gut, daß wir Evangelischen keine Reliquien anbeten," unterbrach ihn Waldow mit grimmigem Lachen, „sonst möchten in Jahr und Tag vermoderte Jesuitenknochen zu sonderlichem Ansehen kommen, statt der ehrwürdigen Ueberreste des Johannes Brenz. Doch fahrt fort! Was weiter?"

„Drohen, die Herren Konsistoriales von ihren Aemtern zu stoßen und sich selbst an die Stelle zu setzen, und haben ihr Auge geworfen auf die Pfründen der Stifter, damit sie von denselben eine jesuitische Erziehungsanstalt zu Stuttgart errichten —"

„Und das alles," fuhr Waldow dazwischen, „meinen die Herren Konsistoriales zu Stuttgart, werde abgewendet

---

*) Geschah wirklich im Jahre 1637. In das Grab des Reformators wurde ein Jesuit, Eusebius Reeb, gelegt.

werden, wenn ich die zwei Jesuiter erledige? Glaubt mir, Herr Pfarrer, ich kenne die Jesuiter: von allen Versprechungen wird trotzdem nichts gehalten werden, und alle ihre Drohungen werden sie ausführen. Und dazu soll ich ihnen noch meine zwei Jesuiter senden, damit die Unterdrücker evangelischen Glaubens und evangelischer Freiheit zwei weitere Gesellen zu ihrem verderblichen Werk haben? Nein, Herr Pfarrer, so geschwind geht das nicht. Wenn nur meine gefangenen Offiziere nicht wären!"

Er hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort:

„Geht, Herr Pfarrer, und antwortet Euren Kollegen zu Stuttgart, daß Ihr mir das Anliegen derselben eindringlichst vorgetragen habt, und daß es nicht Eure Schuld sei, wenn ich die Jesuiter nicht erledige."

Der Pfarrer verneigte sich und ging. Als er fort war, traten Werner von Münchingen und Major Flerschheim bei Waldow ein. Der Kommandant trug ihnen die Sache vor, und Münchingen riet dringend zum Nachgeben. Als er aber davon redete, daß man es bei einer etwaigen Kapitulation werde büßen müssen, fuhr Waldow auf:

„Soweit ist's Gott sei Dank noch lange nicht; soll auch wohl nie soweit kommen, was in meinem Vermögen steht, und wenn Euer Herr zu Straßburg diejenige Hilfe senden wird, die er uns nun schon oft verheißen hat."

„Ihr zweifelt an dem guten Willen Seiner fürstlichen Gnaden, meines gnädigen Herrn?" fragte Münchingen spitzig.

„Der mein Herr jetzo ist wie der Eure," sagte Waldow kühl. „An seinem Willen zweifle ich nicht, wohl aber an der Ausführung. Er ist ja in so bedrängter Lage zu Straß-

burg, daß es not thäte, wir sendeten ihm Geld, nur damit er standesgemäß zu leben vermag.“

„Also hofft Ihr auf keinen Ersatz?“ fragte Münchingen, „und weist doch den Gedanken einer glimpflichen Kapitulation von Euch!“

„Einer glimpflichen und einer unglimpflichen, unter favorablen Konditionen oder nicht, Herr Oberst. Ich bin allhier der Krone Schweden bestellter Obristlieutenant und Kommandant der Festung und darum geziemt es mir nicht, an eine Kapitulation zu denken, geschweige von ihr zu reden. Was ist Eure Meinung, Flerschheim?“ wandte er sich an diesen.

Aber auch Flerschheim sprach zu, daß er dem König von Ungarn willfahren solle, vor allem aus Rücksicht auf die Offiziere. Ob eine solche schickliche Gelegenheit, sie zu lösen, wiederkommen werde, sei fraglich. Und so drangen beide in ihn, die Jesuiten gegen die Offiziere frei zu geben und auf seine zweitausend Gulden zu verzichten, sodaß Waldow zuletzt halb und halb geneigt war, nachzugeben, zumal er nicht den Schein erwecken wollte, als liege ihm an dem Gelde mehr, denn an seinen besten Offizieren. Aber noch war er nicht ganz entschlossen. Er entließ die beiden und rief seinen Fourier.

„Oppermann,“ fragte er, „was thut der Herr Sekretarius?“

„Er läßt sich Euer Gnaden Weine sowie das Wildpret trefflich munden, und die Herren Offiziere, die Ihr ihm zur Gesellschaft gegeben habt, nicht minder. Hab' ich recht gesehen, so ist ihm der Wein bereits zu Kopf gestiegen.“

„Hm," machte Waldow und plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen.

„Oppermann," sagte er, „hole vom Besten und Stärksten und sorge, daß der Herr Sekretarius heute abend nicht mehr zu Pferd steigen kann. Auch den Trommler laß bewirten, daß er eine Trommel nicht mehr von einer Trompete zu unterscheiden vermag. Und nun geh' und sende mir den Lieutenant Mühlnarkh!"

Als Mühlnarkh kam, setzte ihm Waldow auseinander, um was es sich handle und schloß:

„Es wär' ein sonderlich artiger Possen, den ich den Jesuitern und der ungarischen Majestät anthun könnte, wenn ich die zu Stuttgart gefangenen Offiziere ohne ihr Wissen und Willen mit List herausbekommen könnte. Was meint Ihr dazu, Mühlnarkh? Traut Ihr Euch, sofort in irgend einer Verkleidung nach Stuttgart zu reiten — Ihr macht die zwei Meilen auch bei Nacht auf meinem Rappen in kaum einer Stunde — und zu erkunden, wo und wie die Offiziere gehalten werden, und ob es möglich ist, sie heimlich aus der Stadt zu bringen?"

„Ich traue mir alles, was das Kriegshandwerk mit sich bringt," sagte Mühlnarkh. „Befehlt, und ich reite sofort. Es sind nicht alle Stuttgarter Bürger Memmen, und derer, die bereit sind, Euch wider die ungarische Majestät zu helfen, sind nicht wenige. Ich will's versuchen."

„Fahrt mit Glück, Herr Lieutenant, und seid meiner höchsten Dankbarkeit versichert, wenn Ihr die Sache gut ausrichtet."

Mühlnarkh ging, und eine Viertelstunde später sprengte

er, reich mit Geld versehen, in der Verkleidung eines reisenden Kaufmanns aus dem Thore der Festung.

Und sein Glück verließ ihn nicht, sowenig wie ihn sein Zutrauen zu den Stuttgarter Bürgern täuschte. Derselbe Bürger, der ihn gerettet hatte, war ihm mit etlichen anderen behilflich, die Offiziere zu befreien. Es gelang ihnen, samt ihren Dienern auf dem Bollwerk über die Mauern hinauszukommen, und ehe die Sonne des nächsten Morgens auf das weinschwere Haupt des kaiserlichen Sekretärs fiel, waren sie alle wohlbehalten auf dem Asperg.

Als der Kommandant, welcher eine schlaflose Nacht verbracht hatte, noch zu Bette lag, stürmte sein Neffe, der Dragonerfähnrich Joachim von Waldow, in sein Schlafzimmer und rief:

„Da sind wir, Oheim! Der Sutor, der Pleß, der Wiltenstein, wir alle; deine Jesuiter kannst du nun traktieren nach Belieben."

„Gott sei gelobt!" rief Waldow und fuhr aus dem Bette. „Nun wollen wir ehestens den Herrn Sekretär abfertigen."

Als dieser vor dem Kommandanten erschien, erhielt er seine Antwortschreiben und dazu den mündlichen Auftrag: wenn der Kommandant der Regierung zu Stuttgart in irgend etwas sonsten zu Diensten sein könne, so geschehe es willig und gerne. Die Jesuiten aber bleiben auf dem Asperg, bis die zweitausend Gulden für sie erlegt seien.

IV. Kapitel.

Es war nicht das letzte Mal, daß Gesandte von Stuttgart kamen, um die Auslieferung der Jesuiten zu verlangen.

Noch mehrmals im Verlauf des Winters erschienen Trompeter vor der Festung. Da riß endlich dem Kommandanten die Geduld. Er erklärte: wenn noch einmal ein Gesandter in dieser Sache komme, ohne baare zweitausend Gulden mitzubringen, so werde er noch in Anwesenheit desselben die beiden Jesuiten im Hofe der Festung hängen lassen, wovon der Gesandte sich dann selbst überzeugen und nach eigenstem Augenscheine gen Stuttgart berichten könne.

Als das Schreiben mit diesem Inhalt in Stuttgart bekannt geworden war, hatte der Kommandant Ruhe vor allen weiteren Schritten betreffend die Jesuiten.

Die Belagerung der Festung zog sich den Winter über hin: von einer eigentlichen Blockierung und Beschießung war noch keine Rede. Die Kaiserlichen begnügten sich, die um die Festung herumliegenden Dörfer zu zerstören, und im November und Dezember sah man von der Festung aus fast alle Tage brennende Dörfer und Höfe. Sogar das unmittelbar unter der Festung gelegene Dorf Asperg, in welchem ein Teil der Besatzung lag, wurde ein Raub der Flammen. In einer finsteren Nacht, bei starkem Nebel und heftigem Winde umstellten die Kaiserlichen in aller Stille das Dorf, und als es gegen Morgen ging, schlugen die Flammen an vier Enden des Dorfes empor. Doch hatte der kaiserliche Obristlieutenant Liechtenstein, ein Vetter des württembergischen Kommandanten Werner von Münchingen, soviel Menschlichkeit, den Bewohnern Aspergs vorher kund zu thun: sobald in einer Nacht die Trommeln gerührt würden, sollten sie ohne Verzug sich an sichere Orte begeben und fliehen. So vermochten sich die Bauern und die schwedische Besatzung zu retten; das Dorf aber ging in Flammen auf, und der Wind trug die

Funken wie einen feurigen Regen empor, sodaß sogar die Festung in Gefahr kam. Am anderen Tage stand vom ganzen Dorfe nur noch ein Haus, das dem württembergischen Kommissär auf der Festung, Herrn Jeremias Godelmann, gehörte. Auch dieses wurde von den Kaiserlichen niedergebrannt.

Gegen Ende Dezember kamen Offiziere von Schorndorf, das sich hatte ergeben müssen, auf dem Asperg an, und jetzt schien auch die Belagerung eine ernstlichere zu werden.

Bereits ließ der Kommandant von Markgröningen seinem Vetter Werner von Münchingen sagen, er solle sich mit Weib und Kind von der Festung wegbegeben, denn er habe den Befehl von dem kaiserlichen General Gallas, nunmehr den Asperg mit allem Ernst anzugreifen, und wenn die Festung im Sturm erobert werde, keines Menschen zu verschonen. Da zugleich aber wieder ein Bote von Straßburg kam, welcher die Nachricht brachte, in den nächsten Tagen werde vom Rheine her Ersatz eintreffen, so ließ Werner seinem Vetter freundvetterlichst sagen: er solle nur kommen; Kraut und Loth werde ihm mitgeteilt werden, soviel auf der Festung vorhanden sei.

Nun versuchten die Kaiserlichen, die Festung dadurch zu gewinnen, daß sie die Soldaten gegen ihre Offiziere zur Meuterei aufreizten. Unmittelbar vor der Festung fand man auf Pfähle gesteckte Briefe, ja selbst innerhalb der Festung lagen sie da und dort, in welchen die Soldaten mit nackten Worten aufgefordert wurden, ihren Offizieren die Hälse zu brechen, die Festung auszuplündern und den Kaiserlichen zu überliefern. Dafür werden sie von den Kaiserlichen gutes Quartier und Sold für drei Monate bekommen.

Als dem Kommandanten ein solcher Brief gebracht wurde, ließ er sofort seine Offiziere versammeln und hielt mit ihnen Kriegsrat. Die Offiziere konnten sich nicht verhehlen, daß die Soldateska in vieler Beziehung schwierig war, zumal da die Lebensmittel anfingen im Preise zu steigen und knapp zu werden. Auch die strenge, rücksichtslose Art des Kommandanten Waldow gefiel den Soldaten nicht, und der Tod des Rittmeisters Donauer, der bei seinen Untergebenen beliebt gewesen war, hatte zu allerlei bösen Reden über den Kommandanten Anlaß gegeben. Soweit die Soldaten katholischer Konfession waren, standen sie überdies unter dem Einflusse der Jesuiten. Viele waren schon ausgerissen und zum Feinde übergegangen.

So ging denn der Beschluß dahin, daß man gütlich mit den Soldaten rede und ihnen nicht bloß höheren Sold und richtige Auszahlung verspreche, sondern auch sogleich einem jeden einige Gulden auszahle. Das war freilich nicht ganz im Sinne Waldows, der in der Schule Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar die strenge schwedische Manneszucht gelernt hatte und diese am liebsten auch unter den jetzigen Umständen aufrecht erhalten hätte. Er selbst freilich war allzusehr ein Freund der Tafel und eines guten Trunkes, als daß er seinen Untergebenen hätte in diesem Stück ein Beispiel sein können. Daß man aber die Soldaten mit einer Geldgabe gewinne, wollte ihm umsoweniger gefallen, als es sehr an Geld fehlte. Und zudem fürchtete er, daß, wenn einmal mit solchen Gaben der Anfang gemacht sei, die Soldaten ihre Forderungen immer mehr steigern würden. Deshalb sagte er:

„Aber woher wollen wir das Geld nehmen, Ihr

Herren? Das herzogliche Silbergeschirr ist in der guten Verwahrung des Herrn Obersten; die Schätze des Kommandanten Widerhold zu Hohentwiel will ich wohl unangetastet lassen, und die zweitausend Gulden, welche ich meine zwei gefangene Jesuiter wert achte, liegen immer noch zu Stuttgart und werden, so wie die Sachen stehen, noch eine Weile ungezahlt bleiben, sonst wollte ich wohl von dem Meinigen geben. Woher also das Geld nehmen, das zur Beschwichtung der aufgeregten Mannschaft für notwendig erachtet wird?"

Da war nun freilich guter Rat teuer. Man sann hin und her, bis endlich Waldow vorschlug, eine der Geldtruhen zu öffnen, welche von den Reichen der Umgegend auf den Asperg geflüchtet worden waren. Weil das nun württembergisch Gut war, so wollte Werner von Münchingen seine Zustimmung dazu nicht geben. Waldow aber erklärte, wenn nicht auf diese Weise Geld geschafft werde, so sei überhaupt an ein Geldgeschenk nicht zu denken, und er getraue sich auch ohne das gute Manneszucht zu halten. Nach langem Hin- und Herreden entschloß man sich nun doch dazu, eine der Truhen zu öffnen. Dies geschah sofort im Beisein aller Offiziere. Die geöffnete Truhe gehörte dem Maier vom Pulverdinger Hof bei Markgröningen und enthielt mehrere Tausend Gulden. An die Stelle derselben wurde ein von den beiden Kommandanten unterschriebener Schein gelegt, wonach der Maier in besseren Zeiten als dermalen die entnommmene Summe zu fordern habe und Württemberg zu bezahlen verpflichtet sei.

Als das Geld zu Handen war, ließ Waldow in der Festung umschlagen, daß die ganze Garnison im Hofe sich versammele, und begab sich, begleitet von allen höheren

Offizieren, in den Hof hinab. Nach dreimaligem Trommelwirbel trat er vor die Soldaten hin und redete ihnen eifrig zu, sich durch keine feindlichen Versprechungen und Lockungen von ihrer Pflicht abbringen zu lassen. Er schloß:

„Und auf daß derart Attentata fürder von den Kaiserischen nicht gemacht werden, sollen etliche Reiter die verräterischen Schreiben aufs Feld hinaustragen und der kaiserlichen Wache zu Möglingen schimpflicherweis kund thun, wie man solch unehrbar Zumuten allhier aufgenommen. Und dieweil sie vermeinen, daß auch der Sold mangle, soll jeder gemeine Mann zwei Gulden erhalten, Wachtmeister, Quartiermeister und Profoß aber zehn Gulden und darnach die anderen; der Wagenburgmeister, Trompeter und Heerpauker nicht zu vergessen. Vor allen verräterischen Intentionen aber warne ich euch und ermahne zu fernerer Beständigkeit. Ich, euer Kommandant, und alle Offiziere wollen Leib und Leben aufsetzen, daß diese Festung wider alle Feinde gehalten wird, und ob Gott will, nach wieder erlangten Viktoriis der Evangelischen wir euch bald wiederum frisch und gesund aus dieser Festung ausführen.“

Unter den Soldaten erhob sich ein Gemurmel; einige riefen Vivat, andere dagegen spotteten über die geringe Gabe: es war offenbar, daß die Worte des Kommandanten nicht den Eindruck gemacht hatten, den er erhofft hatte. Finsteren Blickes schaute Waldow auf die Soldaten hin, und ein böser Zug flog um seinen Mund, als aus dem Haufen der Rheingräfischen eine Stimme ertönte:

„Ihr sollt zwei Gulden nehmen? Eher wollt' ich ausreißen und zum Schelmen werden.“

Die Worte waren so laut gesprochen, daß sie überall

verstanden wurden. Eine unheimliche Stille trat ein. Aber sie wurde unterbrochen durch die Worte Waldows, die er an den Major Flerschheim richtete:

„Ruft Euren Regimentsprofoßen und laßt mit dem Meuterer thun nach Rechtens.“

Flerschheim winkte dem Profoßen. Aber da erhob sich unter den Soldaten ein böses Murmeln. Flerschheim rief den Namen des Profoßen, dieser regte sich nicht. Da schwoll die Ader auf der Stirn des Kommandanten und höhnisch sagte er:

„So will ich ihn rufen. Regimentsprofoß Heinrich Staudinger, tretet hierher!“

Der Profoß regte sich immer noch nicht. Im nächsten Augenblick hatte Waldow seinen Degen gezogen, war auf den Profoßen zugesprungen und hatte ihm die Klinge über den Kopf geschlagen, daß er zusammenbrach. Da verstummte das Murmeln, und laut schallte die Stimme des Kommandanten:

„Sollte es schon soweit sein auf dieser mir anvertrauten Festung, daß ein Profoß, der, was Rechtens ist, zu exekutieren hat, sich des Gehorsams weigert? Jeder soll dahinfahren, wie dieser. Und nun, wer ist's, der sich erfrecht hat, zur Meuteration hier anzureizen?“

Eine Stimme aus dem Haufen antwortete:

„Da stehen wir, wohledler Herr Kommandant. Zuerst den Rittmeister, dann den Profoßen, dann den gemeinen Mann —“

„Heraus aus dem Haufen!“ donnerte Waldow, „oder, so wahr Gott lebt, ich lasse den zweiten Mann um sein Leben würfeln.“

Mehr geschoben als freiwillig trat ein Soldat hervor. Waldow winkte die anderen Offiziere herbei und sagte mit bebender Stimme:

„Was soll dem geschehen, der in toller Weise böse und meutermachende Worte ausgestoßen hat und an dieser Festung zum Schelmen werden will?“

„Er soll arkebusiert werden!“ lautete die Antwort.

„Und das auf der Stelle!“ sagte Waldow und wandte sich an den Soldaten:

„Welcher Religion bist du?“

„Der alleinseligmachenden katholischen,“ antwortete der Soldat.

„So soll dich deine Religion heute noch selig machen,“ erwiderte Waldow. „So du päpstlicher Religion bist, willst du einen Beichtvater deiner Religion?“

„Ich begehre denselben,“ antwortete der Soldat.

Waldow wandte sich an den Lieutenant Mühlnarkh und sagte:

„Laßt einen der Jesuiter holen! Eine Viertelstunde soll der Meuterer zum Beichten haben. Dann macht fertig! Er soll von den Rheingräfischen erschossen werden.“

Dann wandte er sich an die anderen:

„Euer Geld soll euch ausgezahlt werden, heute noch. Wer aber murrt und meutert, dem geht es wie diesem, und wenn ich euch mit Falkonetten zusammenschießen lassen muß.“

Er winkte den Soldaten, daß sie entlassen seien, und ging mit langsamen Schritten seinem Quartiere zu.

Eine Viertelstunde später war das Urteil vollzogen; ein heilsamer Schrecken war in die unzuverlässigen Soldaten gefahren, und keiner wagte mehr zu meutern.

So ging der Winter hin, ohne daß die Belagerung große Fortschritte gemacht hätte. Von der Festung aus wurden häufige Ausfälle gemacht, meistens zum Zweck der Verproviantierung, und zahlreiche Scharmützel fanden statt, bei welchen bald die Kaiserlichen, bald die Asperger im Vorteil blieben. Schon gegen das Frühjahr hin fingen die Lebensmittel an, knapp zu werden, und bald stiegen sie so im Preise, daß die auf den Asperg Geflüchteten nur um viel Geld sich den Lebensunterhalt zu schaffen vermochten. Für ein einziges Kommisbrot mußten sie vier Batzen zahlen, ein Pfund Roßfleisch war kaum um sechs Kreuzer zu bekommen, eine Henne nicht unter drei Gulden. Am meisten begann Schmalz, Zucker und Salz zu mangeln: ein Pfund Zucker kostete sechs Gulden, ein Pfund Schmalz oder Butter einen Reichsthaler, ein einziger Vierling Salz vier Gulden. Zudem fehlte es an Wasser, da die Kaiserlichen den Brunnen, welcher außerhalb der Festung sich befand, vergiftet hatten. So kam es, daß allerlei Seuchen einrissen und die Leute zu Dutzenden starben.

Die Soldaten suchten sich durch Diebstahl zu helfen, und brachen bald in den Speichern, bald in den Kellern ein, wobei sie weder die Truhen des Herrn Kommandanten noch das Sauerkraut des Junkers von Münchingen verschonten. Doch gelang es Waldow immer wieder, die Manneszucht aufrecht zu erhalten.

Noch schlimmer wurde es, als Achilles de Soye zeitig im Frühjahr damit begann, daß er die Festung von allen Seiten eng einschloß und zunächst auf dem Osterholz und dann auch auf den anderen Seiten bei Eglosheim und Thamm und den Markgröninger Weinbergen Schanzen aufwerfen

ließ. Laufgraben um Laufgraben wurde ausgehoben, und alles Schießen von der Festung und alle Ausfälle konnten nicht hindern, daß die Feinde der Festung immer näher rückten. Ein Bote um den anderen wurde nach Straßburg und zu Herzog Bernhard geschickt, aber sie brachten nichts zurück als die Vertröstungen, daß man die Festung sobald als möglich entsetzen werde. Die Besatzung wurde dadurch allerdings ermutigt, sodaß sie Ausfälle um Ausfälle wagte, wobei viele Offiziere blieben: so der Kapitän Mühlnarkh, der Fähnrich Waldow und andere. Zu den Mutigsten gehörte Lieutenant Mühlnarkh, der manch eine Wunde heimbrachte: wo es einen kühnen Ausfall gab, war er dabei und immer vorne dran. Einmal traf ihn eine Kugel in den Hals und mußte herausgeschnitten werden. Doch schon einige Tage nachher wagte er ein kühnes Reiterstücklein. Eine starke kaiserliche Abteilung hatte einen Ausfall der Asperger zurückgeschlagen und sie bis an den Berg hin verfolgt. Als die kaiserlichen Reiter zurückritten, setzte einer eine Kanne mit neuem Wein mitten auf das Feld vor der Thammer Schanze und rief dem Asperger höhnisch zu:

„Maßen wir den Wein vom vorigen Jahr gekeltert haben, und auf der Festung des Weines allbereits Mangel sein wird, so setze ich diese Kanne allhier auf das Feld, ob einer der Schwedischen so kühn ist, sie mit Leibes- und Lebensgefahr zu holen.“

Kaum war dies Wort in der Festung bekannt geworden, als Mühlnarkh sich auf sein Pferd warf und im gestreckten Galopp hinaussprengte, die Kanne mit einer Streitaxt aufhob und austrank, ehe es nur in der Schanze recht lebendig wurde. Dann ritt er, die Kanne schwenkend, zur Festung

zurück, bat den Kommandanten, sie mit dem besten alten Wein füllen zu lassen, ritt wieder hinaus und stellte sie an derselben Stelle nieder, wo er sie geholt hatte.

Als er zurückkam und mit Jubel empfangen wurde, vernahm er, daß eben das Weib eines Soldaten, welcher Thamm zu ausgerissen und dem sein Weib nachgelaufen war, wieder zurückgebracht worden sei. Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf und er sagte:

„Nun wollen wir den Kaiserischen ein anderes Stücklein aufspielen. Entledigt diese da ihrer Kleider und bringt dieselben in mein Quartier.“

Es geschah wie er befohlen, und eine halbe Stunde nachher lief Mühlnarkh in den Kleidern des Weibes, zwei Pistolen unter der Schürze, zum Thor hinaus. Ihm eilten etliche Musketiere nach, wie wenn sie ihn verfolgen wollten. Als die Kaiserlichen das sahen, verließ sogleich ein Dutzend Reiter die Schanze, hinter welcher sie wohl gedeckt waren, und ritt auf die vermeintliche Frau zu. Sobald sie aber auf Schußweite nahe gekommen waren, riß Mühlnarkh die Pistolen heraus und schoß einen vom Sattel, dem anderen den Hut herunter. Und nun krachten auch die Musketen seiner Verfolger, während sich Mühlnarkh bückte und den Hut des Reiters aufhob. Eilig wandten die Kaiserlichen ihre Pferde und ritten zurück, Mühlnarkh aber brachte den Hut als Siegeszeichen in die Festung.

So thaten sich nach Art der damaligen Kriegsführung die Feinde mancherlei Abbruch. Aber die Schanzarbeiten der Kaiserlichen nahmen ununterbrochen ihren Fortgang, und immer enger wurde der Kreis, welcher die Festung einschloß.

Während dessen hatten die Jesuiten, freilich mit anderen

Mitteln, auch eine Festung berannt und sie dermaßen umzingelt, daß kein Ausweg mehr schien und die Ergebung täglich zu erwarten stand. Es war ihnen gelungen, die Tochter des Kommandanten Schritt für Schritt aus der Burg ihres evangelischen Glaubens zu vertreiben — das schwerste Gericht, das sie über den Starrkopf von Kommandanten verhängen konnten.

V. Kapitel.

Es war an einem freundlichen Maitage, als Felicitas einen Korb am Arme und eine Kanne Wein in der Hand in die Wohnung des Pfarrers Bilfinger hinüberging. An der Tafel des Kommandanten herrschte zwar nicht mehr der Ueberfluß, wie zu Anfang der Belagerung, aber doch war immer noch genug da, um von den Resten andere zu versorgen. Mehr als einmal hatte Pfarrer Bilfinger die Einladung zur Tafel des Kommandanten angenommen, nur damit zu Hause das für Frau und Kinder erspart werde, was er sonst genossen hätte.

Felicitas ihrerseits that was sie konnte, um die Not zu lindern. Und so hatte sie auch heute allerlei von der Mahlzeit zusammengerafft und trug es jetzt in das Haus des Pfarrers hinüber. Als sie dort eintrat, saß eben die Pfarrerin, Frau Elisabeth, mit ihren Kindern am Tisch vor leeren Tellern; denn die spärlichen Brocken waren von den hungrigen Mäulchen ihrer Kinder in unglaublich kurzer Zeit aufgezehrt worden. Mit tröstenden Worten suchte sie die Kinder, die nach weiterem verlangten, zu beschwichtigen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Da kam Felicitas eben zur

rechten Zeit, und der Inhalt des Korbes war so reichlich, daß die Kinder sich einmal wieder gründlich satt essen konnten. Als dies geschehen war, sprangen sie fröhlich davon, und Felicitas war mit der Pfarrerin allein.

„Diese Kanne mit Wein,“ sagte sie, „bringt dem Herrn Special! Es ist guter alter; denn die geringen sind allbereits getrunken, und nur noch auserlesene Weine kommen zur Tafel.“

„Du lieber Gott!“ rief die Pfarrerin entsetzt. „Hat mir doch mein Mann gesagt, daß bei der Inventarisierung im Herbste an die fünfzehnhundert Eimer vorhanden gewesen. Und mit dem allem sind die Herren Offiziere fertig geworden?“

„Noch nicht ganz,“ sagte Felicitas matt lächelnd. „Bedenkt aber, Frau Specialin, daß es allein mehr als dreißig Offiziere sind ohne alle die anderen, die zum Staat des hohen Amtes gehören.“

„Dreißig Offiziere und fünfzehnhundert Eimer Wein!“ entgegnete die Frau Pfarrerin, ohne sich durch die Einrede irre machen zu lassen, „thut auf einen Offizier mit all dem, was er sonst verabreicht, fünfzig Eimer Wein in acht Monaten. Das böse deutsche Laster des Saufens hat in dieser letzten betrübten Zeit gewaltig überhand genommen. Und mein Mann, der alle Tage die ordentlichen Betstunden hält, mehr als hundert Predigten gethan und bei zweihundert Leichensermone gehalten hat, lechzt oft nach einem einzigen Schlücklein zur Erfrischung des Gaumens und Anfeuerung des Gemütes.“

„Drum hab' ich ihm auch diese Kanne gebracht. Sie sagen, es sei alter Uhlbacher, den sie ja ganz besonders

rühmen unter den Weinen dieses Landes. Doch diese Dinge sind nicht der Frauen Sache," fuhr sie fort und seufzte.

Die Pfarrerin sah Felicitas an und bemerkte, wie abgehärmt und vergrämt das feine Gesicht der Jungfrau erschien.

„Aber du, Felicitas, solltest mehr zusetzen," sagte sie in mütterlichem Eifer. „Ich will nicht hoffen, daß du dir am Munde absparst, was du uns bringst. Sonst soll über meine Lippen kein Bissen mehr davon kommen. Freilich meine armen hungrigen Kinderlein —"

„O, es ist nicht das, Frau Specialin," unterbrach sie Felicitas. „Ich habe genug, bin ja des Kommandanten Kind, und esse, außer so ich mir um der Religion willen ein freiwilliges Fasten auferlege."

„Du fastest, Felicitas?" fragte Frau Elisabeth. „Und wozu und warum? Laß diesen unnützen Brauch den Papisten."

„'s ist kein unnützer Brauch," entgegnete Felicitas so fest und bestimmt, daß die Pfarrerin sie verwundert anblickte.

„Betest du auch zur Jungfrau Maria?" fragte die Pfarrerin schnell. Und als Felicitas nicht antwortete, fuhr sie fort:

„Kind, Kind, du, eines evangelischen Kommandanten Tochter, der noch unter Gustav Adolf gefochten hat und im Dienste Herzog Bernhards und des evangelischen Fürsten dieses Landes steht!"

„Was soll das alles mir zu meinem Seelenheil und meiner Seligkeit?" unterbrach sie Felicitas. „Werden diese alle für mich gutsprechen am Tage des Gerichts, wenn die ungezählten Mengen meiner Sünden über mich hereinfallen und Gottes Zorn über mich entflammt. Wenn meiner Mutter Seele klagend aus dem Fegfeuer —"

„Aus dem Fegfeuer!“ fiel Frau Elisabeth ein und faltete die Hände über dem Schoß. „Großer Gott, Felicitas, wer hat dich papistisch gemacht?“

„Noch bin ich's nicht,“ sagte Felicitas bebend. „Es bricht meinem Vater das Herz, und doch —“ sie stürzte vor der Pfarrerin auf die Kniee nieder, barg ihr Gesicht in ihrem Schoß und rief unter Schluchzen:

„Laßt mich reden und heraussagen, was in der Tiefe meines Herzens ist. Nur einmal will ich's sagen, Euch, die Ihr mir eine treue Freundin seid, und dann ratet und helft mir! O, ich stehe vor einem Abgrund, und für mich giebt's nichts als das Kloster oder den Tod.“

Aufs neue fing sie an herzbrechend zu weinen; ihr ganzer Körper zitterte, ihr Gesicht glühte. Frau Elisabeth ließ sie eine Weile schluchzen und strich nur mit sanfter Hand über ihr blondes Haar. Dann sagte sie:

„Armes Kind, du hast keine Mutter mehr! Komm zu mir und vertraue mir alles an! Oder soll ich meinen Mann rufen, daß du ihm als dem dir verordneten Seelsorger deine Beichte ablegst? Aber nein, was du mir zu sagen hast, gehört mehr für das Ohr einer Mutter und wie eine Mutter will ich dir sein.“

Bei dem Worte „Mutter“ erhob Felicitas das Gesicht; nun sprang sie auf und rief, indem sie die Hände wie abwehrend ausstreckte und mit weitgeöffneten Augen vor sich hinstarrte:

„Mutter, Mutter, o um deinetwillen leide ich! Dir zulieb will ich ja alles dulden, des Vaters Zorn und aller Verachtung, wenn nur du dadurch gerettet wirst.“

Frau Elisabeth erhob sich, ergriff die Hände der Jammernden, zog sie langsam an sich heran und sagte:

„Komm', setze dich, mein Kind! Da, mir zur Seite! So! laß mir deine Hände! Sie zittern ja und sind heiß. Nun sag' mir, was dich deiner Mutter halben quält, die doch selig im wahren Glauben gestorben ist."

„Im wahren Glauben?" stöhnte Felicitas. „O, das ist's ja eben! Sie hat den wahren Glauben verlassen, sagen sie, und muß dafür in dem Fegfeuer oder der Hölle oder wie Ihr es nennen wollt, leiden. Und nur einen Weg giebt es, sagen sie, die Mutter zu erlösen: indem ich zum Glauben, dem sie früher zugethan gewesen, zurückkehre: meine Seele für die ihre, mein Leben für das ihre. Um ihretwillen will ich auf alles Lebensglück und alle Lebensfreude verzichten und in ein Kloster gehen, auf daß ihr die ewige Freude gewonnen werde."

Es war dies alles hastig herausgestoßen worden, sodaß Frau Elisabeth kaum zu folgen vermochte. Sie begriff immer noch nicht recht, wie Felicitas zu diesem Gedanken kam. Wohl hatte sie dieselbe in dem halben Jahre, da sie fast täglich mit ihr verkehrte, als schwärmerisches, grübelndes Gemüt kennen gelernt, das wenig aus sich herausging. Wem mochte es aber gelungen sein, die Seele der Jungfrau so zu verwirren und von der evangelischen Wahrheit abzuführen? Sie dachte darüber einen Augenblick nach, dann fragte sie:

„Wer sagt denn das alles, mein Kind?"

„Pater Ignatius, und der lügt nicht."

„Um Christi Wunden willen, Felicitas!" rief die Pfarrerin. „Was hast du mit dem Jesuiter zu schaffen? Und wie ist der an dich gekommen? O, daß dein Vater den allseitigen Bitten nachgegeben und die Jesuiter entlassen

hätte! Nun ist ihm ein Herzeleid durch sie bereitet, wie kein anderes ihn treffen konnte. Felicitas, sag' mir, wie das also geschehen ist!"

„Wie es geschehen ist?" antwortete Felicitas und strich sich mit der Hand die Locken aus der Stirne. „Ich weiß selbst nicht. Ich weiß bloß, daß noch nie ein Mensch also zu mir geredet hat wie der Pater, daß noch nie eine Seele also die meine verstanden, wie er. Auf jede Frage, auf die der Herr Special mir eine gelehrte Antwort gegeben, nehmt mir's nicht für übel, Frau Specialin, gab er mir eine, die mein Innerstes bewegte und mir des Nachdenkens viel bot. Und dann, als er die geistlichen Uebungen mit mir begann —"

„Aber Kind, und das alles hinter dem Rücken deines Vaters! Und das vierte Gebot?"

„Es giebt heiligere Bande, als die der sündhaften Natur. Ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist, hat keinen anderen Vater mehr als den himmlischen, kein Vaterland als den Himmel, keinen Führer zu demselben —"

„Als Jesum Christum, unseren einigen Mittler und Fürsprecher beim Vater, aber nicht einen Heuchler von der Gesellschaft Jesu!" unterbrach sie die Pfarrerin. „Und das vierte Gebot ist das erste, welches eine Verheißung hat. Wer wider dasselbe sündigt, der geht aller Gnaden verlustig."

„Und der Heiland sagt: Wer nicht verläßt Vater und Mutter und Brüder und Schwestern —"

„Um seinetwillen, Felicitas," sagte Frau Elisabethe. „Doch ich will nicht um die Theologia mit dir streiten. Aber das weiß ich, daß unser Heiland keine Titelchen vom Gesetz aufgehoben hat, weder vom vierten Gebot, noch von einem anderen. Und wer anders lehrt, der ist verdammt."

„Mich hat Pater Ignatius eine höhere Erfüllung kennen gelehrt," entgegnete Felicitas. „Nur einer ist, dem alles angehört, der große, schreckliche Gott —"

„Der Vater unseres Herrn Jesu Christi, und durch ihn unser gnädiger Vater, darum sind wir seine geliebten Kinder."

„Wenn wir nach den Geboten der Kirche leben —"

„Welcher Kirche?"

„Es giebt nur Eine heilige, seligmachende Kirche," erwiderte Felicitas.

Frau Elisabethe schüttelte den Kopf und sagte:

„Da sind wir ja schon wieder in der Theologia. Was geht die uns an, Felicitas? Laß sie den Theologen! Wir wollen im einfältig evangelischen Leben unseren Glauben bewähren. Doch ich will dich nicht wieder unterbrechen, rede weiter und erzähle, wie du also unter die Macht der Jesuiter gekommen. Schütte dein Herz aus, und so eine einfältige Frau dir einen Rat geben kann, so will ich ihn dir gerne geben."

„Wer die Qualen der Verdammnis also verspürt hat, wie ich, als der Pater die geistlichen Uebungen mit mir begonnen, der lechzt nach Ruhe und Frieden, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Und ich weiß, er wird sie mir geben, denn wie zu einem Heiligen schaue ich zu ihm auf. Gestern war der fünfte Tag, daß mein Seelenführer mit mir Uebungen hielt. O, wie Wasserfluten und Ströme der Unterwelt ist es über mich hereingebrochen, als er meine Seele die Hölle schauen ließ dort in der dunklen Zelle, die unter seiner Wohnung ist, wo die Totenschädel vermoderter Gefangener

mich angrinsten und der Fluch der Verdammnis über mein sündig Herz gefallen ist.“

Sie schloß die Augen, als ob sie den Gedanken daran kaum ertrüge. Dann brach sie wie geistesverwirrt heraus:

„Ein Feuermeer ist vor meinen Augen, und die flehenden Hände der Verdammten strecken sich daraus empor. Und dort, sieh das bleiche Angesicht — es ist meine Mutter, meine Mutter! Sie fleht mich an, sie zu erretten. Hört Ihr das Jammern und Heulen und Zähneklappern? Und wie sie Gott lästern und seine heilige Kirche, alle die, welche vom wahren Glauben abgefallen sind! Es brennt an meinen Fingern, als ob das höllische Feuer schon daran lecke — Christe, erbarme dich!“

Sie sank halb ohnmächtig zurück in die Arme der Pfarrerin. Diese murmelte:

„Christe, erbarme dich! Was haben die Jesuiter aus dem Kinde gemacht!“

Dann schenkte sie rasch von der Kanne einen Becher voll und hielt es ihr an die Lippen. Felicitas trank hastig, stieß aber, sobald sie wieder zu sich gekommen war, den Becher zurück, daß der Wein auslief, und rief:

„Nein, nein, ich habe gelobt, vier Wochen keinen Tropfen geistigen Getränkes zu mir zu nehmen, solange die Uebungen dauern —“

„Vier Wochen soll's so fort gehen? Kind, dann bist du entweder tot oder wahnsinnig.“

„Tot, tot, allem tot und abgestorben,“ flüsterte Felicitas und suchte sich zu erheben. Aber ihre Kraft war zu schwach, sie sank wieder zurück. Die Pfarrerin hob sie auf und führte sie langsam in die Nebenstube. Dort vermochte sie

Felicitas, sich auf das Bett zu legen. Nach wenigen Augenblicken schloß Felicitas die Augen, und bald verrieten unruhige Atemzüge der Pfarrerin, daß sie in Schlaf gesunken sei.

Leise ging die Pfarrerin hinaus, setzte sich an dem Fenster nieder und dachte nach, was hier zu thun sei. Zu dem Kommandanten gehen und ihm alles sagen, war ihr erster Gedanke. Aber sie verwarf ihn sofort wieder. Ihren Mann rufen? Auch dies schien ihr bei dem Seelenzustande der Jungfrau nicht das richtige. Was aber dann? Den Händen der Jesuiten mußte sie entrissen werden; das stand ihr fest, mochte es gehen, wie es wollte. Für sie handelte es sich nicht in erster Linie darum, eine Glaubensgenossin beim evangelischen Glauben zu erhalten, sondern eine Freundin vor leiblichem und geistigem Untergang zu bewahren. Vor allem galt es, Zeit zu gewinnen. Felicitas war krank. Das gab vielleicht Gelegenheit, sie eine Zeit lang von den Jesuiten fernzuhalten. Aber diese fanden gewiß Mittel und Wege, auch wenn sie krank war, zu ihr zu gelangen. Hatten sie doch bisher stets Zutritt zu des Kommandanten Haus gehabt und keinen Anstand genommen, seinen Einladungen zur Tafel zu folgen, sein Brot zu essen und seinen Wein zu trinken, während sie ihm sein Kind verführten. Da mußte Rat geschafft werden. Aber welcher? Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Felicitas mußte bei ihr bleiben. Der Kommandant war leicht zu überreden, daß seine Tochter, wenn sie krank war, bei ihr eine bessere Pflege habe, als drüben im Hause des Kommandanten, wo keine Frau war. Ja, so ging's.

Frau Elisabeth sprang auf, stemmte die Arme in die

Seite, machte ein so grimmiges Gesicht, als es bei ihrer Gutmütigkeit überhaupt möglich war, und rief:

„Und dafür, daß kein Jesuiter hier herein kommt, will ich sorgen, ich, die evangelische Pfarrfrau und Specialin von Gröningen.“

Eine schwache Stimme aus dem Nebenzimmer ertönte. Frau Elisabeth eilte hinein. Felicitas hatte die Augen geöffnet, lag aber matt und wie zerschlagen auf dem Bette.

„Wie ist dir?“ fragte die Pfarrerin.

„Elend und schwach,“ sagte Felicitas und sah um sich; „doch wie komme ich daher? Und was habe ich zu Euch gesprochen? O Gott, ich habe ja heiliges Schweigen gelobt, und mir ist, als hätte ich Euch von allem geredet. Sprach ich auch von dem Siegel?“

„Von welchem Siegel?“ fragte Frau Elisabeth.

„Von dem, das ich dem Pater gab? Kommt her, kommt her, Frau Pfarrerin.“

Sie streckte die Arme nach ihr aus, ließ sie aber kraftlos wieder sinken. „Neigt Euer Ohr zu mir, Frau Pfarrerin,“ rief sie. „Mir ist sterbenselend; vielleicht nimmt's bald ein Ende, ohne daß der Vater erfährt, wie ich ihn verraten habe.“

Die Pfarrerin war am Bette niedergekniet, Felicitas flüsterte ihr hastig ins Ohr:

„Nun sollt Ihr vollends alles wissen, als ob Ihr mein Beichtiger wäret.“

„Sag' lieber, als ob ich deine Mutter wäre,“ sprach Frau Elisabeth, indem sie den Arm um sie schlang. Und Felicitas fuhr fort:

„Ich kann nicht anders, ich bin in seiner Gewalt, den

Pater Ignatius meine ich. Er mag fordern, was er will — denkt aber nicht, daß er je etwas Ungebührliches von mir gefordert hätte; er hat mich ja auch immer nur auf die Stirne geküßt mit heiligem Kusse. Alles, alles muß ich ihm gewähren, als ob ich eine Maschine sei. Und als er das Siegel des Kommandanten verlangte, nur auf kurze Zeit, da hab' ich ihm es gegeben; wozu er es wollte, ich weiß es nicht zu sagen. Kein Unrecht sei es, sagte er mir, denn es diene zum Besten der allerheiligsten Kirche. Und seitdem bin ich noch mehr in seiner Gewalt; denn wenn mein Vater erfährt, weß ich mich versehen, — o, ich kenn' ihn in seiner zornigen Wildheit, wo es sich um der ihm anvertrauten Festung Wohl und Wehe handelt — nicht als seine Tochter mehr wird er mich halten, sondern hinauspeitschen lassen gleich der Dirne, welcher gestern solches geschah."

Frau Elisabeth suchte Felicitas zu beruhigen und sagte:

„Dein ganzes Gemüt ist gleichsam in Aufruhr, Kind, du siehst alles in seltsam verzogenem Lichte. Nicht also wird ein Vater gegen sein Kind handeln, wenn es reumütig sich zu seinen Füßen wirft und seine Schuld bekennt. Aber dazu bist du jetzt allzu schwach und krank. Sieh, du vermagst ja kaum den Kopf zu heben. Ich rate dir, dich deiner Kleider zu entledigen und allsofort ins Bett zu gehen. Und zwar hier, mein Kind; denn wer soll dich pflegen, wenn du krank wirst drüben in dem Logement des Herrn Kommandanten? Ich kann nicht von Haus und Kindern weg, um allezeit bei dir zu sein, und einer Mutter Pflege brauchst du jetzt, mein Kind."

Sie legte ihre Hand auf die heiße Stirne der Jungfrau

und beugte sich dann über sie, um einen Kuß auf ihre blassen Wangen zu drücken.

Felicitas vermochte noch dunkel zu ahnen, warum die Frau Pfarrerin sie in ihrem Hause behalten wollte; ein mattes Lächeln spielte um ihre bleichen Lippen, und ein Blick ihrer Augen sagte der Pfarrerin, daß es so recht sei.

Rasch war ihr Frau Elisabeth behilflich, ins Bett zu kommen; dann, als Felicitas nach wenigen Minuten in Schlummer gesunken war, eilte sie zu ihrem Manne in dessen Studierstube hinüber und sagte ihm das, was sie ihm zu sagen nötig fand. Es war dies aber vorerst bloß, daß Felicitas plötzlich krank geworden sei, und daß sie dieselbe bei sich in der Pflege behalten wolle. Der Pfarrer war damit ganz einverstanden. Seine Frau bat ihn, zum Kommandanten hinüberzugehen, ihm die Sache mitzuteilen und seine Erlaubnis zu erbitten. Bilfinger schickte sich sofort dazu an. Als er gehen wollte, hielt ihn seine Frau noch einen Augenblick zurück und sagte:

„Wendel, du bist ein guter und scharfsinniger Theologus. Vermöchtest du wohl auch in der schweren Kunst der Diplomatie dich ein weniges zu bemühen, so es sich um das Wohl dieser Festung handelt?“

Bilfinger sah seine Frau ob dieser seltsamen Frage verwundert an und entgegnete:

„In Diplomaticis seid ihr Frauen mehrenteils geschickter, als wir Männer. Doch was begehrst du von mir?“

Frau Elisabeth besann sich einen Augenblick. Sie wußte nicht recht, wie ihr Anliegen vorbringen, ohne Gefahr zu laufen, mehr zu verraten, als sie für gut hielt. Dann sagte sie:

„Wenn sich die Gelegenheit giebt, so magst du dem Kommandanten ans Herz legen, Brief und Siegel wohl in acht zu nehmen, ehe er etwas absendet oder in Empfang nimmt.“

„Was geht das mich, den Pfarrer, an?“ fragte Bilfinger dagegen.

„Nichts, im geringsten nichts,“ antwortete Frau Elisabeth lächelnd. „Der Herr Kommandant wird schon wissen, was er zu thun hat, wenn du es ihm nur recht eindringlich vorhältst.“

„Und wenn er mehreres zu wissen begehrt?“

„So sagst du, weiteres zu sagen wissest du nicht; der Herr Kommandant möge selbst nach eigenem Ermessen handeln.“

„Elisabeth, du aber weißt mehr,“ sagte der Pfarrer, „und wenn der Herr Kommandant wissen will, wer mir solche Warnung hat zukommen lassen?“

„So sagst du der Wahrheit gemäß: deine Ehefrau.“

„Nugae muliebres, Weibergeschwätz!“ entgegnete der Pfarrer. „Darauf wird der Herr Kommandant wenig geben.“

„So weiß er's doch und trägt selbst die Verantwortung,“ sagte Frau Elisabeth etwas ungeduldig und schob den Gatten sanft zur Thüre hinaus. „Jetzt geh' und richte deine Sache aus als ein kluger Theologus und Diplomatikus.“

VI. Kapitel.

Die Belagerung der Festung nahm ihren Fortgang, und Ende Juni begannen die Mundvorräte und die Munition bedenklich knapp zu werden. Da brachte der Fourier dem

Kommandanten aus Nürnberg, wohin ihn Waldow geschickt hatte, die Nachricht von dem Frieden, den der Kaiser mit den Kurfürsten von Sachsen zu Prag geschlossen hatte. Und am Tage darauf kam ein Bote von Straßburg mit einem Briefe von Herzog Eberhard.

Der Kommandant besah sich das Siegel des Briefes aufmerksam: es war kaum als das herzogliche Siegel kenntlich, sondern übel zugerichtet. Das konnte freilich am Ende auch unterwegs geschehen sein; doch fiel es dem Kommandanten auf, da er dieselbe Wahrnehmung schon öfters gemacht hatte. Darum hatte er auch im letzten Briefe nach Straßburg gebeten, ihm mitzuteilen, ob seine Briefe mit unverletztem Siegel daselbst angekommen seien. Denn auch das hatte er in der letzten Zeit öfters bemerkt, daß die feindlichen Offiziere von dem Inhalt seiner Schreiben Kenntnis hatten. Junker Werner von Münchingen war des öfteren auf Parole zu den feindlichen Führern, die ihm bekannt waren, hinausgeritten, wie dies zu Anfang der Belagerung Waldow selbst gethan hatte. Daß es hierbei nicht ohne scharfes Zechen abging, wußte Waldow aus eigener Erfahrung, und ebenso, daß der Wein manches ausplaudert, was besser verschwiegen bliebe. Er hatte darum den Junker im Verdacht, daß er mit den Feinden allzu vertraulich rede und hierbei, da er ihm stets übel gesinnt war, die von ihm angeordneten Maßregeln ausplaudere. Waren die Siegel an seinen Briefen unverletzt, so konnten die Feinde nur auf diese Weise von den Vorgängen in der Festung Kenntnis haben, und Waldow war entschlossen, wenn dem so sei, sein Recht als Kommandant der Festung aufs nachdrücklichste auch gegen Werner von Münchingen zu wahren.

Er erbrach den Brief des Herzogs. Dieser bestätigte ihm den Empfang seines letzten Briefes und erwähnte ausdrücklich, daß das Siegel ganz und gar frisch und unverletzt befunden worden sei. Diesmal war der Brief voll der besten Hoffnungen. Der Herzog schrieb von dem Prager Frieden, der auch seinem Lande den Frieden bringen werde, und zum erstenmale zugebend, daß an einen Ersatz der Festung gar nicht zu denken sei, vertröstete er Waldow auf die Bedingungen dieses Friedens, die dem Lande sehr zuträglich sein werden, und in welche jedenfalls eingeschlossen werde, daß die Festungen Asperg und Hohentwiel in württembergischem Besitze bleiben sollen.

Darüber war der Kommandant sehr erfreut und beeilte sich, den Offizieren diese erfreuliche Botschaft mitzuteilen. Allgemein war der Jubel in der Garnison, und Freudenschüsse wurden abgefeuert, wobei man indessen die Kanonen scharf lud, um nicht unnützerweise Munition zu vergeuden. Denn die Kaiserlichen, die doch von dem Frieden längst wissen mußten, schienen gar keine Anstalten zu machen, die Belagerung aufzuheben. Im Gegenteil, sie hatten in den letzten Zeiten eine fieberhafte Thätigkeit entwickelt, und namentlich in den Eglosheimer Weinbergen einen neuen mächtigen Laufgraben ausgeworfen. Es schien, als wollten sie die Festung in letzter Stunde noch mit stürmender Hand nehmen, um beim Friedensschluß ein Pfand zu haben.

Große Hoffnungen setzte man in deutschen Landen auf diesen Frieden, aber sie wurden nicht erfüllt. Es lag weder im Interesse der Jesuiten zu Wien, noch in dem des französischen Kardinals und Staatsmannes Richelieu, den Krieg jetzt schon enden zu lassen. Die enge Verbindung der

Schweden mit den Franzosen hatte die deutschen Fürsten dem Kaiser in die Arme getrieben, vor allem den Kurfürsten von Sachsen, der gegen die Schweden erbittert war, weil sie seine Rechte zu wenig achteten. Der Kaiser selbst bot gerne die Hand zum Frieden mit dem Kurfürsten, als seine Streitkräfte erschöpft und seine Kassen leer waren.

Aber der Erfolg dieses Friedens war ein ganz anderer, als man erwartete: der Kaiser verstärkte dadurch nur seine Macht, da Kursachsen nun an seiner Seite kämpfte. Der einzige Hort der Evangelischen, der Mann, welcher in jener Zeit allein ein Herz für Deutschland hatte, ob er gleich sich notgedrungen mit Frankreich verbündete, Herzog Bernhard von Weimar, mußte sich nun immer weiter zurückziehen und an den Grenzen des Reiches, im Elsaß und in Lothringen kämpfen, während im Reiche selbst die Kaiserlichen und damit die Jesuiten wieder siegreiche Fortschritte machten.

Und für Württemberg war der Friede ganz umsonst. Der Kaiser dachte entfernt nicht daran, dieses Land, das ein Juwel in der Habsburger Krone gewesen wäre, je wieder herauszugeben, oder auch nur dem Herzog die Rückkehr in sein Land zu gestatten. Er stellte ihm deshalb, als er in den Frieden aufgenommen werden wollte, solch' harte Bedingungen, daß Eberhard III. unmöglich auf dieselben eingehen konnte. Unter diesen Bedingungen war auch, daß der nahezu bezwungene Asperg und die noch unbezwungene Festung Hohentwiel dem Kaiser eingeräumt werden.

So war denn Eberhards Hoffnung, den Asperg zu behalten und sein Land wieder zu erlangen, zunichte geworden. Die Einkünfte aus den paar württembergischen Aemtlein, die man ihm gelassen hatte, reichten entfernt nicht hin, daß er

nur standesgemäß leben konnte. Und obgleich ihm der Kaiser die Zusicherung gegeben hatte, daß an dem bisherigen Zustand der Landeskirche und der Universität nichts geändert werden solle, machten doch die Jesuiten immer weitere Fortschritte im Lande, rissen zwei Konsistorialratsstellen in Stuttgart an sich, vergaben evangelische Pfarreien und thaten in Tübingen alles, daß einem Jesuiten die Stelle des Kanzlers übertragen würde. Die württembergischen Klöster waren längst wieder im Besitze der katholischen Orden, und es handelte sich nun für die Jesuiten nur noch darum, diese Orden daraus zu vertreiben und sich darin festzusetzen. Vom Kaiser hatten sie darin nur Förderung zu hoffen; denn er war ganz in ihren Händen, und sie hatten ihm vorgestellt, es sei seine Gewissenspflicht, die wiedergewonnenen Klöster, welche seit der Reformation als Pflanzschulen für evangelische Theologen gedient hatten, in Universitäten, Akademien, Gymnasien und Schulen des Jesuitenordens umzuwandeln.

Auf dem Asperg hatte man von alldem keine Kenntnis. Dort ging die Verteidigung der Festung weiter, und gerade weil Waldow auf baldigen Frieden hoffte, suchte er sich aufs äußerste zu wehren, daß nicht die Festung vor Friedensschluß in die Hände der Kaiserlichen falle. Eines Morgens machte er mit dem Lieutenant Mühlnarkh, der sich namentlich auch als trefflicher Schütze bewährt hatte, die Runde auf den Festungswällen, wo an die vierzig Stücke aufgeführt waren: Karthaunen, die bis zu fünfundsechzig Pfund Eisen schossen, Feldschlangen, die Kugeln von sechs bis achtzehn Pfund auf den Feind schleuderten, Regimentsstücklein von drei Pfund Eisengeschoß, Falkonette von zwei Pfund Eisen und eine Anzahl Feuermörser.

Als sie auf den gegen Eglosheim liegenden Wällen ankamen, zeigte Mühlnarkh auf die bei dem Dorfe aufgeworfene Schanze und sagte:

„Die wird uns noch viel übles anrichten. Schaut, Herr Kommandant, wie stark sie ist, ganz um und um verbaut, darauf die Brustwehr, die ich elf Schuh dick erachte, davor der breite Graben mit Palissaden umsetzt. Und nur ein enger, kleiner Eingang über das schmale Aufzugsbrücklein. Unsere Stücke vermögen hier nichts, das muß mit stürmender Hand genommen werden."

„Möchte mir allzuviele Leute kosten," sagte Waldow kurz. „Wenn man freilich die Schanze anzünden und ausbrennen könnte, so geschähe den Kaiserlichen viel Schaden und uns mancher Nutzen."

„Laßt mich's versuchen, Herr Kommandant," sagte Mühlnarkh.

„Ihr allein?" entgegnete Waldow. „Euer Leben ist mir kostbarer, als Ihr wohl glaubt?"

„So gebt mir den Sekondekapitän Riva und den Fähnrich Voltzheim mit — das sind zwei tapfere Kerle — und etliche auserlesene Mannschaft, und bis morgen mittag soll von der Schanze wenig mehr da sein."

„Ich will mir's überlegen," sagte Waldow. „Ihr habt freilich recht. Die Schanze dort ist gar ungelegen, und wenn sie weg wäre, stünde es besser um die Festung. Kommt heute abend zu mir, so will ich Euch Bescheid geben!"

Sie vollendeten ihren Rundgang und trennten sich dann.

Als Mühlnarkh am Abend zum Kommandanten kam, sagte dieser: „Es ist schon alles zum Ausfall angeordnet, und Ihr sollt bei der Eglosheimer Schanze den Vorzug

haben, Lieutenant Mühlnarkh. Zugleich wird aber auch die Schanze beim Osterholz angegriffen und zerstört. Richtet Ihr die Sache gut aus, so soll's nicht an mir fehlen, daß Ihr das Patent eines Rittmeisters erhaltet."

„Wofür ich Euer Gestrengen sehr zum Dank verpflichtet wäre," sagte Mühlnarkh und schwieg dann.

„Liegt Euch sonst noch etwas am Herzen?" fragte Waldow.

Mühlnarkh antwortete förmlich und feierlich:

„Euer Gestrengen haben mir durch ein Wort heute morgen Mut gemacht, von einer Sache zu reden, die ich bis daher tief in meine Brust verschlossen. Das rauhe Kriegshandwerk des Mars ist zwar dem zarten Treiben der Frau Venus feind, aber dennoch haben die wohlanständigen Gebärden und die angenehme Leutseligkeit Eurer Tochter, der tugendhaften Jungfrau Felicitas, mein Herz dermaßen gerührt, daß ich nicht anders kann, denn Euer Gestrengen davon Kunde und Bericht zu geben."

Er hielt einen Augenblick inne; Waldow nickte lächelnd und sagte:

„Fahret fort!"

„Nachdem die Jungfrau von ihrer Krankheit wieder genesen und im vorigen gesunden Stande sich befindet, wage ich die Bitte, mir dieselbe zum Eheweibe zu geben, maßen ich soviel häusliche Güter und Kriegsbeute besitze, daß ich, wenn die Kriegsfortuna mir ferner günstig ist, mir wohl getraue, sie standesgemäß zu halten, wie sich's gebührt."

„Habt Ihr mit meiner Tochter darüber schon gesprochen, und was sagt sie dazu?" sagte Waldow.

„Es ist nicht meine Art, um Jungfrauen zu löffeln

gleich den französischen Kavalieren, ehe ich mit dem Vater geredet," antwortete Mühlnarkh.

„Recht so, das ist gute deutsche Sitte," sagte Waldow und streckte dem Lieutenant die Hand hin. „Mein Wort habt Ihr, Herr Lieutenant. Werbt um die Jungfrau, sobald Euch beliebt."

„Wenn ich die Eglosheimer Schanze genommen habe, Herr Kommandant," erwiderte Mühlnarkh, „so will ich von Eurer großgünstigen Erlaubnis demnächstigen Gebrauch machen."

„Aber noch eines," sagte Waldow. „Die Jungfrau ist träumerischen und weltabgewandten Gemütes. Ob Ihr eine Soldatenfrau an ihr findet, muß ich billig bezweifeln. Doch ich weiß, wo die Göttin Venus das Scepter hält, da fragt man nicht nach solchen Dingen. Euch aber sage ich: kein lieberer hätte mir kommen können, um meine Tochter zu freien, als Ihr, und für diese selbst weiß ich nichts besseres, als ehestens das Eheweib eines tüchtigen Mannes und tapferen Soldaten zu werden, wie Ihr einer seid. Kommt Ihr heute abend zum Bankett? Es sind immer noch etliche Fäßlein edlen Landweines in meinem Keller."

„Ich danke für Eure Einladung," sagte Mühlnarkh. „Mir liegt vor allem ob, heute abend noch zu sehen, ob alles für den Ausfall bereitet ist; denn morgen, ehe die Sonne aufgeht, wollen wir die Schanze stürmen. Dazu muß der Kopf heller sein, als er nach einem soldatischen Bankett zu sein pflegt."

„Ihr habt recht," sagte Waldow lachend und entließ ihn.

Am anderen Morgen früh zwei Uhr geschah der Aus-

fall. Lieutenant Mühlnarkh, Kapitän Riva und Fähnrich Voltzheim führten den Zug. Am Thore der Festung harrte unter dem Kommando des Lieutenant Betz eine Abteilung Soldaten mit Pechkränzen und ein Haufe Bauern mit Hacken und Schaufeln, um sofort, wenn der Ueberfall gelungen, die Schanze zu verbrennen und dem Erdboden gleich zu machen. Ein Schuß von oben sollte das Zeichen geben. Und nicht lange stand es an, so ertönte der Schuß.

Mühlnarkh war mit den Seinen im Dämmer des Morgens unbeachtet herangekommen, war mit Gewalt eingedrungen, und eine Viertelstunde nachher war alles, was sich nicht gefangen gab, niedergehauen. Musketen, Lunten und das wertvollste, etlicher Proviant und drei Tonnen Pulver, wurde erbeutet. Als die mit der Zerstörung beauftragten Soldaten heranrückten, die Pechkränze in die Schanze warfen und sie zu demolieren begannen, stieg Mühlnarkh wieder auf sein Pferd, das er bei einer Truppe schwedischer Reiter gelassen hatte, und griff das kaiserliche Reiterquartier an, welches in nächster Nähe der Schanze lag. Im Nu waren sie mitten unter den Kaiserlichen drin und auch hier wurde alles gefangen oder niedergehauen. Nun wurde es im kaiserlichen Lager lebendig, Schüsse ertönten, und Mühlnarkh gab den Befehl, sich nach der Festung zurückzuziehen. Wie er aber sein Pferd wandte, traf ihn ein Schuß in die Knie und ein Streifschuß in die Seite; er sank hintenüber und wäre vom Pferde gestürzt, wenn ihn nicht einer seiner Reiter aufgefangen und auf dem Pferde gehalten hätte. So ging es in die Festung zurück. Dort wurde Mühlnarkh in sein Quartier gebracht und Kapitän Riva machte dem Kommandanten die Meldung. Ob Mühlnarkhs

Verletzung leicht oder schwer sei, vermochte er nicht zu sagen. Waldow fand auch keine Zeit, weiter darnach zu fragen, denn der Tag brachte ihm andere Sorgen. Der Major Flerschheim war am Tage zuvor zu seinem Schwager, dem kaiserlichen Rittmeister Vernemont, auf dessen Begehren hinausgeritten und hatte, nachdem er spät abends heimgekehrt war, eben dem Kommandanten gemeldet, daß die Feinde von allem in der Festung unterrichtet seien, und daß offenbar die nach Straßburg gesandten Briefe zuvor geöffnet werden, ehe sie abgehen. Daß Werner von Münchingen irgend etwas ausgeplaudert habe, war nicht möglich; denn er war in der letzten Woche gar nicht hinausgekommen. Und ihn des offenbaren Verrats zu beschuldigen, wagte Waldow nicht, wie denn auch Flerschheim sich für ihn verbürgen zu können glaubte.

„So müssen wir eine Stratagema gebrauchen, um von dieser Sache Kunde zu bekommen,“ sagte Waldow, dem plötzlich die Warnung des Special Bilfinger wegen seines Siegels wieder einfiel. „Wir schreiben einen Brief an den Herzog, in welchem wir sagen, daß wir auf drei Monate noch voll mit Munition und Vivres versehen sind. Unterdessen soll der Herzog zusehen, daß er uns entsetze. Diesen Brief will ich wieder mit meinem Sigillo, wie vordem geschehen, schließen und wie sonst durch einen Boten senden. Zugleich aber wollen wir ein anderes Brieflein senden, das dem Herzog sagt, wie es wirklich um die Festung steht. Denn wenn auch die Munition noch länger ausreicht, der Vorrat an Lebensmitteln erstreckt sich nicht mehr länger als vierzehn Tage. Und dann müssen wir uns ergeben. Wißt Ihr einen zuverlässigen Boten, einen Bauern oder sonst gemeinen Mann,

welcher der Wege kundig ist, daß wir ihm dies Brieflein anvertrauen?"

Flerschheim nannte einen sicheren Mann, und sofort ging Waldow daran, den einen Brief zu schreiben. Nachdem dies geschehen war, holte er ein kleines Blättlein Papier, reichte es Flerschheim und sagte:

„Ihr schreibt feiner und besser als ich. Auf diesem kleinen Blättlein muß alles Platz haben. Schreibt, wie ich Euch diktiere."

Flerschheim schrieb. Als er geendet, sagte Waldow:

„Und nun holt mir selbsten unauffällig ein Zweiglein von der Eiche, die im Burghof wächst. Es soll niemand von dieser Sache wissen, als Ihr, ich und der Bote. Wir legen dieses Blättlein zwischen zwei Eichenblätter, und meine Tochter soll sie mit grüner Seite gut vernähen. So mag der Bote die Botschaft ungefährdet am Hute tragen und im Notfalle von sich werfen. Der eine Bote soll gleich gehen, der andere erst bei Dunkelheit. Es soll nicht allzusehr verborgen bleiben, daß der Bote mit Brief und Siegel gesandt wird; von des anderen Sendung aber soll niemand erfahren."

Flerschheim ging um das nötige zu besorgen, und brachte gegen Mittag dem Kommandanten das Eichenzweiglein.

Felicitas war um dieselbe Zeit zu Frau Elisabeth hinübergegangen. Sie traf diese beschäftigt, Verbandzeug herzurichten und eine Salbe zu bereiten. Als Felicitas eintrat, begrüßte sie dieselbe und sagte:

„Der arme Mühlnarkh, dem jedermann sonderlich wohl will! Er ist durch das Knie geschossen, sodaß das Bein

entzwei ist. Und nun fehlt es an Medikamenten, und kein einziger Feldscheer ist mehr am Leben. Das arme junge Blut! Ich fürchte, der Brand möchte dazu schlagen. Doch wenn niemand da ist, die Verwundeten zu pflegen, so soll man eine evangelische Pfarrfrau auf ihrem Posten finden. Frauenhände sind zu solchem Werk wohl geschickt, und ich achte, es thut ihm sanfter, wenn ich ihn salbe und verbinde, als wenn es der nächste beste Soldat versieht."

Felicitas antwortete nichts, sondern sah nachdenklich der Pfarrerin zu, wie sie die Salbe bereitete. Diese fuhr fort:

„Die böse Seuche der Hauptblödigkeit grassiert auch wieder aufs neue in der Festung. Eine schreckliche Krankheit, die den Menschen ganz unsinnig macht! Erst gestern hat sich ein Gefreiter über den Wall in den Graben gestürzt und sich totgefallen. Man sagt, einer der Jesuiter leide auch an der Krankheit."

Die Pfarrerin blickte heimlich nach Felicitas hinüber, um zu beobachten, welchen Eindruck diese Nachricht auf sie mache. Diese zuckte nur ein wenig mit den wieder frischer gewordenen Lippen und sagte:

„Welcher von beiden?"

„Der Pater Ignatius, mein Kind," antwortete die Pfarrerin und fügte hinzu: „ich will keinen unchristlichen Wunsch aussprechen; aber Gottes Hand kann auch hierin wieder sichtbar sein."

Felicitas schwieg. Die Pfarrerin fuhr fort:

„Jetzt wäre eine schickliche Gelegenheit, deinem Vater alles zu gestehen. Dem kranken Jesuiter wird er nichts anthun, und bis er gesundet, ist die Festung entweder durch den Frieden von seinen Feinden erlöst, dann werden auch

die Jesuiter frei, oder ist sie übergeben worden, und in diesem Falle achte ich, wird es die sonderliche Sorge der Jesuiter in Stuttgart sein, für die Jesuiter in dem Akkord Sicherheit zu erwirken."

„Wie aber," fragte Felicitas, „wird mein Vater mein Verlangen aufnehmen, in ein Kloster zu gehen?"

„Hast du immer noch diesen Gedanken?" fragte die Pfarrerin dagegen. „Ach, Kind, glaubst du denn, daß du im Müßiggang des Klosterlebens Heilung für alle deine Schmerzen findest? In der Arbeit des Lebens, in der Sorge für andere, vor allem für die, welche wir lieben, wird das Herz gesund und schlägt fröhlich auch in schweren Tagen. Glaube mir, ich habe das erfahren. Und wenn heute eine Kugel oder ein Säbelhieb deinen Vater auf das Siechenbett wirft, wolltest du ihn allein lassen oder anderen Händen seine Verpflegung anvertrauen?"

„Mein Entschluß steht fest," entgegnete Felicitas. „Ich kann nicht anders. Das Leben ist mir eine Bürde, mein Herz ist verdorrt, und nur eine Hoffnung noch hält mich aufrecht: im Kloster Gott also zu dienen, daß er sich meiner Mutter erbarmt."

„So bist du zwar leiblich genesen, denn deine Wangen blühen wieder wie Röslein," sagte die Pfarrerin, „aber deine Seele liegt immer noch in papistischen Banden. Gott helfe dir aus denselben heraus und hinein in die evangelische Freiheit! Doch jetzt will ich zu dem Lieutenant hinüber und ihm seine Wunden verbinden. Sie sagen, er habe sich fast verblutet, und ich fürchte, meine Sorge wird wenig helfen. Melde es auch deinem Vater. Du weißt, er nimmt sonderlichen Anteil an dem braven Offizier."

Sie nahm ihr Verbandzeug zusammen und eilte fort. Auch Felicitas ging in das Haus des Kommandanten hinüber. Als sie über den Gang ging, trat eben ihr Vater heraus und rief sie in seine Stube hinein. Er war guter Laune wegen der Kriegslist mit den Briefen, die er ersonnen, und sagte halb scherzend:

„Kannst du ein Geheimnis wahren, ob dies gleich nicht des Frauenzimmers Art ist? Doch wem soll der Kommandant mehr vertrauen, als seinem eigenen Kinde?“ Felicitas zuckte zusammen. Waldow fuhr fort:

„Hole Nadel und grüne Seide! Sieh, da sollst du mir dieses Blättlein zwischen die zwei Eichenblätter mit den feinsten Stichen nähen. Aber kein Mensch darf erfahren, was du gethan hast. Verräter sind da, die meine Briefe öffnen und kunstgerecht wieder schließen, sodaß kein Mensch es merkt. Es ist, als ob sie mein Siegel nachgemacht hätten, was doch unmöglich ist, da es sich stets in meiner Verwahrung befindet. Was das der Festung schadet, ist nicht auszusagen. Diesmal aber will ich sie irreführen durch mein Stratagema.“

Felicitas hatte während dieser Worte zu Boden geblickt. Eine innere Stimme sagte ihr: Jetzt oder nie ist die Zeit, deinem Vater alles zu gestehen. Und ehe nur Waldow wußte, wie ihm geschah, hatte sie sich vor ihm zu Boden geworfen, umfaßte sein Knie und rief:

„Vater, Vater, kannst du mir verzeihen? Ich habe dein Siegel genommen und dem Jesuiter gegeben. Ich mußte thun, was er mir sagte, ich konnte nicht anders um meiner Seele Seligkeit willen.“

Waldow war einen Augenblick starr. Dann aber wurde er rot im Gesichte, und die Zornesader auf seiner Stirn

schwoll. Er bemühte sich, ein Wort herauszubringen, konnte aber nur einige undeutliche Laute ausstoßen. Rasch wich er einen Schritt zurück, daß Felicitas vollends zu Boden sank. Dann bückte er sich, faßte seine Tochter am Arme, riß sie empor und, sie vor sich hin haltend, zog er seinen Degen heraus und rief keuchend und mit rollenden Augen:

„Sag' deine Schande noch einmal, daß dein Vater es glaubt! Und dann fahr' hin!“

Felicitas, aus deren Gesicht alle Farbe gewichen war, sah ihn mit großen Augen wie geisterhaft an. Waldow starrte ihr einen Augenblick ins Gesicht, dann ließ er den Degen sinken, stieß sie von sich und rief:

„Nein, ich kann deiner Mutter Kind nicht töten.“

Dann fing er an, am ganzen Leibe zu zittern und brach auf einem Stuhl zusammen. Felicitas stand einige Schritte von ihm entfernt und begann nach einigen tödlich langen Minuten des Schweigens:

„Vater, höre mich! Höre, wie es so gekommen.“

Waldow antwortete nicht. Felicitas trat an ihn heran und berührte seine Schulter. Da sprang er auf, sank aber sogleich wieder zurück.

„Hört mich, Vater!“ bat Felicitas abermals.

Waldow biß die Lippen zusammen und griff mit der Hand nach dem Herzen. Dann sagte er mit matter Stimme:

„Ich will dich hören, ehe Gericht gehalten wird über dich und über die Jesuiter. Und, bei Gott, ich will streng richten. Nun rede!“ Er wandte sein Gesicht von ihr ab, und Felicitas erzählte alles, ohne das geringste zu verschweigen. Sie schloß:

„Und nun thue mit mir, was deines väterlichen Rechtes

ist. Aber dann laß mich ziehen und in einem Kloster büßen, auch was ich gegen dich gefehlt."

In ein heiseres Lachen brach Waldow bei diesen Worten aus. Dann sprang er vom Stuhle auf und rief in bitterem Tone:

„In ein Kloster? Ist man denn schon ganz papistisch geworden? Mit Möncherei und Nonnerei soll die Posse endigen? Ins Kloster gehen, der Welt entfliehen, in der man gesündigt, und durch Nichtsthun Sünden abbüßen, statt in der Welt und an der Welt gut zu machen, was man verbrochen? Jawohl! Und dann findet sich wohl auch der Herr Jesuiter als tröstender Beichtvater und als Galan ein — dieser nicht, der dich verführt, darauf rechne nicht, denn der hängt, ehe die Sonne untergegangen. Aber ist's nicht dieser, so ist's ein anderer —"

„Vater, Vater," unterbrach ihn Felicitas, „wie kannst du also reden von deiner Tochter?"

„Wer die Ehre eines Vaters verrät, dem mag auch die eigene wohlfeil sein," rief Waldow, und wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, ergriff er die Hände seiner Tochter mit solcher Gewalt, daß diese vor Schmerz zusammenzuckte, und sagte:

„Schau' mir ins Gesicht und antworte mir die Wahrheit bei deiner Seelen Seligkeit: hat der Jesuiter etwas Ungebührliches von dir verlangt und bist du ihm zu Willen gewesen?"

„Niemals, Vater, so wahr ein Gott im Himmel ist, niemals!"

Waldow sah ihr, immer noch ihre Hände haltend, in

die Augen: sie ertrug seine Blicke und sah ihm voll ins Gesicht.

Da ließ er ihre Hände fahren und wandte sich ab, indem er murmelte: „Ich danke dir, Gott! denn sonst wäre ich zum Mörder geworden. Und heute morgen noch — der Mühlnarkh — Tod und Teufel!“ Er stampfte mit dem Fuß auf. Felicitas stand, die herabgesenkten Hände übereinander gelegt, die Blicke gesenkt, noch auf demselben Flecke. Jetzt kehrte sich Waldow um und sagte:

„Also ins Kloster willst du? Dort allein glaubst du deiner Seele Seligkeit zu finden?“

Felicitas nickte. Waldow fuhr fort:

„Und zuvor soll ich dich durch die Jungen auspeitschen und als eine Verräterin aus der Festung jagen lassen — mein eigen Fleisch und Blut?“

„Vater, Vater, das kannst du nicht!“ stöhnte Felicitas.

„Wenn ich bloß Kommandant und nicht auch dein Vater wäre, ich thät's. Aber um deiner Mutter willen und um meiner Ehre willen soll deine Schande verborgen werden. Nicht aber im Kloster. Meinst du, ich belohne dich für deine Sünde mit dem, was dir das liebste ist? Eine Jungfrau gehört in den Ehestand, nicht ins Kloster. Da werden dir die Klostergedanken bald ausgetrieben sein. Geh' in deine Kammer und zieh' ein Kleid an, wie sich's zu einem Feste geziemt. In einer halben Stunde ist Hochzeit, und wenn ich dich nicht mit dem geringsten Hundejungen vermähle, so nimm's als eine unverdiente Gnade an.“

Felicitas zuckte zusammen, warf dann die Lippen trotzig auf und erwiderte:

„Und wenn ich vor dem Pfarrer nein sage?“

„Du wirst nicht nein sagen," donnerte Waldow, „oder, so wahr Gott lebt, ich thue mit dir, was Rechtens ist."

„So beliebe mein Vater mir zu sagen, wem ich angetraut werden soll!" sagte Felicitas kalt.

„Geh'," sagte Waldow. „In einer halben Stunde wirst du es erfahren."

Er wandte sich ab und klingelte, der Fourier erschien. Waldow sagte:

„Geh' hinüber zum Herrn Special von Gröningen und bitte ihn zu mir. Und dann den Herrn Oberst von Münchingen und den Melchior Flerschheim!"

Oppermann entfernte sich. Waldow wandte sich an Felicitas:

„Du siehst, es ist mein voller Ernst. In einer halben Stunde sei bereit!"

Felicitas wankte hinaus.

VII. Kapitel.

Bis Bilfinger kam, hatte sich Waldow gefaßt. Als der Special eintrat, ging er ihm entgegen und sagte:

„Ich muß Euch bitten, den Talar anzulegen und, was zu einer Trauung notwendig ist, zu richten. Der Lieutenant Mühlnarkh hat um meine Tochter gebeten. Seine Verwundung wird kein Hindernis sein, ihn zu kopulieren. Und wenn er auch längere Zeit daran krank läge, so wird ihm die Pflege einer Frau besser thun, als die eines Soldaten."

Der Pfarrer war über diese rasche Heirat sehr verwundert und entgegnete:

„Aber der Lieutenant vermag das Bett nicht zu ver-

lassen und zur Kirche zu gehen. Und warum soll es so schnell geschehen?"

„In diesen unruhigen Zeiten, wo jeder Tag große und beschwerliche Aenderungen bringen kann, muß man einen Entschluß nicht um eine Stunde hinausschieben, das ist meine und des Lieutenants Meinung und die meiner Tochter. Eure Kopulation und Einsegnung wird nicht weniger gültig sein, wenn sie in des Lieutenants Quartier geschieht, als in der Kirche. In einer halben Stunde werden wir bei ihm sein. Ich werde die Zeugen mitbringen. Ihr könnt ja Eure Frau bitten, daß sie meine Tochter zur Trauung geleite. Weiteres ist nicht nötig, auch kein langer Sermon."

Der Pfarrer wollte noch etwas sagen, aber der Kommandant winkte ihm abzutreten, und kopfschüttelnd ging er in seine Wohnung hinüber, um seiner Frau die Sache zu erzählen. Diese ahnte dunkel, daß drüben etwas vorgegangen sei, sagte aber nichts vor ihrem Manne, sondern eilte hinüber zu Felicitas, um dort weiteres zu hören. Sie traf diese weinend und totenbleich in ihrem Zimmer sitzend. Der Kasten, in dem ihre Gewänder verwahrt waren, stand offen, und auf dem Boden lagen ihre Festkleider hingeworfen. Erstaunt rief sie:

„Aber Kind, du sollst in einer Viertelstunde getraut werden —"

„Ich soll getraut werden," unterbrach sie Felicitas mit tonloser Stimme, „ich weiß nicht, mit wem; ist mir auch gleichgültig, denn ich werde nein sagen. Mein Vater mag mich zwingen, wozu er will, dazu wird er mich nimmermehr vermögen. Ich habe mit heiliger Versprechung gelobt, ein jungfräuliches Leben zu führen, um meine Mutter, die durch

ihre Verheiratung schwer gesündigt, weil sie hierbei ihren Glauben verleugnete, zu erlösen. So wird Gott eins in das andere rechnen —"

„Papistischer Trug!" fuhr die Pfarrerin ungeduldig heraus. „Sag' mir aber, wie alles so gekommen?"

Felicitas erzählte und schloß unwillig:

„Es empört mein Blut, daß mein Vater gerade die Strafe gewählt hat, die mich am schwersten trifft. Mag er mich von sich stoßen, aber nicht meine Seele morden! Ich will nicht und ich thue es nicht," rief sie. „Er soll sehen, daß sein Blut auch in meinen Adern fließt."

„Aber Kind, der Lieutenant Mühlnarky —"

Ein Strahl heimlicher Freude blitzte über das Gesicht der Jungfrau, als sie sagte:

„Der ist es also! Und sagtet Ihr nicht heute morgen, er sei auf den Tod verwundet? Sieh da, Gottes Finger! Das wußte mein Vater nicht, als er mich ihm bestimmte. So geschehe denn, was er verlangt; ich will ja sagen. Und in einigen Tagen bin ich frei, und wer will die Frau des Lieutenants, die der elterlichen Gewalt entronnen ist, hindern, dann zu thun und zu lassen, was sie mag!"

Die Pfarrerin fand sich in diesem Gedankengang nicht gleich zurecht. Felicitas aber ließ ihr gar nicht weiter Zeit, sondern sagte:

„Und nun kommt und helft mir mich festlich anzukleiden. Dort das weiße Obergewand mit Silber — so ziemt es sich für eine Himmelsbraut."

Während die Pfarrerin oben beschäftigt war, Felicitas zu schmücken, war Waldow unten mit Münchingen und Flerschheim zusammen. Er erzählte, ohne seine Tochter zu

erwähnen, daß er sichere Kenntnis habe von den Verrätereien der Jesuiten und schloß:

„Und ich will strenges Gericht halten: sie werden heute noch beide gehängt.“

„Hab' ich's Euch nicht gesagt,“ rief Münchingen, „Ihr werdet Ungelegenheiten haben mit den Jesuitern? Ob Ihr aber wohl thut, die Kaiserlichen zu erzürnen dadurch, daß Ihr also gegen sie verfahrt, muß ich billig bezweifeln.“

„Sie werden gehängt,“ antwortete Waldow ruhig.

„Auch ich muß dawider reden,“ sagte Flerschheim. „Durch meinen Schwager ist mir kund geworden, daß die Belagerer geneigt seien, einen Akkord mit uns zu machen auf günstige Bedingungen. Und die Festung ist ja doch nicht länger wohl als vierzehn Tage zu halten. Und also stehen in diesem Lande die Sachen, wie Ihr wohl wisset, daß uns jeder günstige Akkord verweigert werden wird, wenn man den Jesuitern ein Härlein krümmt.“

„So soll ich die Verräter frei ausgehen lassen?“ erwiderte Waldow. „Das wäre mir eine sonderliche Kriegszucht und ein übel Kommando auf einer Festung. Sie werden gehängt. Dabei bleib' ich.“

Flerschheim und Münchingen aber drangen immer weiter in Waldow und versuchten, ihn mit allen Gründen von seinem Vorsatz abzubringen. Und Waldow gab endlich ein wenig nach und sagte:

„So will ich euch soweit zu Gefallen sein, daß ich nur einen hängen lasse. Da aber beide gleich schuldig sind, so sollen sie um ihr Leben würfeln.“

„Das werden die hochwürdigen Patres nicht thun,“ warf Münchingen ein.

„So hängen beide,“ sagte Waldow. „Das ist mein Letztes. Ihr, Flerschheim, schickt sofort einen Lieutenant mit einer Wache hin und schließt sie in Ketten. Euch aber, wohledler Herr Oberst, überlasse ich die seelsorgerliche Einwirkung auf die Herzen der beiden, damit sie sich zum Würfeln entschließen, auch wenn es sie eine Sünde dünkt. Wenn sie sehen, daß es den Ernst gilt, und daß in den Würfeln Leben oder Tod liegt, so werden sie, achte ich, rasch nach denselben greifen. Zuvor aber bitte ich noch die Herren, mir als Zeugen bei einer Kopulation zu dienen. Meine Tochter und der Lieutenant Mühlnarkh, ob er gleich verwundet ist, sollen noch heute getraut werden. Festivitäten vermag ich bei dem Mangel an Lebensmitteln nicht zu veranstalten, auch ziemen sich solche bei der Verwundung des Bräutigams wenig.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Felicitas erschien, bleich, aber aufrechten Ganges und sagte:

„Ich bin bereit, Vater.“

„So kommt, daß diese Sache geordnet werde,“ sagte Waldow, ergriff die Hand seiner Tochter und geleitete sie hinüber. In Mühlnarkhs Quartier angekommen, hieß Waldow die Begleiter warten, bis der Pfarrer und die Pfarrerin zur Stelle seien, und trat bei dem Lieutenant ein, der auf einem Ruhebett lag. Er erzählte ihm offen, was sich mit Felicitas begeben, und Mühlnarkh, der nur mühsam seine Schmerzen bezwang, sagte:

„Ich bleibe auch heute bei meinem Wort, Herr Kommandant, und bin bereit, in den Ehestand mit Eurer Tochter zu treten. Nur fürchte ich, daß sie allzu bald Witwe werde.“

„Da sei Gott vor!“ rief Waldow. „So gefährlich ist

ja Eure Wunde nicht. Ihr seid ein jung' frisch' Blut und tragt manche Narbe an Eurem Leibe. So werdet Ihr mit Gottes Hilfe auch diesmal wieder genesen. Und meine Tochter, hoffe ich, wird ebenfalls genesen. Diese an der Seele, Ihr an dem Leibe. Und nun will ich die Braut holen."

Er ging hinaus und trat kurze Zeit darnach wieder mit Felicitas ein. Mühlnarkh verbiß seine Schmerzen und lächelte freudig, als er seiner Braut ansichtig wurde. Diese ließ ihre Augen über das bleiche, schöne Gesicht Mühlnarkhs schweifen: die Blicke beider begegneten sich und hafteten einen Augenblick ineinander. Eine heiße Röte schoß in die Wangen der Jungfrau, und ein eigentümliches Gefühl zog durch ihr Herz. Doch nur einige kurze Sekunden, dann war sie wieder die kalte, gleichgültige Jungfrau, die eine schlaffe Hand in die Mühlnarkhs legte.

Der Pfarrer machte seine Sache so kurz als möglich; in einer Viertelstunde war die Ceremonie vorüber: Felicitas von Waldow war vor Gott und der Welt das Eheweib des Lieutenants Gottfried von Mühlnarkh. Als der Pfarrer das Schlußgebet gesprochen hatte, umarmte die Pfarrerin die Freundin und flüsterte ihr ins Ohr:

„Dein Gatte ist krank und verwundet, hat vielleicht nicht lange zu leben. Zeig' ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, wie Frauenliebe einen Mann beglücken kann. Willst du das, mein Kind?"

„Ich will es, wenn ich kann," sagte Felicitas.

Nun trat ihr Vater auf sie zu, küßte sie auf die Stirne und sagte leise:

„Vergiß, was hinter dir liegt, und auch ich will vergessen."

Dann fügte er laut hinzu:

„Was zur Einrichtung notwendig ist, wird heute noch aus der Kommandantur herüber geschafft werden; auch an Lebensmitteln und stärkendem Wein für den Kranken, soviel davon noch vorhanden, soll es euch nicht fehlen. Lassen wir nun die beiden für sich."

Er reichte Mühlnarkh die Hand, berührte noch einmal flüchtig die Stirn seiner Tochter und ging dann mit den anderen hinaus.

Mühlnarkh und Felicitas waren allein. Felicitas stand abgewandt von ihm; ihre Brust wogte, die verschiedensten Empfindungen zogen durch ihr Herz: Trotz und Verzagtheit, Lebensmut und Lebensmüdigkeit. Sie kämpfte einen Kampf gegen die Gewalt, der sie sich hatte fügen müssen, und einen Augenblick besann sie sich, ob sie nicht einfach das Zimmer verlassen solle. Da hörte sie eine matte Stimme, die „Felicitas" rief, und als sie sich umwandte, sah sie Mühlnarkh auf dem Ruhebett, auf dem er sich bis jetzt halb aufrecht gehalten hatte, ohnmächtig zusammensinken. Er hatte sich zuviel zugemutet, sein Verband hatte sich gelockert und das Blut strömte aufs neue. Rasch eilte Felicitas an sein Ruhebett; einen Augenblick stand sie ratlos, dann aber gab ihr weibliches Gefühl ihr sofort ein, was zu geschehen habe. Sie legte ihn zurecht, brachte seinen Fuß in eine richtige Lage, indem sie ein Kissen unterschob, und spritzte ihm dann Wasser ins Gesicht. Doch es dauerte lange, bis Mühlnarkh die Augen öffnete. Als er sie aber aufschlug und ihr ängstlich über ihn gebeugtes Gesicht sah, brach ein Freudenstrahl aus seinen schwarzen Augen.

„Bist du da, Mutter?" murmelte er, suchte sich ein

wenig aufzurichten und haschte nach ihrer Hand. „Bleib', geh' nicht fort! Es ist lange, daß du deinen Gottfried nicht die Hand gegeben."

Er sank zurück und schloß die Augen wieder. Felicitas ließ ihm die Hand, fuhr ihm mit der anderen über die Stirne und sagte halblaut:

„Schlafe, Gottfried, so wird's besser werden."

Ein Lächeln glitt über die Züge des Ermatteten; ihre Hand hielt er fest in der seinen, und so saß sie lange, lange und dachte über ihr Schicksal nach, das sie so plötzlich an diesen Mann gekettet hatte. Nach einer Mutter sehnt er sich: sie gab sich das feste Versprechen, ihm eine Mutter zu sein.

Waldow hatte inzwischen den Lieutenant kommen lassen, dem die Fesselung der Jesuiter übertragen war, um seinen Bericht zu hören. Der meldete, daß Pater Ignatius in einem Anfall seiner Krankheit sich aus dem Fenster gestürzt habe und zerschmettert am Boden gefunden worden sei. Den anderen habe er in Ketten gelegt.

Waldow schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Es ist gut so. Er soll in Ketten bleiben, bis ich weiteres beschlossen habe."

Er entließ den Lieutenant und ging dann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er murmelte:

„Ich will seines Lebens schonen; er ist zudem der weniger Schuldige. Aber die Angst, daß der Strick seiner warte, soll er kosten. Geht die Festung über, so wird er von selbst frei. Ich werde ihn heute so wenig wie vor acht Monaten frei geben."

Und die Uebergabe der Festung war nur noch eine

Frage der Zeit. Auf Begehren der Kaiserlichen ritten Waldow und Flerschheim in den nächsten Tagen zu den kaiserlichen Offizieren hinaus. Hierbei vertraute Vernemont seinem Schwager an, daß man wohl wisse, die Festung könne sich noch auf drei Monate halten; der Brief des Kommandanten war also richtig geöffnet worden, der Verrat der Jesuiten lag offen am Tage.

Doch das wurde das Glück für die Festung. Da den Kaiserlichen daran lag, dieselbe möglichst rasch in ihre Gewalt zu bekommen, so boten sie selbst günstige Bedingungen an, die nicht gemacht worden wären, wenn sie gewußt hätten, daß die Festung längstens in vierzehn Tagen sich auf Gnade oder Ungnade doch hätte ergeben müssen.

Und so wurde denn im Verlauf einiger Tage die vorläufige Bedingung der Uebergabe festgesetzt, und Waldow behielt sich nur noch vor, die Meinung der Garnison darüber zu hören. Die hauptsächlichsten Bedingungen des Akkordes waren: die Festung sollte mit allem Zubehör übergeben werden, die beiderseitigen Gefangenen sollten frei sein. Die ganze Garnison durfte mit Sack und Pack, Troß, Pferden und Wagen, Ober- und Untergewehr, mit brennenden Lunten, Kugeln im Mund, gefüllten Bandelieren unter Trommelschlag frei und ungehindert abziehen und mußte von den Kaiserlichen bis nach Kehl geleitet werden. Den Kranken und Verwundeten sollte solange Quartier gegeben werden, bis sie gesund würden. Alle württembergische Beamte, geistliche und weltliche, sollten in den Schutz der kaiserlichen Majestät aufgenommen werden und gehen dürfen, wohin sie wollen, ohne daß das Geringste von ihrem Eigentum ihnen genommen werde. Was dem Herzog von Württemberg und seinem Hofe

gehöre, solle von Kommissaren in besondere Obhut genommen und dem Herzog sorglich aufbewahrt werden.

Es war Ende Juli, als Waldow die ganze Garnison und die Angesehenen unter den Geflüchteten im Hofe der Festung versammeln ließ und, begleitet von allen Offizieren, unter sie trat. Nachdem Stille eingetreten war, sprach er:

„Weil nun die Zeit verflossen, darinnen wir des Sukkurses vertröstet worden, auch kein Mittel einiger Hilf' oder Entsatz vorhanden, daneben aller Vorrat an Brot und Wein aufgezehrt und wir je länger, je ernstlicher belagert, allbereits auch mit grobem Geschütz attackiert werden, so wollet ihr die Sache wohl erwägen, ob wir es auf die äußersten Extremitäten können kommen lassen. So man das thut, so stehen die Sachen gemeiniglich sehr gefährlich, und wo eine Festung stürmender Hand erobert wird, sonderlich so sie dem Feinde viel zu schaffen gemacht, da wird keines Menschen verschont. Somit wird es uns, den Kommandanten und Befehlshabern der Festung, kein Mensch verdenken, wenn wir, nachdem wir ganze elf Monate die Festung gehalten, wie redlichen, ehrlichen Soldaten ziemt, die ehrlichen und reputierlichen Konditiones in Erwägung genommen haben, die uns von den Kaiserlichen geboten sind. Fürchte, wenn wir solche nicht annehmen, daß wir uns hernach mit Spott und Schaden auf unleidentliches Geding ergeben müssen. Die Konditiones aber sind folgende."

Er verlas die Bedingungen und wandte sich dann an Werner von Münchingen und Major von Flerschheim mit der Bitte, öffentlich zu bestätigen, daß es sich also verhalte, wie er gesagt hatte. Diese thaten das, und so wurde einhellig beschlossen, in Gottes Namen die Uebergabe geschehen

zu lassen und die Kommandanten zu beauftragen, die Akkordsverhandlungen ernstlich und kräftig einzuleiten. Die knurrenden Mägen der Versammelten halfen leicht über etwaige Bedenken weg, und die Bedingungen waren so, daß auch der tapferste Soldat sie eingehen konnte.

In den letzten Tagen des Juli wurde der Akkord schriftlich aufgesetzt und von Achilles de Soye und Rüdiger von Waldow unterschrieben und untersiegelt. In den ersten Tagen des August sollte der Abzug stattfinden. Bereits wurden Lebensmittel heraufgebracht, und den Offizieren mangelte es schon nicht mehr an allem, was sie bedurften. Reges Leben herrschte in der Festung: jeder packte zusammen, was er irgend noch an Gütern besaß, um es mitzunehmen. Dabei kamen Waldow und Münchingen noch hart aneinander. Waldow begehrte von dem fürstlichen Silbergeschirr soviel, als tausend Gulden Werts hatte. Er könne eigentlich zweitausend fordern, wollte aber den toten Jesuiten für tot ansehen und nur den Pater Aloysius mit tausend Gulden in Rechnung ziehen. Dieser werde sich ja mit Münchingen nach Stuttgart zu der österreichischen Regierung begeben; die mögen das Fehlende in dem herzoglichen Silberschatz ersetzen.

Münchingen weigerte sich auf das bestimmteste, das Geringste von dem ihm anvertrauten Gut herauszugeben und berief sich auf den Punkt des Akkordes, wonach alles, was des Herzogs sei, dem kaiserlichen Kommissär zur Ablieferung an den Herzog übergeben werden müsse.

Da lachte Waldow hell auf und rief:

„Ihr seid und bleibt ein einfältiger Schwab'.“

„Und Ihr seid ein märkischer Dickkopf,“ erwiderte Münchingen und griff an den Degen.

„So wären wir quitt, und den Degen könnt Ihr in der Scheide lassen,“ entgegnete Waldow. „Ich aber sage Euch: von all dem, was Ihr elf Monate so ängstlich gehütet, wird kein Groschen wieder in die Hand Eures Herrn kommen; ich kenne die kaiserlichen Kommissäre. Wenn Ihr klug wäret, so würdet Ihr von dem, was da ist, retten, so viel Ihr könnt. Ihr schüttelt den Kopf und wollt's nicht thun. Das ist Eure Sache. Ich aber werde mir meine tausend Gulden aus dem herzoglichen Silberschatze nehmen, und wenn es mit Gewalt geschehen muß.“

„Dafür will ich wohl sein!“ warf Münchingen ein.

„Ihr? Noch bin ich Kommandant. Und wenn Ihr kein Narr seid, so müßt Ihr froh sein, wenn ich Gewalt brauche. Ihr seid dann außer Schuld und könnt meinetwegen im ganzen Herzogtum herumschreien, der Kommandant der Festung Asperg habe dem Herzog sein Silbergeschirr geraubt. So kommt doch etwas von diesen Schätzen in die rechte Hand. Denn alles, was ich nicht nehme, das geht trotz aller Akkordsbedingungen nach Oesterreich. Darauf will ich einen leiblichen Eid thun.“

„Thut, was Ihr wollt,“ sagte Münchingen verdrießlich und wandte sich, zu gehen. „Ich fahre mit ehestem nach Stuttgart.“

„Vergeßt nicht den Jesuiter ledig zu lassen und ihm einen Platz in Eurem Reisewagen zu verstatten,“ rief ihm Waldow mit Hohn nach. „So kann Euer Einzug zu Stuttgart zu einem Triumphzug werden.“

Münchingen drehte sich um und sagte:

„Das will ich, Herr Oberstlieutenant, ob es Euch gefällig ist oder nicht.“

Waldow lachte und entgegnete:

„Thut das, doch nicht eher, als ich das Kommando dieser Festung abgegeben. Wer auch nur eine Minute vorher sich mit dem Jesuiter zu schaffen macht, den lasse ich selbst in Fesseln legen. Gute Zeit, Herr Oberst!“

Er verbeugte sich förmlich, und Werner von Münchingen ging.

Und wie er gesagt, so geschah es. Als Werner von Münchingen abzog, nahm er den Jesuiten mit. Waldow aber eignete sich aus dem herzoglichen Silberschatz soviel an, als er den Jesuiten wert erachtete. Wenn er dabei nicht so gar genau rechnete, so beschwerte ihm dies das Gewissen nicht übermäßig. Und seine Voraussagen traf ein; denn von allen Schätzen, welche der Herzog von Württemberg auf den Asperg geflüchtet hatte, sah er nicht eines Hellers wert wieder. Einige der kostbarsten Sachen ließ sich nach der Besitzergreifung der Festung der damalige Herr Württembergs, der König Ferdinand von Ungarn, übersenden; andere nahmen die Kommissäre an sich, wieder anderes fiel den kaiserlichen Offizieren als Beute zu. Noch monatelang nachher lagen in den Festungsgräben kostbare Kleider, welche den württembergischen Prinzessinnen gehörten und verfaulten dort. Die kaiserlichen Offiziere aber statteten sich mit dem Vorgefundenen so herrlich aus, daß sie Fürsten und Grafen glichen.

VIII. Kapitel.

Von all den Vorgängen vor und bei der Uebergabe der Festung war nur wenig in das Krankenzimmer gedrungen, in welchem Mühlnarkh lag, von Felicitas verpflegt. Ein heftiges Wundfieber hatte ihn ergriffen; tagelang war er ohne Besinnung, und nur manchmal öffnete er die Augen und blickte um sich. Fiel sein Blick nicht auf Felicitas, so wurde er unruhig, griff mit den Händen umher, als ob er etwas suche, und nannte leise stöhnend ihren Namen. Nur wenn Felicitas ihm die Hand gab oder ihre Hand auf seine Stirne legte, wurde er ruhiger.

Und ruhiger wurde es allmählich auch in ihrem Herzen. Die unablässige Sorge um den Kranken, dessen angetrautes Weib sie einmal war, ließ ihr keine Zeit, der Vergangenheit nachzuhängen und in Empfindungen zu schwelgen. Langsam und allmählich wich der Druck, der auf ihr gelegen, von ihrem Herzen, und die von jesuitischen Künsten zerknickte Blume richtete sich wieder auf — noch nicht im Sonnenschein der Liebe, aber in treuer Erfüllung der Pflicht, die ihr zugefallen war. Manchmal aber, wenn sie bemerkte, wie ihre Nähe auf den Kranken so beruhigend wirkte, wie er auch im Fieber unruhig wurde, wenn sie nur einen Augenblick sich aus dem Zimmer entfernt hatte, kam ihr das Wort der Pfarrerin in den Sinn, was Frauenliebe einem Mann sein könne. Wenn sie sich freilich fragte, ob sie ihren Gatten liebe, so sagte sie sich selbst ein hastiges Nein. Aber sie gelobte sich, wenn er genesen, ihm eine treue und sorgsame Ehefrau zu sein. Und wenn sie dann weiter dachte, was geschehen solle, wenn er sterbe, und sie sich das Kloster ins

Gedächtnis rief, so hatte das Wort längst nicht mehr den anziehenden Klang, der ihm früher inne gewohnt hatte. Ja der Gedanke, den Gatten hergeben zu müssen, fing allmählich an, ihr ein unangenehmer und bald ein schrecklicher zu sein. Einmal, als er wieder im Fieber dalag und sich nicht beruhigen wollte, beugte sie sich über ihn und drückte einen Kuß auf seine Lippen. Und Gottfried legte die Arme um sie und drückte sie so fest an sich, daß sie sich nicht loszuringen vermochte. Doch wurde er sofort ruhig und ließ die Arme von selbst wieder auseinander gleiten.

Und dann, als das Fieber nachließ und er einige Worte mit ihr sprechen konnte — es waren warme Dankesworte — da fühlte sie ein Glück, daß sie nie gefühlt hatte. Und seine Augen, die nunmehr nicht mehr so wirr blickten, sahen sie mit einem Ausdruck an, der ihr tief zu Herzen ging.

Noch einige Tage währte es, bis das Fieber ganz nachließ; der Streifschuß an der Seite war schon in bester Heilung und auch das zerschmetterte Knie, das bisher schlimm geeitert hatte, verursachte nicht mehr so große Schmerzen. Felicitas ihrerseits wurde wieder zurückhaltender, als es seiner Genesung zuzugehen schien.

Gottfried bemerkte es, sagte aber kein Wort, und nur ein trauriger Zug zeigte sich um seinen Mund, wenn sie ihn mit kalten Augen anblickte. Und das konnte Felicitas wieder nicht ertragen und bemühte sich, herzlich und freundlich zu sein.

An dem Tage, der zum Abzug der Garnison bestimmt war, versuchte Mühlnarkh das erste Mal, aufzustehen. Und es ging besser, als er erwartet hatte. Er mußte freilich seinen Arm um Felicitas Schultern legen, um nur einige

Schritte machen zu können, und sich fest auf sie stützen. Aber sie wurde von einem eigentümlich süßen Gefühl durchschauert, als sie so die Stütze ihres Mannes war und ihn gehen lehrte wie ein Kind.

Drunten im Hof wirbelten die Trommeln und riefen die Soldaten zusammen. Gottfried ließ sich an das Fenster führen, wandte sich dann aber, schmerzlich bewegt, ab und sagte:

„Und ich bin ein Krüppel zeitlebens. Mit dem fröhlichen Kriegshandwerk ist's aus für immer. Was bleibt mir noch?“

Er beugte sein Gesicht zu Felicitas herab und sah ihr in die Augen. Und diese füllten sich mit Thränen, und indem sie ihren Arm um den Hals des Gatten legte, rief sie, ihn zum erstenmal du nennend:

„Deines treuen Weibes Liebe.“

Da preßte sie Gottfried an sich und drückte ihr Küsse auf den roten Mund, und sie erwiderte seine Liebkosungen von ganzem Herzen. Dann geleitete sie ihn sorglich auf einen Sessel, kniete neben ihm nieder und sagte, den Kopf auf sein Knie legend:

„Nun höre meine Beichte. Längst bin ich sie dir schuldig.“

„Ich weiß alles von deinem Vater,“ sagte Gottfried und zog sie zu sich empor, „du bist meine Felicitas, mein Glück. Sobald ich genesen bin, ziehen wir in meine Heimat, in den Westerwald, und wollen dort leben, unberührt von des rauhen Kriegsgottes Walten.“

„O, wenn du gesund würdest, Gottfried!“ flüsterte Felicitas. „Aber mir ist so bange um dein Leben, und dunkle Ahnungen verfinstern mir die Helle auch dieser

Stunde. Ich fürchte, ich muß büßen für das, was ich gefehlt —“

„Laß das jetzt, mein liebes Weib! Wir wollen die Stunde genießen und uns nicht um die Zukunft ängstigen. Horch, es klopft.“

Der Kommandant trat in voller Feldrüstung herein, um Abschied zu nehmen. Felicitas sprang auf, hing sich an seinen Hals und küßte ihn stürmisch. Waldow wußte nicht, wie ihm geschah; als er aber in das glückliche Gesicht seiner Tochter sah und in das eben so glückliche Mühlnarkhs, da begriff er rasch, daß sich die zwei Herzen gefunden hatten, und er flüsterte Felicitas zu:

„War's nun recht so, Frau Tochter?“

Und sie nickte und eilte zu ihrem Manne zurück.

Waldow war tief bewegt, wollte es aber nicht zeigen. Darum nahm er rasch Abschied und versprach, sobald Herzog Bernhard am Rheine seiner nicht bedürfe und Sieg erlangt habe, in Mühlnarkhs Heimat zu kommen und sie zu besuchen.

Um elf Uhr vormittags zog die Garnison mit Sack und Pack, die Bagage in der Mitte, ab; Rüdiger von Waldow verließ, die Schlüssel der Festung in der Hand, als letzter das Thor. Dann übergab er den dort harrenden kaiserlichen Offizieren die Schlüssel: die württembergische Festung Asperg war kaiserlich.

Vom Rheine ist Waldow nicht mehr zurückgekehrt; er fiel einige Jahre nachher bei der Erstürmung der lange und hartnäckig verteidigten Festung Breisach.

Einige Tage nach dem Abzug der Garnison verließ auch Pfarrer Bilfinger mit den Seinen die Festung und

kehrte in das übel zugerichtete Markgröningen zurück. Frau Elisabeth fand noch Zeit, zuvor die Freundin zu besuchen, und war hoch erfreut über das, was sie vernahm. Sie lud das junge Paar herzlich ein, sobald Mühlnarkh transportfähig sei, nach Markgröningen in das Pfarrhaus überzusiedeln und dort seine Wunden auszuheilen. Und beide sagten es mit Freuden zu.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein trüber Tag im Oktober dieses Jahres, als ein Wagen mit allerlei Hausgeräten durch das Thor von Markgröningen einfuhr, an der Kirche links bog und vor dem großen, klosterähnlichen Stadtpfarrhause hielt. Frau Elisabeth stand eben am Fenster und schaute hinaus; sie erkannte sofort die junge Frau und eilte hinab, um sie in die Arme zu schließen. Als sie ihr aber in ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht sah, über das jetzt die Thränen herabliefen, rief sie:

„Mein Gott, Felicitas, was ist dir? Dein Mann —“

„Sie haben ihn gestern begraben,“ sagte Felicitas dumpf. „Ich wußte es ja, daß ich hart büßen müßte, was ich gefehlt.“

„Armes Kind!“ sagte die Pfarrerin, nahm den Arm der Freundin und führte sie in die warme Stube hinauf. Nachdem sich Felicitas ein wenig erholt hatte, erzählte sie, daß ihr Mann scheinbar wieder ganz gesund gewesen sei, wenn auch sein Fuß ganz steif geblieben war; daß aber plötzlich vor vierzehn Tagen die Wunde am Knie aufs neue aufgebrochen und der Brand dazu gekommen sei.

„Und nun,“ schloß sie, „bin ich zu Euch gekommen, so Ihr mir ein Plätzlein in Eurem Hause gönnen wollt. Es

ist ja ganz klösterlich bei Euch!“ fügte sie mit mattem Lächeln hinzu.

Rasch entgegnete Frau Elisabeth:

„Ei, Felicitas, kommen dir schon wieder solche Gedanken?“

Felicitas schüttelte den Kopf und sagte, wieder lächelnd:

„Nein, Frau Pfarrer, derartige Gedanken hegt eine Frau nicht, welche die Sorgen einer Mutter hat.“

„Glück zu, Felicitas!“ rief Frau Elisabeth, sie umarmend. „Ich will dir eine treue Beraterin sein, und mein Mann wird dem Kinde, deß du seinerzeit fröhlich genesen mögest, den Vater ersetzen. Er ist,“ fügte sie mit Stolz hinzu, „nicht bloß ein gewaltiger Theologus, sondern auch ein sonderlich guter Pädagoge.“

Geschäftig eilte nun die Pfarrerin hin und her und brachte der Freundin warmen Wein; dann führte sie dieselbe in den oberen Stock ihres Hauses hinauf, wo zwei hübsche Stübchen waren, die sie der Freundin einräumen wollte. Und bald fühlte sich Felicitas in dem gastlichen Pfarrhause wohl; doch war sie noch stiller, als sie früher gewesen war.

Im Frühjahr gebar sie ein Mädchen; aber die Geburt kostete der Mutter das Leben. Wie eines eigenen Kindes nahm sich Frau Elisabeth des Waisleins an, und als es getauft wurde, erhielt es die Namen Felicitas Elisabeth. Im selben Jahre wurde Bilfinger zum Stadtpfarrer in Nürtingen ernannt. Als er von Markgröningen abzog, versäumte er nicht, ein kleines Büchlein mitzunehmen, in welchem er alles, was sich an Kriegsereignissen auf dem Asperg während der Belagerung zugetragen, fast Tag für Tag auf-

gezeichnet hatte. Den Schluß hatte er in Markgröningen beigesetzt, und er lautete also:

„So hat Gott der Herr diese Festung, ohnzweifelich um unserer Sünd' und Unbußfertigkeit willen, nit nur mit einer, sondern etlichen Plagen zumal heimgesucht, als: wir hatten den Krieg von außen und innen; die schönen Flecken und Dörfer Asperg, Thamb, Eglosheim wurden ganz in die Aeschen gelegt; alle anderen Ort an Städten, Dörfern, Feldern um den Berg wurden jämmerlich verhergt und verderbt. So risse die Hauptkrankheit auf den Berg grausamlich ein, daß inwährend der Plocquirung über 400 Personen an Burgern und Bauern daran gestorben. Ist auch das Elend desto größer gewesen bey den Kranken, dieweil sie keine Mittel, Medikament oder Labsal haben können, weil uns alle Zufuhr und Zugang von den Kaiserischen gesperrt gewesen."

Daß er aber sich als ein rechter Pfarrer und Seelsorger bewiesen, des zum Beweise legte er seinem Büchlein ein Zeugnis des Kommandanten Waldow bei, in welchem dieser ihm attestierte, „daß er die ganze Zeit her sich in seinen Predigten und anderen Gottesdiensten nicht allein ganz fleißig und eifrig erzeigt, sondern auch mit Besuchung der Kranken sich sowohl bei Tag als Nacht keine Müh' oder besorgende Gefahr bedauern lassen, dazu sich in anderen seinem Thuon und Wesen gegen männiglich ganz friedlich und schiedlich erzeigt, ja also dasjenig prästiert und geleistet hat, was einem getreuen, fleißigen und aufrichtigen Kirchendiener in allweg zu thuon gebührt."

In Nürtingen erlebte Bilfinger die endlich im Jahre 1638 erfolgte Rückkehr seines Landesherrn, Eberhards III., dem

nun auch der Asperg wieder eingeräumt wurde. Freilich kamen die Kaiserlichen noch einmal in den Besitz der Festung und erst nach dem Frieden 1649 wurde sie wieder württembergisch. Der Herzog ließ den Berg auf neue Art fortificieren und sehr schön in stand setzen, wie es auf dem Bilde Merians zu sehen ist.

Felicitas Elisabeth wuchs in der treuen Hut ihrer Pflegeeltern zur blühenden Jungfrau heran. Und als Bilfingers Sohn, Johann Ludwig, das Amt eines Stadtschreibers in Nürtingen erlangt hatte, wußte er keine bessere Ehefrau in sein Haus einzuführen, als die Enkelin des Kommandanten vom Asperg.

Das letzte Ketzergericht.

I. Kapitel.

Durch dichten Herbstnebel fuhr an einem Septembermorgen des Jahres 1775 eine schwerfällige, gelb angestrichene Postkutsche auf der Straße von Biberach her der schwäbischen Reichsstadt Ulm zu. Ab und zu beugte sich ein halbverschlafenes, übernächtiges Gesicht aus dem Fenster, um zu schauen, ob der Nebel sich noch immer nicht verziehen wolle oder über demselben endlich der Turm des Ulmer Münsters hervorrage. Und wirklich, als der Postwagen eine lang sich hinziehende Anhöhe emporkroch, schien der Nebel sich zu teilen; die Sonne, welche bisher nur wie eine matte, rote Scheibe hinter demselben sichtbar gewesen war, fing an zu leuchten, und durch wallende und wogende Nebelfetzen blitzte lichtblau der schönste Herbsthimmel hernieder.

Da ertönte plötzlich aus dem Innern des Kastens eine frische, kecke Stimme: „Schwager, halt! Das ist ja Schildkrötengang, wo mein Herz Adlerflüge nimmt. Ich will nicht in deinem Marterkasten dem ehrwürdigsten Denkmal deutscher Größe, dem Münster zu Ulm entgegenfahren."

Der Postillon hielt, und aus der Kutsche sprang ein

junger, breitschultriger Mann — er mochte die Mitte der Zwanziger erreicht haben, — schloß die Wagenthüre hinter sich, rief den Insassen ein B'hüet Gott! zu und ließ bald, stark ausschreitend, den Postwagen hinter sich.

Als er auf der Anhöhe angekommen war, sanken eben die Nebel am Münsterturm hernieder, und langsam und majestätisch stieg das kühne Bauwerk aus dem Nebelmeer auf. Der junge Mann, dessen Seite der Degen des Studenten zierte, breitete seine Arme aus und rief:

„Sei mir gegrüßt in deiner Majestät, mein Münster, du Wahrzeichen meiner Jugend! Nie bin ich an dir vorübergegangen, wenn du im Morgenrot leuchtetest oder wenn in Winternächten deine Zinnen der Mond vergüldete oder der Polarstern über dir flammte, ohne in Ehrfurcht aufzuschauern, ohne Träume entzückter Bewunderung für deine Baumeister, die dich himmelan türmten."

Er blieb wie verzückt stehen und schaute mit seinen leuchtenden blauen Augen hinüber. Dann fuhr er aus seinen Träumen auf, nahm den kleinen dreispitzigen Hut vom Kopfe und strich sich mit der Hand über das aschblonde, wellige Haar.

„Ah, das ist Morgenluft!" fuhr er fort. „Und die Morgenluft göttlicher Aufklärung geht durch die Welt, und wie die Schatten der Nacht schwindet die Finsternis des Pfaffentums."

Er setzte sich am Raine nieder und sah in die taufrische Welt hinein, die sich immer weiter vor seinen Blicken ausbreitete. Das Münster war jetzt in seiner ganzen riesigen Größe emporgetaucht, und über die steilen und zackigen Giebel der Stadt zogen die Nebelfetzen davon. Der junge

Mann blickte in das Wogen hinein; plötzlich lachte er auf und rief:

„O frommer Pfarrer und Dekan von Herrlingen, der du meine Jugend mit dem Haß gegen die erfüllt hast, die in jenem Münster zum selben Gott beten wie wir und nur ein Stück weiter sind in der Erkenntnis, wenn du jetzt in das Herz deines Zöglings sähest, der all das Zeug, das du in seine kindliche Seele pflanztest, Hexen und Geister, Teufel und Besessensein, mit Besemen hinausgekehrt hat, du würdest dein mageres Gesicht in Falte legen und sprechen: „Joseph Nickel, begabter Sohn eines achtungswerten Vaters und trefflichen Bierbrauers zu Ehrenstein, dich wird zuletzt noch der Teufel holen. Denn deine Gaben sind dir zum Verderben geworden.“ Und ihr, ehrwürdige Väter vom Jesuitenkollegium in Augsburg, die ihr mir die Lust zur Theologie gründlich ausgetrieben habt durch euer Geschwätz von Wundern und Heiligen und mich doch als die Zierde des Kollegiums nicht ziehen lassen wolltet, da ich mich der edlen Rechtswissenschaft zuwandte — ja, wo seid ihr jetzt? Weggeblasen vom Kollegium durch den Machtspruch des erleuchtetsten Papstes, der je auf dem Stuhl Petri saß — o Jahrhundert, da sogar Päpste aufgeklärt werden!“

Er klopfte mit dem kleinen Stöckchen, das er in der Hand hielt, auf seine Stulpenstiefel, in welchen enge gelbe Hosen steckten, und sah vergnüglich zu, wie ringsum der Nebel sich verzog. Dort rechts blitzte nun ein langer silberner Streif auf, die Iller, welche ihre raschen Gewässer hier mit der Donau vereinigt, und aus dem Nebel tauchten die weißen Mauern von Kirche und Kloster Wiblingen empor. Dankbaren Herzens gedachte Joseph der Zeit, die

er dort bei den Benediktinern zugebracht hatte: er hatte sie lieb gewonnen, wie auch sie an dem aufgeweckten Burschen ihre helle Freude gehabt hatten. Nun blickte er links hinüber, wo die Felsen und bewaldeten Höhen des Blauthales aus dem Nebel hervortraten. Schon kamen auch die hohen Gebäude des Klosters Söflingen zum Vorschein, welche das nahe bei Ulm gelegene Dorf überragten, und jetzt öffnete sich der Blick dem Ehrenstein zu, einem gewaltigen Felsblock, an dessen Fuß das heimatliche Dörfchen lag. Plötzlich zog ein Schatten über Nickels Gesicht. Er sprang auf, stülpte den Hut auf den Kopf und schritt weiter, indem er murmelte: „Weg da, ihr Schatten! Ich will mir die Freude an der Heimat nicht durch widrige Familienverhältnisse vergällen lassen. Begierig bin ich aber doch, wieviel ich von meinem Vermögen noch aus den Klauen der Pfaffen und Oberamtleute herausbekomme. Wie Spinnen und Latwege sind mir die beiden zuwider."

In Gedanken versunken ging er weiter; er hörte kaum, wie der schwerfällige Postwagen an ihm vorbeirumpelte und fuhr erst aus seinem Sinnen auf, als eine Stimme ihn anrief:

„Joseph, Freund meiner Seele, da bist du ja!"

„Du, Freund Konold!" rief Joseph, und im nächsten Augenblicke lagen sich die Freunde in den Armen und küßten sich.

„Nun haben wir dich, du Flüchtling, nun sollst du uns nicht sobald mehr entrinnen," rief Johann Philipp Konold. „Und bist du noch so gelehrt geworden: in den Vorlesungen, die allhier zu Ulm gehalten werden, wirst du manches neue lernen. Oder gar bald uns hier lehren? Das

wäre etwas! Ja, wir haben gelehrte Professoren, den Johann Jakob Widmann und den Leonhard Ehemann. Und denk' dir, seit einem Monat ist auch der Miller in Ulm, Vikar am Gymnasium" —

„Der Johann Martin?" unterbrach ihn Nickel.

„Der Sohn des Pfarrers am Münster," sagte Konold, „ein paar Jahr älter als ich. Wird in deinem Alter sein."

„Ach der," sagte Nickel. „Wenn er nichts anderes geworden ist, als er war, dann ist er kein Feuergeist, wie sie unsere Zeit hervorbringt."

„Aber ist bei dem Klopstock gewesen in Hamburg. Wie, Joseph, entzückst du dich nicht bei diesem Namen? Ist dein Herz erkaltet für den herrlichen Sänger des Messias?"

„Der Christoph Martin Wieland von Biberach ist mir schon lieber," warf Nickel hin.

„Da weiß ich dir einen in Ulm, der wird dich wieder für Klopstock schwärmen lehren. Der Schubart ist seit einem halben Jahr hier, nachdem sie ihn in Augsburg vertrieben haben."

„Der Schubart!" rief Joseph erfreut. „Das ist der wahre Feuergeist. O mit Entzücken lese ich seine ‚Deutsche Chronik'. Er ist zwar als ein ganz vermaledeiter Ketzer überall verschrieen, wo die Pfaffen das Wort haben, aber keiner kämpft tapferer wider die Finsternis als er. Kennst du ihn? Mit dem mußt du mich bekannt machen."

„Wenn du ein paar Abende im Gasthaus zum „Baumstark" zubringst, so wirst du ihn sehen. Dort sitzt er, trinkt und raucht und diktiert seine Zeitung. Und von überall her kommen die Gelehrten und der schönen Künste Beflissene

nach Ulm und suchen ihn auf. Auch der Goethe soll diesen Sommer bei ihm gewesen sein."

„Den hätt' ich sehen mögen," rief Nickel. „So jung er ist — in Millers Alter glaub' ich — die ganze schöngeistige Welt spricht von ihm."

„Und unsere Stadt," fügte Konold mit Stolz bei, „giebt dem Schubart Schutz und Freiheit wider alle seine Feinde! Wir beide sind ja nicht seines Glaubens —"

„Aber über die Vorurteile der Konfession längst hinaus; nicht wahr, Philipp?"

„Wir Männer," sagte Konold. „Aber der Schubart entzückt auch die Frauen. Solltest meine Schwester hören!"

„Wie lebt Demoiselle Theodore?" fragte Joseph rasch.

„Zart und schwach wie seit etlichen Jahren," antwortete Konold; „aber ein Rot zog über ihre bleichen Wangen, als dein Brief kam, der deine Heimkehr meldete. Du wohnst doch bei uns?"

„Im elterlichen Hause hab' ich nichts zu suchen; dort herrschen die Pfaffen und Amtleute," sagte Nickel. „Das ist's ja eben, warum ich heimkam; oder hast du nichts gehört von dem, was zu Ehrenstein vorgegangen ist?"

„Daß dein Vater vor einem Jahr gestorben ist —"

„Und daß von dem reichlichen Vermögen, das er hinterließ, der Sohn keinen Kreuzer mehr erhielt und Schulden machen mußte. Und was mich noch am allermeisten ärgert: dieser Geldmangel trägt die Schuld, daß ich den erleuchtetsten Geist des Jahrhunderts, den Voltaire, nicht gesehen habe.

„Du warst in Genf?" fragte Konold erstaunt.

„Expreß deshalb, um den Voltaire zu sehen und seine Bekanntschaft zu machen. Da hast du den Unterschied

zwischen dem Miller und mir: Der reist dem kalten Norden zu, dem Klopstock nach; ich zum heißen Süden, den Voltaire zu sehen. Er dem gemütreichsten und frömmsten Manne nach, ich dem geistreichsten und gottlosesten des Jahrhunderts."

„Joseph, Joseph, wie redest du!" warnte Konold. „Mit voltairischem Gift getränkt kommst du —"

„Schwätzt der auch wie die Pfaffen!" lachte Joseph. „Bruderherz, das soll uns nicht entzweien. Ich sag' dir, der Voltaire ist ein Geist, an dem noch die kommenden Jahrhunderte hinaufstaunen werden. Hat er nicht den großen Preußenkönig, die Leuchte des Jahrhunderts, zum Freunde? Hat er nicht in jahrelangen Mühen, uneigennützig und selbstaufopfernd die Sache des unschuldig gemordeten Protestanten Jean Calas bis zum Parlament hinauf geführt, sein Andenken gerettet und die Ehre seiner Familie wieder hergestellt? Und dann schrieb er den berühmten Traktat über die Toleranz. Und daß jetzt im Pfaffenwinkel Deutschlands, in Oesterreich, die Sonne der Toleranz scheint von dem herrlichen Angesichte des Kaisers Joseph, wem verdankt es die Welt, als den Ideen, die von Voltaire ausgegangen sind! Und das nennen sie dann Gift!"

„Nicht das, Freund," sagte Konold. „Aber was er gegen die Religion geschrieben." Er schob seinen Arm unter den Josephs und sagte: „Joseph, du bist stets ein rascher und kecker Geselle gewesen und ein unruhiger Geist. Du kommst von Städten, da eine andere Aufklärung herrscht, als in demjenigen Teile Schwabens, den der Schubart kürzlich den finstersten und unaufgeklärtesten Winkel des katholischen Schwabens genannt hat. Hüte dich, Joseph,

hüte dich! Nicht alles, was man zu Dillingen, Tübingen, Freiburg und wo du immer warest, sagen darf, darf man —"

„Zu Ulm sagen?" unterbrach ihn Joseph. „Und ihr habt den Schubart in euren Mauern!"

„Soweit der Stadt Gebiet reicht," sagte Konold, „ist jedes Wort frei. Aber denke daran, daß schon Kloster Söflingen nicht mehr ulmisch ist, wiewohl die Stadt die Schirmvogtei über das Kloster hat. Und Ehrenstein gehört zu Söflingen, woselbst sie dieses Jahr eine gar gestrenge Aebtissin erwählt haben, die Maria Benedikta aus Weißenhorn. Halte dir diese Dinge stets gegenwärtig!"

„Und der Klosteroberamtmann, der Mauch, ist mir zum Vormund gesetzt wegen meines Vatergutes," sagte Nickel nachdenklich. „Aha, also das Kloster streckt seine Krallen aus nach meinem Vermögen! Du weißt ja, daß meine Mutter kürzlich ihren Bräuknecht geheiratet hat, der früher im Kloster zu Söflingen war. Aber wartet, ich werde auf der Hut sein, und will nicht umsonst fleißig die Rechtswissenschaft studiert haben. Und mir hat man am Pfennig geschabt, und wie ich um Geld heimschreibe, weil ich nach Genf will, hat wohl die fromme Frau Aebtissin etwas von dem Voltaire gewittert und die Geldsendung hört ganz auf. Aber ich geh' doch, ich muß ihn sehen. Doch Genf ist ein teures Pflaster, und kein Mensch will einem hergereisten Studenten Geld borgen, und nach einigen Tagen muß ich wieder abziehen, ohne den großen Philosophen gesehen und gesprochen zu haben. Also zurück nach Freiburg und Schulden gemacht und lustig gelebt, aber auch brav studiert, Philipp, und dann noch eine Weile durchs Schweizerland

und Schwabenland, und jetzt bin ich hier — ah, da sind wir ja am Thore."

Sie waren während des Gespräches am Glöcklerthor angekommen. Nickel wies seine Papiere vor, deren Durchsicht eine geraume Zeit in Anspruch nahm; dann traten sie in die Stadt ein. Konolds Eltern, begüterte Bürgersleute, wohnten nicht weit vom Gasthaus zum „Baumstark" hart an der Blau, welche dort die Stadt durchströmt und zahlreiche Mühlen treibt. Wenige Minuten nachher befand sich Nickel mit seinem Freunde im Familienzimmer, wo der Kaffee gereicht wurde. Es war ihm gar behaglich zu Mute in der Friedlichkeit eines Familienlebens, nachdem er solange unstät umhergestreift war. Theodores zarte, schlanke Finger schenkten ein, und ihre mandelförmigen schwarzen Augen hingen an dem Munde Josephs, wenn er in seiner kecken, frischen Weise von seinen Reisen und Erlebnissen erzählte. Um ihren feinen Mund mit den schmalen Lippen aber zuckte es oft wie schmerzhaft, wenn Nickel unehrbietig von dem sprach, was ihr als guter Katholikin heilig war, und einmal unterbrach sie ihn und sagte ruhig und freundlich, mit einer melodiösen Stimme von gleichmäßigem Tonfall:

„Joseph, so sollten Sie nicht vor dem Frauenzimmer reden, das euch Männern gegenüber in Verteidigung des Glaubens doch den kürzeren ziehen muß. Man mag denken, was man will, und sprechen, wie man will, wenn man unter seinesgleichen ist; aber vor anderen, die anders gesinnt sind, ist's nicht fein, anzutasten, was ihnen heilig ist."

„Verzeihen Sie, Demoiselle," erwiderte Joseph und sah ihr in die Augen. „Sie haben wohl recht. Was hab' ich denn gesagt, Philipp?" wandte er sich an diesen.

Philipp lachte: „Soll ich wider meiner Schwester Mahnung es in ihrer Gegenwart abermals sagen? Nachher will ich dich daran erinnern, wenn diese gegangen ist.“

„Willst du es deinem Freunde nicht gleich sagen, damit er es nicht mehr vergißt?“ sagte Theodore lächelnd. „Ich sehe den Herren geschwind nach den Pfeifen. Sie rauchen doch, Joseph?“

„Wie ein Türke!“ antwortete Joseph, und Theodore ging hinaus. Auch die Eltern Philipps gingen, und nun kam Theodore wieder und brachte gestopfte Thonpfeifen und stellte den Tabakskasten auf den Tisch. Dann schlug sie mit eigener Hand Feuer und entzündete die Pfeifen. Als aber das geschehen war, sagte sie:

„Nun laßt's euch schmecken und behaglich werden! Ich bin dabei nicht nötig, kann's auch nicht ertragen, wenn geraucht wird. Angenehmen Morgen!“

Und hinaus schwebte in leichtem Gange ihre schlanke, zarte Gestalt. Joseph sah ihr über die Pfeife hinweg durch den blauen Rauch gedankenvoll nach, und als sich die Thüre eine Weile geschlossen hatte, sagte er zu Philipp:

„Sie hat Madonnenaugen, Philipp, und eine zarte Seele. Hüte sie vor den Pfaffen, sonst zerbricht sie. Mir aber ist sie vielleicht Führerin und Wegweiserin zum Frieden.“

II. Kapitel.

„Soll mich wundern, wenn der Schubart nicht drin sitzt,“ sagte am Abend dieses Tages Konold zu seinem Freunde, als sie miteinander in den „Baumstark“ hinübergingen. Nickel hatte nicht abgelassen, ihn zu bitten, daß

er ihm die Bekanntschaft Schubarts verschaffe. „Wenn der Miller bei ihm sitzt —“ fuhr Konold fort.

„Die passen zusammen wie Wasser und Feuer,“ unterbrach ihn Nickel. „Aber das Wasser soll mich dem Feuer entgegenschwemmen.“

Sie traten in die Stube ein, aus welcher eine laute, lebhafte Stimme heraustönte. Im Hintergrund der Stube an einem besonderen Tisch, auf welchem neben den Gläsern und Flaschen beiseite geschoben Tintenzeug und Papier und Federkiel lag, saßen zwei Männer, ungleich im Alter und verschieden in ihrem Aeußeren: Schubart und Miller. Nickel musterte die eine breite, knochige Gestalt: Schubart mochte fünfundvierzig Jahre zählen; das reiche Haar war in die Stirn hereingewachsen und steil über den auffallend großen Kopf zurückgekämmt, natürlich bis zum Nacken hinab, wo ein Zöpflein baumelte. Die Nase schien für den mächtigen Kopf fast zu klein, zumal sie etwas aufgestülpt war; darunter ein voller, trotziger Mund und nahe dabei ein kleines, rundes Kinn. Die Farbe der Augen vermochte Nickel bei dem schlechten Oellicht nicht zu unterscheiden; sie funkelten in eigentümlich wechselndem Glanze, als Schubart jetzt mit der Faust auf den Tisch schlug und auf den anderen hineinredete, ein Männlein mit sorgfältig gekämmtem Haare, milden Augen und einer geraden, großen Nase über dem immer etwas süßlich gespitzten Mund.

„Den Matthias Claudius hast du in Hamburg gesehen, Bruder Miller? Den Wandsbecker Boten. Kerl, du bist zu beneiden. Erst den göttlichen Klopstock, dann den Claudius, den Mann voll Deutschheit, Empfindungsfülle, Religions- und Wahrheitsliebe. Wer den liest, dem zuckt nicht selten

die Genieflamme ins Gesicht; unversiegend ist sein Empfindungsquell, seine Laune, seine Phantasie, die eine Sache so lang dreht, bis sie neu und interessant wird. Und einen Roman willst du schreiben, Bruder Miller?"

„Red' nicht so laut davon, Schubart," sagte Miller mit weicher Stimme.

„Ach was, hier stiehlt dir ihn keiner!" fuhr Schubart fort. Also ‚Siegwart' soll er heißen und soll empfindsame Seelen ebenso im Innersten packen wie der ‚Werther' von diesem genialischen Kerl, dem Goethe. Miller, Miller, du bist noch lange kein Goethe!"

„Nicht nachzuahmen such' ich ihm —"

„Sondern ihn zu übertreffen!" lachte Schubart und deklamierte mit komischem Pathos: „Und solange die Nachwelt von Goethes Werther spricht, und das wird geschehen, solange noch liebende Seelen auf diesem Erdball wandeln, soll sie auch sprechen von dem ‚Siegwart' des Johann Martin Miller, derzeit Vikar am Gymnasium zu Ulm und demnächst wohlbestellter Pfarrer zu Jungingen. O Miller, edle Seele, mein Stolz und meine Zierde!"

Nickel und Konold hatten sich inzwischen an einen anderen Tisch gesetzt und Wein bestellt. Dort lauschten sie aufmerksam auf die Worte Schubarts, und auch die anderen, heute nicht sehr zahlreichen Gäste, schwiegen, sobald Schubart zu reden begann. Als er geendet, stand Nickel auf und trat zu Miller, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Kennst du mich noch, Kamerad!"

„Wahrhaftig, du bist's, Joseph Nickel," sagte Miller aufstehend. „Willst du dich nicht zu uns setzen? Wer der ist," er zeigte auf Schubart, „kannst du dir wohl denken."

„Ich begrüße Euch," sagte Nickel in vortrefflichem Latein, „Leuchte der Wissenschaft, Zierde und Ruhm der schönen Künste, Meister des deutschen Wortes —"

„Und so weiter und so weiter," sagte Schubart ebenfalls lateinisch und lachte. „Spar' er seine Schulweisheit, Herr Student, denn ein Student ist Er —"

„Joseph Nickel von Ehrenstein," sagte Nickel, „früher Student der katholischen Theologie in Augsburg, jetzt Student der Rechte zu Dillingen, Tübingen, zuletzt in Freiburg —"

„Ihr sprecht ein treffliches Latein," sagte Schubart, „aber wollen wir nicht im deutschen Lande deutsch reden?" Und deutsch fügte er hinzu: „Setzt Euch zu uns, auch Sein Freund da drüben! Die Chronik für morgen ist fertig, da mag das Gehirn feiern. Er ist weit herumgekommen in der Welt!"

„Sogar in Genf!" sagte Nickel mit wichtiger Miene.

„Und waret bei dem Voltaire, dem Franzosenaffen?"

Betroffen entgegnete Nickel:

„So redet ein Schubart von dem größten Geiste!"

„Ja, so redet der Schubart, der ein Deutscher ist," erwiderte Schubart, „von dem Franzosen, der die Deutschen für keine Menschen hält. Wär' Er eine halbe Stunde früher dagewesen, so hätte Er die Anekdote gehört, die Er nun morgen in der Chronik lesen wird. Will Er sie hören?"

„Ich höre," sagte Nickel.

„Nun, der Voltaire, das Affengesicht, wollte in Berlin mal Arbeit haben und bekam dumme Jungens, wie sie in der Welt überall zu finden sind. Da sagt er zornig: Gebt mir Menschen und keine Deutsche. Zerfall, Gerippe," schrie Schubart, „mit deinem Witz und deinen Schmähungen, und

ihr Deutsche, schämt ihr euch nicht, hinter dem Franzosen dreinzulaufen und — seinen Koth aufzuklauben, als wenn's Pomeranzen wären!"

„Aber Schubart, Schubart!" mahnte Miller. „So was hast du doch nicht in die Chronik geschrieben! Bedenk', die empfindsamen Seelen —"

„Die solches einmal sicherlich nicht in deinem ‚Siegwart' lesen werden! Freilich habe ich. Verzeih' Er," wandte er sich an Nickel, „aber mir geht die Galle über ob all der Französelei, die ist, was das Echo wiedergiebt, Eselei! Nichts für ungut, Herr Student!"

Schubarts ungeschminktes Auftreten war für Nickel etwas wie ein kaltes Bad; aber der Mann mit der feurigen Sprache und den blitzenden Augen hatte es ihm schon angethan und er war weit entfernt, sich beleidigt zu fühlen. Schubart wurde auch sogleich wieder ruhig und erkundigte sich teilnahmsvoll nach Nickels Schicksalen. Als er hörte, daß er in Augsburg bei den Jesuiten gewesen sei, sagte er:

„So kennt Er die Stadt, wo ich fast ein Jahr mein Wesen hatte, bis sie mich hinausschafften durch der Jesuiten Schuld."

„Durch der Jesuiten?" sagte Nickel erstaunt. „Giebt's denn solche noch in Augsburg?"

„In Augsburg? Noch heute ist daselbst die Aufhebungsbulle Clemens XIV. glorreichen Angedenkens nicht verkündet."

„Aber wie ist das möglich?" fragte Nickel.

„Parität, mein bester, Parität," rief Schubart. „Zu Augsburg haben sie ja immer zwei regierende Bürgermeister, einen katholischen und einen evangelischen nebeneinander.

Alles Schiefe, Widerwärtige, Dumpfe, Steife, was den Fremden daselbst anekelt, kommt von der Parität her, diesem zweiköpfigen Ungeheuer, das aus zwei Rachen bellt, aus zwei Schlünden giftiges Mißtrauen in die Gemeinde haucht und sie zu freier, offener Freude unfähig zu machen scheint. War mir schnackisch in dem Augsburg, wenn ich in Gesellschaften von beiden Konfessionen, wo ich in freie Urteile über mancherlei vorkommende Gegenstände ausbrach, mehrmals von einem lutherischen Freund auf die Zehen getreten wurde, der mir durch Abtretung meiner Hühneraugen anzeigen wollte, daß Katholiken zugegen seien, die nicht auf die Hühneraugen — im geistigen Sinne — getreten sein wollten."

„Und Ihr tratet sie darauf?"

„Die vernünftigen nicht, aber die unvernünftigen," sagte Schubart; „den Jesuiten und ihrem Anhang heizte ich ein und am unsanftesten trat ich dem Gaßner, dem Wunderthäter und Charlatan auf die Hühneraugen. Weiß noch wörtlich, was ich in die Chronik schrieb, als Gaßner im vorigen Winter zu Ellwangen sein Wesen zu treiben begann. Die Augsburger haben dafür gesorgt, daß ich die Worte behalte mein Leben lang. Und weil die Jesuiten nach ihrer Niederlage hinter ihm stehen — soll er doch selbst einer sein — deshalb nahmen sie's gewaltig übel, als in der deutschen Chronik Ende vorigen Jahres zu lesen stand: der Pfarrer Gaßner zu Klösterle fährt fort, den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepsie — nicht durch Arznei, sondern durch bloßes Auflegen seiner hohepriesterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerstehen soll, wenn

er in Menschen und Häusern rumort. Und da giebt's noch tausend Menschen um mich her, die an diese Narrheit glauben. Heiliger Sokrates, erbarme dich mein! Wann hören wir doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen! Solches schrieb ich —"

„Und da jagten sie Euch fort?"

„Da stand der Bürgermeister auf im Rate und sprach: ‚Es hat sich ein Vagabund hereingeschlichen, der begehrt laut seiner vermaledeiten Zeitung, die man längst hier hätte verbieten sollen, für sein heilloses Blatt nur einen Hut voll englischer Freiheit. Nicht eine Nußschale voll soll er haben!' Und die Jesuiten schürten tapfer das Feuerlein, das mich verbrennen sollte, zumal ich fortfuhr, zu erklären, daß ihre Moral verderblich und dem Staate nachteilig sei, und das Lob des großen Ganganelli, ihres Zerstörers, sang. Aber der Jesuitenorden ist nicht tot, sondern nur ein gefallener Riese und er reißt alles mit sich, was sich ihm zu dreist nähert. Doch ich achtete desselben nicht, sondern lebte ruhig in den Tag hinein, obgleich der Boden schon unterminiert war, auf dem ich stand und mit Pulver gefüllt; und schon wurde die Lunte geschwungen, welche die Miene entzünden und mich armen Pilgrim in die Luft sprengen sollte."

Schubart hielt inne. Das Zimmer hatte sich allmählich mit Einheimischen und durchreisenden Fremden gefüllt, die alle begierig an seinem Munde hingen. Die Gläser blieben voll oder leer, wie sie waren, und die Leute hatten teilweise ihre Plätze verlassen und stellten sich näher zu Schubart, damit ihnen kein Wort verloren gehe. Man hatte über seine Augsburger Schicksale bis jetzt nur unsichere Gerüchte gehört; nunmehr sollte man aus dem Munde Schubarts selbst hören,

wie es gegangen. Dieser schenkte sich ein neues Glas ein, und trank es in raschem Zug aus, zündete dann seine Pfeife neu an und begann:

„Ich saß an einem ruhigen Abend unter einem Chor trauter und bewährter Freunde. Ein fremder Kavalier besuchte mich. Ich spielte einige Phantasien auf meinem Steinischen Klavier mit Empfindung. Vertraulichkeit und helle Freundschaft leuchteten alle Gesichter herunter. So arg ich war, so brütete ich doch nichts böses gegen irgend einen Menschen in der Welt. Dies machte mich sicher, denn ich maß alle Menschen nach mir. — Plötzlich wurde mein Haus mit Soldaten umstellt; einige drangen die Treppen herauf; ein Abgeordneter vom regierenden Bürgermeister katholischerseits trat ins Zimmer und kündigte mir Arrest an. Zugleich nahm er alle meine schriftlichen Sachen hinweg, versiegelte meine armselige Habschaft und wollte sogar den Anwesenden die Taschen aussuchen. Der Kavalier wehrte sich in sehr derben Ausdrücken gegen eine so unverschämte Zumutung, nahm Abschied und ging mit der ganzen Gesellschaft weg. Ich blieb allein — bei einigen Soldaten, die mich im Zimmer bewachten. Die übrigen waren an die Treppen und Hausthür gepflanzt. Ein alter ehrlicher Kerl, den ich zur Bedienung angenommen hatte, wurde in die Eisen geschleppt und wegen meiner wie in ein peinliches Examen genommen. Meine Freunde, die eine ansehnliche Partei bildeten, machten Lärm und die ganze Stadt kam in Bewegung. Noch in der Nacht drängte sich der Eisenberg, an dem ich wohnte, voll Menschen an, die alle den Tag erwarteten, um einen Verbrecher der schrecklichsten Art vorführen zu sehen. Denn man gab mir im Unsinn des ersten Lärmes die teuflischsten

Dinge schuld. Die Kaufleute evangelischerseits waren die ersten, die sich meiner annahmen. Sie brachten mir durchs Fenster einige Burgunderflaschen zu. Nach einer schlaflosen Nacht kam mein Verleger zu mir, der für seinen Autor bereits einen harten Kampf gekämpft und die Freiheit erhalten hatte, daß er mich besuchen dürfte. — Und nun stand mein Tisch in einem Augenblick voll von Speisen und Trank, die meine Freunde zutrugen; und in alle Taschen wurde mir Geld gesteckt. Nichts war mir rührender als der Anblick eines vierzehnjährigen Klavierschülers von trefflicher Anlage, der mich besuchte, sein Geschenk auf den Tisch legte, sich plötzlich wandte, kein Wort sprach, einige gebrochene Töne aus dem Klavier herausängstete und — laut zu weinen anfing. Ich drückte ihn fest an mein Herz, den blühenden, gefühlvollen Jüngling, netzte seine Stirn mit meinen Thränen und nahm Abschied von ihm. Meine Partei schwoll immer mehr an: die Häupter des protestantischen Senats setzten sich offenbar gegen ein so gewaltsames Verfahren und drangen darauf, mir sogleich meine Freiheit wieder zu geben. Dies geschah; doch wurde ich vorher noch zum Bürgermeister von Rehm unter einer Flut von Pöbel geführt, der mir ohne Umstände ankündigte, daß ich sogleich auf Befehl der hohen Obrigkeit die Stadt zu räumen hätte. „Und mein Verbrechen, Ihr Gnaden?“ — „Wir handeln nicht ohne Ursache, und das mag Ihnen genug sein.“ — Und nun hatte ich abermals meinen derben Abschied, nicht geschrieben, sondern herausgezürnt — den Abschied von einer Stadt, die ich liebte, und in der ich mein Leben zu beschließen wünschte. Ich war kaum zu Hause angelangt, so standen meine lieben Freunde um mich her, alle stumm, alle den bangen Abschied im

Busen tragend; alle mit schimmernden Blick und Mitleid verkündender Wange auf mich hinblickend. — ‚Was wollt ihr von mir, ihr Lieben? — Ich bin ein elender Kerl! — Werde gejagt von einem Orte zum anderen — und‘ — — O das Herz sprang mir und die Thränen stürzten in schnellen Tropfen nieder. Ich schlug mich vor die Stirn: „So gute Seelen verlassen!“ Das war's, was ich sprach und meine Wangen trockneten nicht, so lang' ich noch in Augsburg war. In einigen fliegenden Minuten — Tod lag in einer jeden — nahm ich Abschied von allen meinen Lieben und zog, von einer dicken Schar meiner Vertrautesten umgeben, zum Thore hinaus, um auf dem nächsten Dorfe den Postwagen zu besteigen. Das weite Gefild lag voll tiefen Schnees, den meine Freunde mit mir durchwateten, um sich noch einmal mit mir zu letzen. O, wie unwürdig war ich, von so vielen edlen, guten, gefühlvollen Seelen geliebt zu werden! Segne sie, Gott, mit deinem besten Segen! Ich umarmte alle meine Brüder mit lautem Schluchzen und nahm Abschied — Abschied! Ein abscheuliches Wort, wenn kein anderes Leben wäre!“

Schubart schwieg eine Weile.

Lautlose Stille herrschte in dem Zimmer, als er geendet hatte. Aber einige Augenblicke nachher durchbrachen seine Worte aufs neue die Stille:

„Ja, redet nur, ihr Aufgeklärten, Rom habe die alte Macht verloren! Noch immer hat es jedenfalls die alte Staatskunst beibehalten: wer sich widersetzt, den verfolge! Rotte aus mit Feuer oder Schwert! Mit Gift oder jener feinen Politik, die härter und langsamer tötet, als Aqua tofana. Wer sich aber unterwirft, dem erweise Gnade!

Dieser Maxime zufolge hat der Protestant mehr wahre Freiheit, wo er bloß geduldet wird, als in Ländern und Städten, wo er seine Rechte mit herrschsüchtigen Feinden dulden muß. Merkt's euch, ihr zu Ulm, die ihr den Zaum der Parität nicht fühlt, die ihr freier seid als die zu Augsburg und euch mutiger tummelt auf eurem Gemeinplatze, die ihr so oft das Erstaunen Durchreisender hervorruft, wenn sie auch den Mann in einfältiger Kleidung über die wichtigsten Gegenstände von Religion und Litteratur mit Scharfsinn und Geschmack sprechen hören. Kunst, Geschicklichkeit, Gewerbsamkeit und Kunstfleiß, Aufklärung und Schönheit der Sitten zeichnet die Lutheraner in Augsburg so merklich vor ihren Mitbürgern aus, daß man nirgends mehr als dort die Wohlthat der Reformation kennen lernt. Und doch behaupten die Katholiken einen so augenscheinlichen Vorzug über die Lutheraner, daß man ohne ihre Unterstützung unmöglich fortkommen kann. Wenn das so fortgeht, so wird der päpstliche Hecht die lutherischen Grundeln bald verschlungen haben, und die dort umgehende Weissagung wird wahr: im neunzehnten Jahrhundert ist ganz Augsburg katholisch. Was der niedrigste Pöbel bei Saufgelagen ausschäumt, und Possen und Lästerungen dazu, Provinzialunsinn, Bauern- oder vielmehr Hanswurstsprache, das hört man dort auf den Kanzeln. Durch solche Einheizer wird die Glut der Pöbelseelen immer unterhalten und nur ein Windstoß, so wird sie Flamme werden und den ruhigen Lutheraner verzehren — in Augsburg und sonst in der Welt."

Während Schubart diese Worte sprach, war ein Gast mit einem Begleiter in die Stube getreten und hatte sich am anderen Ende derselben an den Tisch gesetzt. Als nun, nach-

dem Schubert geendet hatte, die Besucher des Wirtshauses wieder an ihre Plätze zurückkehrten, sahen sie, daß es ein katholischer Geistlicher war. Er besaß ein rundliches, behäbiges Gesicht, das offenbar mehr zur Fröhlichkeit, als zu finsterem Ernste geneigt war, und in seinen Augen schien der Schalk zu sitzen. Doch hatte die Art, wie er sich gab und mit seinem weltlichen Begleiter verkehrte, etwas selbstbewußtes und gnädig herablassendes.

Als ihm der Wirt, Becker mit Namen, das Bestellte brachte, fragte er:

„Wieviel Katholiken schätzt Er in dieser Stadt?“

„Hab' mich nie darum bekümmert,“ gab Becker lächelnd zur Antwort. „Ich schenke Katholiken und Lutheranern gleichmäßig guten Wein.“

„Giebt's Kranke hier?“ fragte der Pfarrer weiter.

„Das müssen Hochwürden im Spital oder bei den Herren Doktores erfragen,“ sagte Becker lachend. „Seid Ihr vielleicht Arzt?“

„Mehr als das,“ sagte der Pfarrer, mit der Hand den Wirt wegwinkend.

Als dieser sich umkehrte, trat einer der städtischen Ratskonsulenten in Amtstracht durch die Thüre. Becker erschrak. Was hatte sich in seinem Gasthause ereignet? Höflich sich verneigend, fragte er:

„Was belieben der Herr Kanzlist?“

Doch dieser hatte bereits den Pfarrer gesehen, trat auf ihn zu und sagte:

„Seid Ihr der Pfarrer von Klösterle, Johann Joseph Gaßner?“

„Der bin ich,“ antwortete der Pfarrer, „freiwillig resig-

nierter Pfarrer zu Klösterle, jetzo seiner hochfürstlichen Gnaden des hochwürdigen Herrn Bischoffen zu Regensburg und gefürsteten Probstes zu Ellwangen Hofkaplan."

Als der Name Gaßner genannt wurde, horchten die Leute auf, und wie der Pfarrer die Frage des Kanzlisten bejahte, verstummte plötzlich das laute Gespräch und einer raunte dem anderen zu: „Der Gaßner, der Wunderdoktor, der Hexenbeschwörer, der Teufelaustreiber!"

Der Ratskonsulent aber fuhr fort:

„So hab' ich Euch im Namen des Rates dieser Stadt kund und zu wissen zu thun: sobald sich während der Anwesenheit von Hochwürden in der Stadt Ulm auch nur ein Besessener zeigt, ob zu Hause oder bei Euch, versteht Ihr, Herr Pfarrer, auch nur einer, so wird der Rat dieser Stadt sofort durch seine Polizei Euch aus dieser Stadt durch das nächstliegende Thor schaffen lassen. Wonach sich zu achten!"

Von Schubarts Tisch her klang ein kräftiges Bravo, Bravissimo! in welches Nickel zuerst, dann auch die anderen einstimmten.

Gaßner aber stand auf und sagte:

„So wird der Rat mir gestatten, daß mir die Thore noch heute Abend geöffnet werden, damit nicht meine bloße Anwesenheit in einer Nacht Besessene mache. Laßt sofort wieder anspannen, Herr Wirt; ich will dem Rate dieser Stadt keine Ungelegenheiten machen, und im Kloster zu Söflingen warten heute schon viele auf mich. Söflingen aber ist nicht ulmisch, Herr Ratskonsulent, und hinauszukommen wird der Rat keinen von Ulm hindern können."

Er stand auf, verneigte sich gegen die Anwesenden und verließ von seinem Begleiter gefolgt, die Stube. Der Rats-

konsulent begleitete ihn, gab draußen seine Anweisungen, und bald hörte man den Wagen über das holprige Pflaster dem nahen Glöcklerthor zurollen.

Nun aber schwirrte drinnen die Rede und Gegenrede hin und her. Die einen wollten Gaßners Wunderthaten nicht ohne weiteres verwerfen, die anderen erklärten ihn für einen blanken Schwindler. Drüben an seinem Tische aber sagte Schubart:

„Und ich sag' wider alle ungehirnten Verteidiger des Mannes: seht erst seine Werke an! Ich war diesen Sommer in Ellwangen, als der Charlatan dort war. O erleuchtetes Jahrhundert, was seh' ich da! Die Straße von Aalen nach Ellwangen wimmelte eben damals von elenden Pilgrimen, welche bei Gaßner Hilfe suchten. Das tausendfältige Elend von zehn, zwanzig, dreißig Meilen Weges in die Länge und Breite schien in dieser Gegend zusammengedrängt zu sein. Alle Herbergen, Ställe, Schafhäuser, Zäune und Hecken lagen voll von Blinden, Tauben, Lahmen, Krüppeln, von Epilepsie, Schlagflüssen, Gicht und anderen jämmerlich zugerichteten Menschen. Was Krebs, Eiter, Grind und Krätze, Ekelhaftes, Abscheuliches — Entsetzliches hat, — selbst was die Seele drückt und entmannt, — Schwermut, Wahnsinn, Tollheit, stille Wut, Raserei, teuflische Anfechtungen, — war hier in Aalen und auf dem Wege nach Ellwangen an Krücken, an Stecken, auf Eseln, Pferden, Karren, in Tragtüchern, auf Refen und Bahren, in einer schrecklichen Gruppe zusammengedrängt zu sehen. O, dachte ich, Gaßner, wenn du all diesem Jammer abhilfst, all dies Elend im Namen Jesu wegsprichst, so will ich auf den Knieen zu dir kriechen und dir meinen Unglauben mit gefalteten Händen abbitten. Aber

leider kamen diese Elenden noch elender zurück; denn da sie auf der Reise nicht selten all ihre Habe verzehrt hatten, so mußten sie nun betteln und zum Teil auf der Straße zu Grunde gehen. Mit einem Wort, ich zweifle, ob Deutschland jemals einen traurigeren, Herz und Verstand beschimpfenderen und den Namen Christus entehrenderen Aufzug dargestellt habe, als der ist, den Gaßner verursachte. Ja, ja, der Mann ist ein würdiger Diener unseres Erlösers! Freilich kann er nicht mit ihm sprechen: die Tauben hören, die Blinden sehen, die Lahmen gehen; denn die Tauben, Blinden, Lahmen jener Gegend sind's noch. Nur muß man's ihm zum ewigen Ruhm nachsagen, daß er laut Protokolls etliche tausend Millionen Teufel aus jener Gegend vertrieben habe, und auf zehn Meilen im Umkreis von Ellwangen ist's wie mit Besen gekehrt. Heiliger Sokrates, am Ende sind die Teufel von Ellwangen in die Gegend von Ulm ausgewandert und jeder hat sieben andere mit sich genommen! Nun kann der Krieg der Narrheit wider die Weisheit auch hier losgehen."

„Warum habt Ihr ihm Eure Meinung nicht ins Gesicht gesagt?" fragte Nickel.

„Wäre er länger geblieben und ihr hättet mich nicht verraten als den, der ich bin, ich hätte ihm eins aufgespielt, wie dem Pfaffen zu Günzburg auf meiner Reise von Augsburg hierher!"

„Erzählt, erzählt!" rief's von verschiedenen Seiten.

„Das ist aber das letzte heute abend," sagte Schubart. „Es ist schon spät und der Wunderthäter liegt mir in den Gliedern. Also zu Günzburg war's; ich saß mit einem preußischen Offizier, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte,

in einem Wirtshaus. Ich war etwas ängstlichen Gemütes, weil ich durch die Gaßnersche und jesuitische Geschichte weit verschrieener unter den Katholiken war, als kürzlich noch der bayrische Hiesel. Als ich zu Günzburg in die Gaststube trat, fand ich ein ganzes Rudel Pfaffen um einen Tisch herumsitzend, beim Bierkrug. Eines der letzten Blätter der Chronik lag vor ihnen. Man denke sich meinen Schrecken, als ich sie im Hottentottendialekt brüllen hörte: ‚Jetzt hant mer den Galgenkerl, den Schubart! Werden 'm wohl d' Zung' 'rausschneiden und den Ketza lebendig verbrenna. Dann schreib', Hund!' So löhrten sie aus ihren dicken Braunbierkehlen und schlugen auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Nur einer unter allen, der einem weltlichen Beamten glich und unstreitig der Aufgeklärteste dieses robusten, fanatischen Cirkels war, ließ mir noch einige Gerechtigkeit widerfahren und strengte alle Sprachorgane an, um diesem rohen Haufen begreiflich zu machen, daß mein nun leider mit mir zu Augsburg eingekerkertes Blatt ihnen allerseits manche frohe Stunde gewährt, manches Nützliche und Angenehme enthalten hätte und so weiter. Er verwies ihnen mitunter ihr liebloses, allzustrenges Urteil über mich. Aber seine bessere Moral wurde bald von dem wildbrausenden Strom ihrer Lästerungen verschlungen. Der Wirt — daß ich dieses sonderbare Gemälde ganz vollende — in dem nichts weniger als eine sokratische Seele lag, staunte und horchte dem allen von ferne, in frommer Einfalt, mit weit aufgerissenem Maul und Augen zu. — Welch ein Willkomm für mich! Der Odem trat mir zurück, als ich auf diese Schlächtergruppe hinsah, die mich aus den vielen Porträts, die vor mir umherliefen, so leicht erkennen konnte. Indessen

sammelte ich mich bald, mischte mich mitten unters Gelage und schimpfte zehnmal ärger auf mich als sie, sodaß sie meine Beredsamkeit bald mit Lobsprüchen überhäuften; wenig hätte gefehlt, so hätten sie Brüderschaft mit mir getrunken. Die Nacht hindurch hatte ich meinen treuen Pudel zum Wächter, den ich auf meine Brust legte. Mit dem grauenden Morgen zog ich meine Straße und schüttelte mich wie ein Geretteter am Ufer, als ich Günzburg hinterm Rücken hatte. Mein Preuße gab mir einen anderen Namen und so kam ich sicher aufs ulmische Gebiet. Wie erweiterte sich mein Herz, als sich der ehrwürdige Münsterturm aus blauen Düften enthüllte und als ich endlich nach vielen schlaflosen und kummervollen Stunden in Ulm anlangte, woselbst ich bereits von einigen guten Freunden erwartet wurde. Mein preußischer Begleiter trank eine Flasche Burgunder mit mir, klopfte mir mit soldatischer Derbheit auf die Schulter und sagte beim Abschied: ‚Herre, sind Sie man gut preußisch, so wird Ihnen kein Teufel was thun!‘“

„Und ich setze dazu,“ sagte Nickel, „sind Sie gut ulmisch, so wird Ihnen kein Teufel was thun.“

„Er hat recht, Herr Student,“ sagte Schubart, und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Aber merk’ Er sich, mein junger, kecker Herr, daß seine Heimat zu Ehrenstein ist. Und das ist söflingisch.“

„Und ich sage dennoch: gut ulmisch allweg!“ rief Nickel.

„Einverstanden,“ rief Schubart und erhob sein Glas, um mit den Anwesenden anzustoßen:

„Allzeit gut ulmisch, ihr Herren!“

III. Kapitel.

Papst Clemens XIV., mit seinem Familiennamen Lorenzo Ganganelli, hatte durch Bulle vom 21. Juli 1773 den Jesuitenorden aufgehoben, weil, wie die Bulle sagt, es rein unmöglich ist, der Kirche wahren und bleibenden Frieden zu verschaffen, wenn dieser Orden besteht. Der Jesuitenorden hatte die Kirche aber auch zu sehr bloßgestellt und ihr Ansehen in den Augen eines aufgeklärten Geschlechtes dermaßen gefährdet, daß der Papst mit dieser Aufhebung lediglich im Interesse der Kirche handelte. Er büßte seine That, eine Wohlthat für die Kirche, mit dem Tode; wenigstens starb er ein Jahr später an Gift, und die Jesuiten begannen neu aufzuatmen und setzten auf den Nachfolger Clemens XIV., der ihnen geneigter war, große Hoffnungen. Aber noch ehe Clemens XIV. gestorben war, suchten sie die Welt wieder für die katholische Kirche zu gewinnen, deren Ansehen eben durch ihr Gebahren so sehr gelitten hatte, und dazu kam ihnen einer ihrer früheren Zöglinge, der Pfarrer Gaßner zu Klösterle im Bistum Chur, eben recht. Bis zum Jahr 1774 wußte die Menschheit von den Wunderkuren dieses Mannes nichts; kaum die nächste Umgebung seines Dörfchens nahm Notiz von ihm. Auf einmal war die Welt seines Ruhmes voll, und der gelehrige Schüler erwies sich dankbar dafür, indem er seine Gläubigen mit höchster Verehrung für den Jesuitenorden erfüllte und den Teufel aus den Besessenen heraus Dinge sagen ließ, wie folgende: „Meine Feinde sind die allerheiligste Jungfrau, Joseph und der Vater Ignatius, dessen Söhne zwar auf der Welt in großer Verachtung stehen, dessen neuntägige Andacht aber mir auf der Welt

schon viele tausend Seelen entzogen hat. Ihr Menschen habt insgemein durch die Vertilgung der Jesuiten eine große Stütze der Kirche verloren und ich, der Teufel, habe meinen nicht geringen Vorteil davon.“ Auch versäumte der Teufel nicht, Clemens XIV. schlecht zu machen, und Gaßner selbst prophezeite, daß binnen kurzem der Jesuitenorden in neuer Pracht und Herrlichkeit aufsteigen werde.

Und er fand trotz aller Aufklärung tausende von Gläubigen, leider gerade da nicht, wo er sie am liebsten gefunden hätte, bei dem Papst selbst und bei einem Teil der katholischen Bischöfe. Als einige Exjesuiten in Rom ihren Seminaristen die Gaßnerschen Wunderkuren anpriesen und Abbildungen desselben verbreiteten, da wies sie Clemens sofort aus dem Seminar weg. Und der Bischof von Konstanz, der sich den Wundermann gleich bei seinem Auftreten in Mörsburg näher angesehen hatte, verbot ihm, in seinem Sprengel ferner zu wirken; ebenso that der Bischof von Trier für die Augsburger Diöcese, und später erließen die Erzbischöfe von Salzburg und Prag verständige Hirtenbriefe wider ihn. Seine heftigsten Gegner fanden sich unter den Katholiken, insbesondere ließ der gelehrte Theatinerpater Ferdinand Sterzinger keine Gelegenheit vorübergehen, um gegen den unchristlichen und unkirchlichen Humbug Gaßners zu schreiben und zu zeugen.

Aber dessenungeachtet wußte er die abergläubische Menge, Katholiken und Protestanten, zu erregen und fand Gläubige sogar unter den Aerzten. Den größten Zulauf hatte er, als er in Ellwangen seine Kuren machte. Und nun hatten ihn die Nonnen zu Söflingen in ihr Kloster gebeten, und Gaßner hatte keinen Augenblick gezögert, dem Rufe Folge zu leisten.

Hier in der Gegend von Ulm wiederholte sich jetzt dasselbe Schauspiel, das Schubart in Ellwangen gesehen hatte. Schon ehe Gaßner kam, hatte die Geistlichkeit von Söflingen und Umgegend dafür gesorgt, daß in den Leuten ein recht kräftiger Teufelsglaube erweckt wurde, und als Gaßner nun da war, wimmelte es in Söflingen von Besessenen. Bald waren alle vier Wirtshäuser besetzt, und die vier Geistlichen des Ortes — sie waren vom Kapuzinerorden — sahen sich genötigt, die zahlreich erschienenen Pfarrer, welche ihre Schäflein in der Regel selbst zur Wunderquelle führten, in ihre Häuser aufzunehmen. Bald genügten die Herbergen Söflingens nicht mehr, und die Nachbarorte Ehrenstein, Herrlingen und andere mußten in Anspruch genommen werden. So war denn auch das väterliche Haus Nickels schon recht gut von wirklichen und eingebildeten Kranken besetzt, als Nickel einige Tage nachher nach Ehrenstein kam. Die Begrüßung seiner Mutter war warm und herzlich, für den Stiefvater hatte Joseph nur ein paar kühle Worte. Natürlich kam das Gespräch alsobald auf Gaßner, und Frau Ursula Nickel müßte keine Wirtin gewesen sein, wenn sie dessen Anwesenheit in Söflingen ungerne gesehen hätte. So eine fette Weide kam für die Wirte der Umgegend nicht so bald wieder. Da sie aber auch eine gute Katholikin war und dazu vom Dekan und Kaplan zu Herrlingen, wohin Ehrenstein eingepfarrt war, wohl geschult, so zweifelte sie keinen Augenblick an der Wunderkraft des Mannes. Joseph seinerseits machte keinen Hehl aus seiner Ansicht von dem Wunderschwindel und gab dieser Ansicht vor allen Anwesenden in kräftiger Weise Ausdruck.

„Urteile nicht, eh' du ihn selbst gehört und gesehen hast,

Joseph," sagte da seine Mutter. Und leise fügte sie bei: „Und jedenfalls zähme dein gottloses Maul vor diesen Leuten."

„Die ebenso wieder von dannen gehen werden, wie sie gekommen sind, Frau Mutter," sagte Joseph.

„Wenn du sie in ihrem Glauben an den gottbegnadeten Mann und an den Teufel irre machst," sagte Frau Ursula. „Denn nur den Gläubigen kann der Pfarrer helfen. Bedenke, welche Verantwortung du diesen armen Leuten gegenüber auf dich lädst —"

„Da sei die Frau Mutter unbesorgt," sagte Nickel. „Ich will diesen Leuten nicht vor ihrem Heil sein. Sie sind die Verführten; aber die, welche diesen Spektakel hier veranstaltet haben, sind Volksbetrüger, Schelme —"

„Schweig Joseph," rief die Mutter, „du redest dich noch um deinen Hals!"

„Ah bah!" rief Joseph. „In unserer Zeit giebt's keine Ketzergerichte mehr, so manche Lust auch darnach bestehen mag in finsteren Herzen. Ich werde reden, was ich denke."

„Joseph, Joseph, du bist nicht im ketzerischen Ulm, woselbst ungestraft die größten Gottlosigkeiten gesagt und geglaubt werden dürfen."

„Hat Sie auch schon von dem Schubart gehört, Frau Mutter?" sagte Joseph. „Das ist ein Mann, sag' ich Ihr —"

„Jesus, Maria und Joseph," rief Frau Ursula. „Hast du dessen Bekanntschaft gemacht?"

„Sie denkt wohl, der sei der leibhaftige Satan?" sagte Joseph lächelnd. „Liebe Frau Mutter, kümmern Sie sich nicht um diesen Mann; er ist einer der feinsten Geister dieser

Zeit, darum hassen ihn freilich auch die Pfaffen der ganzen Welt. Doch, was wollen wir über solche Dinge hadern! Ich bitte Sie lieber, mir Einblick in die Akten zu geben wegen meines Vatergutes."

„Darüber mußt du mit dem Herrn Klosteroberamtmann zu Söflingen reden; dieser ist dir zum Vormünder gesetzt und wird alles nach Recht und Gerechtigkeit ausrichten."

„Woran ich billig zweifle, Frau Mutter," sagte Joseph. „Doch ich will sofort nach Söflingen hinüber und ihn fragen."

„Dann geh' auch zum Pfarrer Gaßner, Joseph," bat Frau Ursula. „Ich weiß gewiß, hast du den heiligen Mann erst einmal gesehen und gehört, hast du erfahren, welche Macht er über die unsauberen Geister hat, du wirst auch noch ein Bekehrter, und der böse Geist dieser ungläubigen Zeit, der in dir wohnt, wird ausgetrieben."

„Das hofft die Frau Mutter umsonst," sagte Joseph. „Doch will ich Ihr den Gefallen thun und ihn sehen. Behüt' Sie Gott, Frau Mutter, und denke Sie nicht gar zu arges von Ihrem Sohne. Ein ehrlicher Kerl ist er von jeher gewesen und wird's bleiben."

„Gott und die heilige Jungfrau verleihen es!" sagte Frau Ursula und sah mit mütterlichem Stolze ihrem Sohne nach, wie die hohe, aufrechte Gestalt durch das Dorf hinabschritt, Söflingen zu.

Als er dort ankam, war der Klosterhof schon voll von einer Menge Volkes: Kranke in allen Graden ihrer Krankheit, teils mit, teils ohne ihre Angehörige. Es war ein betäubender Lärm im Hofe; denn jeder wollte zuerst vorgelassen sein. Zu diesem Zweck drängte sich alles in das untere Eckzimmer, woselbst numerierte Karten abgegeben wurden, nach

welchen die Besitzer derselben Einlaß erhielten. Diejenigen, welche schon solche Karten hatten, drängten sich im Hausflur und warteten ungeduldig, bis sie endlich vorgelassen wurden. An der Thür zum Flur standen zwei Wachen; vor dem Zimmer, wo Gaßner sich befand, ebenfalls zwei. Ohne Karten hatten nur Leute vornehmen Standes Zutritt, und da Nickel von den Wachen zu diesen gerechnet wurde, so kam er ohne Schwierigkeiten hinein.

Das Zimmer, in welches Nickel trat, war eines der geräumigsten des Klosters. Die vordere Hälfte war mit Stühlen besetzt, auf welchen einige vornehme Personen Platz genommen hatten; hinten standen Bänke für das gemeine Volk. Gaßner liebte es, seine Teufelsaustreibungen vor Zuschauern zu machen. Er selbst saß neben einem Tisch, auf welchem ein Kruzifix stand und an dem sein Protokollführer saß, welcher die Listen der Kranken führte und die nötigen Einträge machte. Gaßner selbst hatte ein kleines Sammtkäppchen auf dem runden Kopfe, auf seiner Brust hing an seidener Schnur ein großes Kreuz aus Messing, über die Schulter lag ihm die Stola, in der an beiden Enden der Namenszug J. H. S. eingestickt war. Gaßner war eben daran, den vornehmen Personen Art und Weise der Besessenheit und ihrer Heilung zu erklären und docierte in geläufiger Rede, welcher man es anhörte, daß sie schon oft hergesagt worden war. Nichts aber verriet im Tone und in der Gebärde den Fanatiker, dagegen konnte auch nichts den Verdacht erregen, der Pfarrer glaube selbst nicht, was er sagte.

„Ein gewissenhafter und gottesfürchtiger Exorcist,“ sprach er eben, „exorciert nicht um Lohn oder aus Wucher; er

braucht seine priesterliche Gewalt aus Liebe des Nächsten, dem er aus wahrer Menschenliebe zu helfen, den Namen Christi aber und die von ihm gestiftete Kirche zu verherrlichen sucht. Bei dermaligen Zeiten," er erhob seine Stimme ein wenig und sprach mit mehr Betonung als zuvor, „da der Unglaube hartnäckiger ist als je, da man die treuesten Söhne der Kirche schnöde ihrer Wirksamkeit beraubt hat, ist es fürwahr hochnötig, daß Zeichen und Wunder geschehen, damit das Ansehen der heiligen Kirche, das von höchster Stelle geehrt zu werden mehr verdiente, wieder befestigt werde wider die Freigeister, welche nichts glauben, und wider die Lutheraner, unter denen keiner ist, welcher vermöge des Namens Jesu solches zu wirken im stande ist, wie die geringsten Priester unserer Kirche. Und man kann die Zeichen sehen und mit Händen greifen, daß es Besessene giebt, daß des Teufels Macht größer ist denn je. O, Jahrhundert, das den Teufel so gar unschuldig und unthätig und gleichsam zum Menschenfreund machen will! Da er doch der Menschen grimmigster und ärgster Feind ist, zumal derer, die nicht an Zaubereien und Malefizien glauben. Ihnen ist er am nächsten, ob sie's gleich am wenigsten wissen."

„Dann muß er hart neben mir sitzen," brummte Nickel.

„Hat der Herr eine Einwendung dawider?" sagte Gaßner aufblickend. „Ist vielleicht der spottende Chronik- und Zeitungsschreiber hier, welcher mich schon mehrmals auf die empfindlichste Weise mit seiner nichtswürdigen Spötterei mißhandelt hat? Und nicht bloß mich, sondern die ganze verehrungswürdige Nation der Schwaben, die einen solchen nicht bei sich dulden sollte."

„Meint der Herr Pfarrer den Schubart?" fragte Nickel.

Gaßner sah rasch auf, erkannte Nickel als einen derjenigen, die er im „Baumstark“ in Schubarts Gesellschaft gesehen hatte und fuhr fort, nicht hitzig, sondern kalt und ruhig:

„Eben den, welchem schon an verschiedenen Orten und dieses Jahr zu Augsburg der Laufpaß gegeben worden. Aergerliche Liebesgedichte, Liebesgeschichten und Liebesspiele weiß er auf nachdrückliche Art zu empfehlen; jenes aber, von dem die apostolische Geschichte eine ganz klare Meldung macht, nennt er Possen und Narrheiten. Ist dies richtig? Man muß ihn hinfüro nicht den protestantischen Christen, sondern den Freigeistern beizählen. Verächter der evangelischen Gründe sind Verächter der Religion; Verächter der Religion sind eine Pest in einem Lande. Solche Leute aber müssen von aufrichtigen Protestanten selbst verabscheut werden. O, es wird mir niemand hier verdenken, wenn ich Erbärmnis mit jener Gemeinde trage, die einen Religionsspötter in ihrem Schoße hat.“

„Laß Er den Schubart in Ruhe, Pfarrer!“ ließ sich jetzt eine Stimme aus der ersten Reihe vernehmen. Es war ein katholischer Edelmann aus der Nachbarschaft Ulms. „Den Schubart kennt Er nicht oder nur vom Hörensagen. Ich kenne ihn besser. Wir sind nicht hier, um ein Gericht über den Schubart zu halten, sondern um Seine Lehre zu hören und Seine Wunderthaten zu sehen.“

Gaßner machte ein verdrießliches Gesicht gegen den Mann und ein zorniges gegen Nickel, als dieser drein fuhr:

„Und den Ulmern wird es stets zum Ruhm gereichen, daß sie diesem verfolgten und verlästerten Mann Schutz in der protestantischen Stadt gewährt haben.“

„Fahr' Er fort, Herr Pfarrer," sagte der Edelmann. Und Gaßner begann auf's neue:

„Daß der Satan dem Leibe des Menschen schaden könne, das leugnet eine unglaubige Zeit, ist aber durch die heilige Schrift, die Väter und das römische Benediktionale klärlich erwiesen. Denn wozu wären die kräftigen Sprüche wider den Teufel in den Menschen, Tieren und Dingen, welche in dem herrlichen Benediktionale stehen, wenn es keinen Teufel gäbe! Die heilige Kirche hätte geirrt, und das zu glauben wäre Lästerung. Woher kommt es, daß soviel durch natürliche Mittel unheilbare Krankheiten sich in der Welt finden? Man thut den Herren Aerzten Unrecht, wenn man sie darob schmäht. Denn teuflische Krankheiten sind nie durch natürliche Mittel zu heilen."

„Wie weiß Er aber, welche Krankheit natürlich und welche vom Teufel ist?" fragte der Edelmann.

„Durch den Exorcismum probativum, den ich anwende. Ich befehle dem Satan im Namen Jesu Christi, daß er sich zu erkennen gebe, wenn er oder sein verfluchter Anhang der Urheber dieses oder jenes Zustandes sein sollte. Um recht sicher zu gehen, bin ich nicht mit dem nächsten besten Zeichen zufrieden, sondern mache den Exorcismum probativum solange, bis der Patient oder auch die geehrten Herrschaften, die anwesend sind" — er verneigt den Kopf leicht gegen die Anwesenden und fuhr fort:

„Die Herrschaften werden gleich nachher sehen, wie sich diese Sache macht. Wer kommt an die Reihe?" fragte er den Protokollführer.

„Eine Verkrümmte an Händen und Füßen," erwiderte dieser.

„Also, die Herren werden sich selbst überzeugen, ob der Zustand ein natürlicher oder ein teuflischer sei, was eben durch den Exorcismum probativum klar wird. Ist ein Teufel da, so gehorcht er mir. Erfolgt aber kein Gehorsam, so ist auch kein Teufel da, und nicht ich, sondern die Aerzte allein können helfen. Was nun die Art der vom Teufel geplagten Menschen betrifft, so giebt es dreierlei: Circumsessi oder Angefochtene; Obsessi seu Maleficati oder Verzauberte; Posessi oder Besessene. Es sind auch gelehrte Aerzte überzeugt, daß es Verzauberte giebt, wie denn viele dieser Aerzte bezeugen, daß nicht nur Würmer, Frösche, Schlangen und Mäuse, welche die Natur vielleicht im menschlichen Körper erzeugen kann," — „o, aufgeklärtes Jahrhundert!" stöhnte Nickel im Hintergrund — „sondern Scheeren, Nägel, Messer, Haarnadeln, Siegellack, Gläser und und andere Kunstwerke aus dem Mund, Arm, Knie, Ohren der Kranken hervorgekommen sind. Wohl giebt es gottlose Leute in dem Volke, die solche teuflische Krankheiten heilen können, weil sie selbst einen heimlichen Pakt mit dem Teufel gemacht haben, der sie auch die Schwarzkunst oder die Zauberei lehrt, womit sie Menschen und Vieh durch gewisse Sprüche und Segen Krankheiten und allerlei Uebel machen können. Auf diese Weise geschieht viel übles; ich aber heile allein im Namen Jesu."

„Alle, Herr Pfarrer?" fragte der Edelmann. „Es sind zu Ellwangen viele ungeheilt geblieben."

„Und werden's auch hier bleiben, denn vieles ist zur Heilung nötig: erstlich muß der Patient fest glauben, daß seine Krankheit vom Teufel sei, sonst kann er nicht geheilt werden. Fürs andere muß der Patient Schrecken, Furcht,

Zorn, Drangsal, Schwermut, Angst und Melancholie gänzlich meiden. Solange solche bei ihm sind, ist ihm nicht zu helfen. Drittens muß er" —

„So, Herr Pfarrer," unterbrach ihn jetzt Nickel, der nicht mehr an sich halten konnte: „ein Hinterthürchen habt Ihr hübsch offen gelassen, durch welches Ihr fein säuberlich entrinnt."

„Wer ist dieser, der mich hier unterbricht!" rief Gaßner. „Seid Ihr geladen?"

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Pfarrer," rief Nickel; „denn die Vernunft ist hier nicht zu Gast gebeten. Sie geht auch allsobald. Guten Erfolg, Herr Pfarrer, bei der Dummheit und der Unvernunft! Dem gesunden Menschenverstand werdet Ihr Eure Weisheit nicht aufschwätzen, die einer aufgeklärten Zeit unwürdig ist."

Ehe der Pfarrer etwas erwidern konnte, war Nickel hinausgegangen. „Luft, Luft!" rief er und fuhr sich tief aufatmend über die Stirn. „Und jetzt bin ich eben in der Laune, meinem gestrengen Vormund die Aufwartung zu machen." Er ging quer über den Klosterhof hinüber zur Wohnung des Amtmanns. Dieser empfing ihn nicht eben freundlich. Nickel verlangte indessen aufs bestimmteste, daß er ihm über den Betrag und die Verwaltung seines väterlichen Vermögens Rechnung ablege und ihm Einblick in die Protokolle gestatte.

Herr Johann Nepomuk Mauch war aber nicht gesonnen, von dem jungen Studenten sich irgendwelche Vorschriften machen zu lassen, sondern erklärt rundweg, daß davon jetzt nicht die Rede sein könne. Sobald die Rechnungen abgeschlossen seien, werde er ihm davon Kunde geben;

jetzt habe er bei anderen dringenden Geschäften, die insbesondere durch Anwesenheit des Pfarrers Gaßner verursacht seien, keine Zeit dazu.

„So werft den Pfaffen hinaus!“ rief Nickel.

„Hör' Er, so redet man nicht von einem Mann Gottes,“ sagte Mauch warnend.

„Ein herrlicher Mann von Gottes Gnaden,“ höhnte Nickel; „ja, ein großer Mann von des dummen Pöbels Gnaden, der sich aus hohen und niederen Ständen rekrutiert.“

„Schweig' Er mit solchen Reden!“ fuhr der Amtmann heraus. Doch Nickel war schon im Zug.

„Und Sie, Herr Amtmann und die Pfarrer dieses Ortes, Sie tragen die Verantwortung. Erbarmt euch denn nicht des armen, betrogenen Volkes, habt ihr kein Mitleid mit all' den Elenden, die ihr Siechtum meilenweit hierher schleppen, geführt und getragen von der Hoffnung auf wunderbare Heilung? Da mag in der Aufregung und Freude des Herzens und in dem Glauben, der auch als Irrglaube vieles ermöglicht, selbst ein Gelähmter ein paar Schritte gehen und ein verdorrter Arm auf Sekunden Leben zeigen; aber nachher ist alles wie zuvor und die Kranken sind doppelt elend. Die drei Tage des Glaubens an Heilung büßen sie mit Jahren trostlosen Daseins, und glücklicher sind die, welche nach Erschöpfung aller ärztlichen Mittel sich in Gottes Willen ergeben haben und aus seiner Hand unheilbares Leiden hinnehmen, als die, welche einmal hofften, gesund zu werden bei diesem Betrüger, und in ihrer Hoffnung sich getäuscht sehen.“

Nickel hatte sich in eine Wärme hineingeredet, die ihm

gut stand, und seine Augen leuchteten. Der Amtmann aber sagte trockenen Tones:

„Ein Pfarrer hat Er ja nicht werden wollen. Nun predigt Er doch —“

„Aber tauben Ohren, wie es scheint,“ rief Nickel. „Sie Herr Amtmann könnten es besser wissen. Söflingen liegt nahe genug bei Ulm, daß man hier dieselbe Luft atmen könnte, wie dort —“

„Ketzerische,“ sagte Mauch. „Er geht mit Ketzern um, Joseph?“

Nickel schwieg. Die Frage schien ihm, dem Mann der Aufklärung, eine so ungeheuerliche, daß er zuerst gar keine Antwort darauf wußte. Mauch deutete sein Schweigen falsch und fuhr fort:

„He, gesteht Er, junger Mann? Bekennt Er sich dieses Umganges schuldig? Und wie steht's mit Seinen Pflichten gegen die Kirche? Er geht nicht alle Tage in die Messe — ich weiß es, Joseph. Er hat nie einen Rosenkranz in der Kirche und jüngst, da Er einmal wieder in der Wengenkirche zu Ulm war, hat Er sich nicht mit Weihwasser besprengt. Auch soll Er gotteslästerliche Reden über die heilige Magdalena geführt haben, nicht minder über den heiligen Joseph, der zudem Sein Namenspatron ist! Nun, was sagt Er? Er ist auf dem besten Wege, selbst ein Ketzer zu werden.“

Nickel schwieg noch immer, aber in ihm kochte es; er schnappte ein paarmal nach Atem, fuhr sich über das Gesicht, krampfte dann seine Hände in die Lehne eines dünnbeinigen Stuhles, hob ihn ein wenig und stellte ihn mit solcher Kraft auf den Boden, daß sämtliche vier Füße abgeknickt waren.

Jetzt hatte er seine Ruhe wieder gefunden. Mit kalter Stimme sagte er:

„Herr Amtmann, schreiben Sie den Stuhl da in meine Rechnung. Es wird noch anderes darin stehen, woran ich weniger Teil habe. Hab' ich diese Rechnung binnen acht Tagen nicht in meinen Händen, so übergebe ich die Sache einem Rechtskonsulenten, und Sie werden sehen, ich komme zu meinem Recht. Inzwischen können ja Ihre Aufpasser ihr schönes Werk weiter treiben. Mir aber zahlt jetzt auf der Stelle soviel aus, als ich zum Lebensunterhalt brauche."

Der Amtmann stand auf und sagte:

„Er wird seinerzeit die Rechnungsablage erhalten. Im übrigen mag Er thun und lassen, was Er will. Geld erhält Er bei Seinem ärgerlichen, ketzerischen Lebenswandel keinen Pfennig."

„Ist meine Mutter damit einverstanden?" fragte Nickel.

„Vollkommen," sagte der Amtmann. „In ihrem eigenen Kasten liegt noch ein Teil des Geldes, das Ihm gehört."

„So werd' ich mir, was ich brauche, hören Sie, Herr Amtmann, was ich notwendig brauche zum Leben, bei meiner Mutter holen, und wenn ich ihren Kasten mit Gewalt aufbrechen muß."

Er wandte sich und ging. Der Amtmann sah ihm nach und murmelte:

„Ein gefährlicher, ein ganz gefährlicher Mensch! Man muß ihn unschädlich machen. Was ist's, Scheller," unterbrach er sein Selbstgespräch und wendete sich an seinen eintretenden Sekretär.

„Die Post!" sagte dieser. „Das Amtliche nach Ihrer

Weisung geöffnet: ein Steckbrief darunter, wohl zuerst zu erledigen —"

„Her damit!" rief Mauch und las in dem Papier, daß ein gewisser Joseph Bickel, in der Nähe von Ulm seßhaft, verdächtigt sei, einem Landgeistlichen zweihundert Gulden gestohlen zu haben.

Ein böses Lächeln flog über das Gesicht des Amtmanns, als er vor sich hin sagte: „Ein Schreibfehler!" seine Feder nahm und aus dem B ein N machte. Dann gab er den Steckbrief seinem Sekretär zurück, mit der Weisung, das Erforderliche zu veranlassen.

IV. Kapitel.

Nickel hatte sich in Ulm sogleich mit einem Rechtsanwalt ins Benehmen gesetzt und als er nach acht Tagen von dem Amtmann keinerlei Schriften erhielt, begann er den Prozeß gegen seinen Vormund. Er erreichte auch in Bälde, daß Mauch für nicht vollkommen unparteiisch erklärt wurde, maßen Nickels Stiefvater in naher Beziehung zum Kloster Söflingen stehe, und seine Mutter als nicht unbeeinflußt von demselben zu erachten sei; der Oberamtmann von Söflingen müsse in dieser Sache von einem anderen vertreten werden. Mauch seinerseits wußte es zu erreichen, daß an seiner Stelle der Oberamtmann des Kloster Wiblingen, von Köferle, aufgestellt wurde; denn er hoffte, daß auf diese Weise die Sache mit möglichster Schonung für ihn abgehe. Wenn zwei Klöster sich nicht gerade in Besitzstreitigkeiten befanden, was bei Söflingen und Wiblingen nicht der Fall war, so pflegten die Klosteramtleute sich gegenseitig gefällig

zu sein. Auch Nickel war mit der Aufstellung Köferles zufrieden: an Wiblingen und die Mönche daselbst knüpften sich seine schönsten Jugenderinnerungen, und er hoffte, daß nunmehr für ihn alles gut gehen werde.

Ueber diesen Dingen, die ihn sehr beschäftigten, kam Nickel wenig in das Haus seines Freundes Philipp. Er war deshalb sehr überrascht, als ihn Konold, der ihm eines Tages auf der Straße begegnete, von der Erkrankung seiner Schwester sagte. Was ihr fehle, fragte Nickel. „Die Aerzte wissen es selbst nicht," antwortete Konold: „Krämpfe, Schweratmigkeit, oft fast Lähmung der Glieder. Wo aber der Sitz des Leidens sei, das vermögen auch die gelehrtesten Aerzte nicht zu sagen."

„Da wird wohl Gaßner helfen müssen," warf Nickel scherzhaft hin. „Noch immer ist er von Söflingen nicht ausgeschafft worden und will noch etliche Wochen bleiben."

„Sag' nur solches nicht zu meiner Schwester! Der Pfarrer von den Wengen ist ohnehin immer hinter ihr, daß sie dort Heilung suche."

Nickel erschrak und rief:

„Warum laßt ihr den Pfarrer in euer Haus?"

„Weil Theodore ihn verlangt, Joseph. Weißt du noch, was sie dir am ersten Morgen sagte?"

„Ich weiß, aber —"

„Und daß das Losungswort unserer Zeit ist: Toleranz, Duldsamkeit."

„Eigentlich ein ganz bedenkliches Wort!" entgegnete Nickel. „Es giebt Dinge, wo die Toleranz aufhört —"

„Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, wie der große Friedrich proklamiert hat?" sagte Philipp.

„Joseph, Joseph, entweder Duldung für alles oder überhaupt keine!“

„Für Volksverführung und Verdummung niemals!“ rief Nickel. „Mitleid, inniges Mitleid hegt mein Herz für die arme verführte Menge; bin ich doch selbst eines Bauern Sohn und dank's nur dem Geschick und ein weniges meinen Gaben, daß ich heute nicht Bauer, Bierbrauer oder Gastwirt zu Ehrenstein bin; ich schwärmte dann wohl auch für den Gaßner. Aber keine Duldung, keinen Fingerhut voll, sag' ich, für die Volksbetrüger, Ketzermacher, Menschenverdummer, Wollüstlinge, Inquisitoren und Glaubensdespoten, wie sie immer noch ihr Wesen treiben in dieser Welt.“

Sie waren während dieses Gespräches an Konolds Haus angekommen. Konold faßte Nickels Arm und sagte:

„Joseph, Joseph! Hier magst du durch die Gassen schreien, was du schon eine halbe Stunde von Ulm, Söflingen oder Wiblingen zu, nicht denken darfst. Und willst du so zu meiner kranken Schwester reden?“

„Kann ich sie sehen und mit ihr reden?“

„Wenn du dich mäßigen willst, Freund,“ sagte Philipp.

„Ein Blick ihrer Augen wird mich zum Lamm machen,“ sagte Nickel. „Fürchte nichts.“

Sie gingen in das Haus hinein. Als sie das Zimmer betraten, durch dessen Fenster die Abendsonne hereinfiel, stand Theodore eben in einer Fensternische. Um ihr welliges Haar glänzte und flimmerte es fast wie ein Heiligenschein, und auf die blassen, durchsichtigen Wangen hatte die Sonne ein Rot gemalt, wie es die Gesundheit nie bei ihr hervorbrachte. Joseph stand einen Augenblick betroffen still und

flüsterte: „Eine Heilige! Ich Unwürdiger!“ Dann aber, als Theodore aus dem hellen Rot der Abendsonne in die verschwimmende Dämmerung des Zimmers trat, ging er rasch auf sie zu, ergriff ihre Hand, zog sie an seine Lippen und sagte: „Sie sind noch von Fleisch und Blut, Demoiselle. Gott sei Dank!“

„Wenig genug noch von beiden,“ antwortete Theodore mit sanftem Lächeln und zog langsam die feine, abgemagerte Hand zurück. „Setzt Ihr Euch, Joseph?“

„Gern, wenn die Demoiselle es erlaubt.“

„Soll ich die Pfeifen bringen?“ fragte Theodore.

„Mir nicht,“ antwortete Philipp, „denn ich habe noch einen Ausgang zu machen.“

„Und mir nicht,“ sagte Joseph, „denn ich will Ihnen nicht mit Tabakrauch lästig werden. Sie sehen, daß ich mir Ihre Worte vom ersten Morgen gut gemerkt habe.“

„Das freut mich, Joseph,“ sagte Theodore. „So will ich Licht anzünden, denn die Sonne ist am Hinuntergehen.“

Sie ging mit Philipp hinaus und kam bald darauf, eine Kerze in der Hand, zurück. Als sie mit dem Lichte zur Thüre hereintrat, fuhr Nickel aus seinem Nachsinnen auf und murmelte: „Meine Lichtbringerin?“

Theodore stellte die Kerze auf den Tisch und setzte sich in einen Sessel. Eine Weile saßen die beiden einander gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen. Nickel sah bald nach dem blassen Gesicht der Jungfrau, bald in die Flamme des Lichtes. Dort war eben eine fürwitzige Fliege in dem überquellenden flüssigen Talg hängen geblieben.

„Helfen Sie ihr, Theodore!“ bat Joseph. Aber ehe Theodore die Putzscheere ergriffen hatte, verkündete ein leises

Knistern, daß die Flügel der Unvorsichtigen bereits verbrannt waren. „Ihre hilfreiche Hand kam zu spät,“ sagte Nickel.

„Sie haben ein mitleidiges Herz, Joseph,“ erwiderte Theodore.

„Mit allem Menschenelend,“ entgegnete Joseph. „Und wer etwas zu seiner Heilung beiträgt, den will ich einen Gottgesandten nennen, ob er Christ, Jude oder Heide ist.“

„Also auch den Pfarrer Gaßner?“ fragte Theodore und sah mit raschem Blick zu ihm hinüber.

„Den nicht,“ antwortete Nickel, „denn er ist ein Charlatan und Betrüger.“

„Andere sagen anders,“ entgegnete Theodore. „Und wer will bestreiten, daß es Krankheiten giebt, die keine menschliche Kunst heilen kann!“

„Niemand bestreitet das, liebwerteste Theodore,“ sagte Nickel, und setzte lächelnd hinzu: „und so wird die Jungfrau, wenn sie die Logik nicht ganz verschmäht, mir zugeben, daß solche Krankheiten auch von dem Pfarrer von Klösterle nicht geheilt werden. Denn er ist ein Mensch —“

„Aber von Gott mit übernatürlichen Kräften ausgestattet und gesandt, viel Leid und Weh zu mildern.“

„Auch das Ihrige, Theodore?“ fragte Nickel schnell.

„Die Aerzte wissen nicht, woher es kommt —“

„Also weiß es der Gaßner?“ rief Nickel.

„Vielleicht. Und wenn er's nicht weiß, so hat er Mittel, es zu erfahren, ob die Krankheit natürlich oder vom Teufel ist.“

„Und Sie wären im stande, dieses grausame Experiment an sich vornehmen zu lassen?“

„Warum nicht? Mehr als Gott will, kann mir nicht geschehen, auch nicht weniger. Joseph, glauben Sie an Gott?" fragte sie plötzlich.

„Lästerung, auch nur zu denken, ich glaube nicht!" rief Joseph.

„Und an Jesum Christum, den er gesandt?"

„An ihn?" erwiderte Joseph zögernd. „Ich glaube ihn. Ich glaube, daß ihn Gott gesandt hat —"

„Auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben," vollendete Theodore.

„Das ewige Leben," sagte Nickel, „ja. Aber daß der Pfarrer Gaßner durch den bloßen Namen Jesu den Todkranken das zeitliche Leben geben kann, das glaube ich nun und nimmer."

„Und glauben Sie an die unbefleckte Gottesgebärerin?" fuhr Theodore fort.

„Hm," machte Joseph. „Liebe Theodore, ich habe zu Dillingen, Freiburg und Tübingen studiert, und daselbst ist mir nie diese Frage vorgelegt worden. Denken Sie aber darum nicht, daß ich Sie um ihren Glauben schelten wollte."

„Nun, diese Jungfrau Maria ist mir heute Nacht im Traum erschienen. Sie lächeln, Joseph, und glauben nicht an Träume —"

„Wenn Sie wüßten, welch wonnige ich schon träumte," rief Joseph, ihr ins Auge sehend.

„Also Sie glauben an Träume? Nun, die heilige Jungfrau ist mir erschienen, und — doch was soll ich's Ihnen lang' erzählen! Träume erzählen ist langweilig für jeden Hörer!"

„Reden Sie," sagte Joseph, „ich höre willig und gern, weil Sie erzählen."

„Um es kurz zu machen: die heilige Jungfrau trug in einer Hand mein Leben und in der anderen Euer Leben. Wähle, sagte sie und streckte mir die Hände hin. Ich wußte nicht, in welcher Hand mein und in welcher Euer Leben lag, noch was die Worte bedeuten. Ich griff nach ihrer Linken: das war mein Leben. ‚Nur durch meinen Diener, den Mann Gottes,' sagte sie, und ich erwachte. Und seht nun, Joseph, nun hab' ich mein Leben und ich werde es gewinnen und mein Leben ist mir lieb" — sie stockte und begann zu zittern.

„Um des meinigen willen?" rief Joseph und griff nach ihrer Hand. Sie ließ ihm dieselbe.

„Meint Ihr nicht, eine Kranke sehne sich nach Leben um ihretwillen und vielleicht auch um eines anderen willen?" fragte Theodore. „Nur ein anderes Leben giebt dem Leben den Wert —"

„Ihr sagt —" rief Joseph sie unterbrechend.

„Und Euer Leben liegt in der Jungfrau Hand, Joseph — o, nehmt es aus derselben, ein neues, gläubiges, ruhevolles Leben, ein anderes als Euer bisheriges war, und uns beiden erblüht eine rosige Zukunft."

„Und Sie wollen das Ihrige aus der Hand des Pfarrers Gaßner nehmen?" sagte Joseph. „Ich ehre den frommen kindlichen Glauben an die Jungfrau, Theodore, und schmähe ihn am wenigsten bei einem Weibe, aber —"

„Welches aber?"

„Aus der Hand eines Charlatans will ich Ihr Leben nicht!"

„Welcher der Diener der heiligen Jungfrau ist!“

„Weder ihr, noch Gottes, noch Christi Diener,“ rief Joseph und sprang auf. Dann aber beugte er sich nieder und im nächsten Augenblick lag er vor Dorothea auf den Knien und rief:

„Ich bitte Sie um aller Heiligen willen, gehen Sie nicht diese Wege! Ich kann Ihnen nicht folgen, denn ich müßte mich selbst verleugnen.“

Er sah bittend zu ihr auf. Dorothea aber blickte über ihn weg und sagte:

„Mir ist mein Weg gewiesen, so gut wie Euch der Eurige.“ Und dann setzte sie, tief aufatmend, hinzu: „Laßt mich erst leben, Joseph, leben, nicht hinsiechen, wie seit Jahren, und Ihr werdet anders reden, auch wenn die Heilung durch die Hand des hochwürdigen Pfarrers Gaßner geschehen ist.“

„Ihr Entschluß ist also unabänderlich? Sie wollen zu Gaßner?“

„Ich will,“ sagte Theodore fest.

Joseph sprang auf, griff nach seinem Hut und rief im Gehen:

„Aus der Jungfrau Hand erhoffen Sie unser Leben — hüten Sie sich, daß wir nicht beide aus Gaßners Hand den Tod empfangen!“

Nickel stürmte hinaus. Unter der Hausthüre traf er auf Philipp, der eben zurückkehrte.

„Wohin so eilig? Warum bleibst du nicht länger?“ fragte Konold.

„Frag' deine Schwester,“ rief Joseph. „Eins aber sag' ich dir: nun setz' ich erst alles daran, daß der Gaßner von

Söflingen fortkommt. Ich will bei meinem Vormund auf jede Rechnungsablage verzichten, den Prozeß wider ihn niederschlagen, ja mein ganzes Vermögen hingeben, wenn er den Gaßner fortschafft. Und thut er's nicht, dann schrei' ich's solange den Leuten zu Söflingen, zu Ehrenstein, zu Herrlingen vor, daß sie betrogen sind, bis sie es glauben und der Schwindel ein Ende nimmt."

„Und ich rate dir, dich weder in Söflingen, noch sonst außerhalb der Stadt sehen zu lassen. Joseph, Joseph, hat dich wirklich der Geldmangel zu einer schlimmen That verführt?"

„Ich verstehe dich nicht. Zu welcher?"

„Nun, von der ein Steckbrief sagt, der mir heute bekannt wurde."

„Ein Steckbrief wider mich?" rief Nickel.

„Wider einen Joseph Nickel, in der Nähe von Ulm wohnhaft, wegen Diebstahls von zweihundert Gulden bei dem Pfarrer zu — ja, wo nun? In der Nähe von Münsingen, auf der rauhen Alb liegt das Nest."

„Aber dort bin ich ja mein Lebtag nicht gewesen," rief Joseph, „und hoffe, nachweisen zu können, daß ich mich zur Zeit des Diebstahls ganz wo anders befunden habe."

„Um so besser für dich," sagte Philipp. „Nur fürcht' ich, man wird sich der Namensverwandschaft mit Freuden bedienen, um dein scharfes Maul für ein paar Wochen oder Monate stumm zu machen. Ich warne dich. Und wenn du Geld brauchst, Freund, du weißt —"

„Keinen Pfennig borg' ich, da mir selbst das väterliche Vermögen zu Ehrenstein im Kasten liegt. Dort hol' ich's, mit oder ohne Erlaubnis meiner Mutter."

„Und heute abend?“

„Dort geht eben der Schubart in den ‚Baumstark‘. Es sind Fremde von Distinktion gekommen. Da giebt's eine wilde Nacht, in der man so manches vergessen kann, was das Herz drückt und beschwert. Gute Nacht, Philipp, und sag' deiner Schwester, sie soll meines letzten Wortes gedenken.“

Er ging mit raschen Schritten weg und saß bald an der Seite Schubarts und war mit diesem binnen kurzem in einem fesselnden Gespräch. Er hatte Schubart von seinen Verhältnissen erzählt, und Schubart verfehlte nicht, ihn zur Mäßigung zu ermahnen. Nickel sprach seine Verwunderung aus, daß Schubart ihm derlei Ermahnungen gebe und fragte, ob denn er nicht immer sage und in seiner Chronik drucken lasse, was er denke?“

„Weiß er, was das hochansehnliche Publikum in der Hand führt? Korporalstöcke! Ist's nicht so? Schreib' Er's nur hier nieder: das lass' ich morgen drucken; es fehlt mir eben noch eine Viertelsseite. Also? Schreibt Er?“

Nickel griff nach Papier und Feder und sagte: „Ich bin bereit.“ Schubart diktierte:

„Rücksicht aufs hochansehnliche Publikum verleitet uns oft, etwas wider besseres Wissen und Gewissen in Tag neinzuschreiben. Warum loben wir jahraus jahrein die Großen der Welt, als wenn's lauter Engel wären? Heiliger Nepomuk, — den nächsten Satz unterstreich Er dick! — ums hochansehnlichen Publikums willen, worunter die meisten Korporalstöcke führen. Schreib', was du mußt und denk', was du willst! Oft lob' ich, und möchte schimpfen; lach' oft, und möchte greinen; schrei' oft meinen Gaul vom Chronik-

karren an: hist! und möcht' sagen: hott! — Aber hochansehnliches Publikum,

> Sah dero Zahn, wenn ich es sagen darf,
> Und dero Zahn ist ziemlich scharf.

Habt Ihr's?" Nickel nickte. „Und ein Zahn ist noch schärfer, junger Freund! Er weiß, welchen ich meine."

„Ich denk's wohl; soll ich auch das noch beifügen?"

„Laß Er's, ich habe in diesem Stück schon genug gesagt. Also zu schreiben braucht Er's nicht; aber merk' Er's sich! Und merk' Er sich noch etwas: mit bloßem Schimpfen über die Pfaffen ist noch nie etwas ausgerichtet worden. Wer's thut, hat immer nur sich selbst geschadet."

V. Kapitel.

Der Zulauf des Volkes zu Pfarrer Gaßner nach Söflingen war immer noch im Zunehmen, obgleich er bereits etliche Wochen da war. Nun ließ er verbreiten, daß er demnächst abreisen werde, und der Zulauf ward noch größer. Aus dem Bayern- und Schwabenland lief es in Haufen zu, und auch an Neugierigen aus der benachbarten Reichsstadt Ulm und der württembergischen Stadt Blaubeuren fehlte es nicht. Wie einst in Ellwangen, so sagte man jetzt in Ulm: „Wir wollen in die Gaßnersche Komödie gehen" und begab sich abends nach Söflingen ins Kloster. Vornehme Leute waren des zuvorkommensten Empfanges sicher, aber auch für geringe fand sich bei der einen oder anderen Vorstellung ein Plätzchen. Nur Schubart weigerte sich beharrlich, nach Söflingen zu gehen, so oft man ihn auch dazu aufforderte; er

erklärte die Sache als eine Komödie für Fastnacht, und jetzt sei man nicht in dieser Zeit. Zudem sei es ein Unrecht, dieser Hanswurstkomödie Bedeutung dadurch zu geben, daß auch die Vornehmen und Gebildeten sich bei derselben einfinden; das steigere nur den Hochmut Gaßners, da der eine oder andere solcher Neugierigen sich zu ihm bekehre oder doch bekehrt scheine.

Doch solche vernünftige Stimmen halfen wenig: Gaßner zu sehen war auch in Ulm Modesache geworden, und namentlich die Frauen, von Natur neugieriger und für gruselige Geschichten, welche die Nerven erregen, empfänglicher als die Männer, fanden sich zahlreich als Zuschauer ein. Was da freilich oft die Teufel aus dem Munde der Besessenen sprachen, war nicht gerade immer für Frauenohren geeignet; aber zur Zeit unserer Urgroßmütter waren die Frauen noch um ein gutes weniger zimpferlich, als heutzutage.

Auch Theodore war mehrmals draußen gewesen, zunächst nur als Zuschauerin, und bei ihren ohnehin erregten Nerven bestätigte, was sie sah und hörte, nur ihren Glauben an Gaßner. Und endlich faßte sie sich ein Herz und ohne ihrem Bruder oder sonst jemand etwas zu sagen, ließ sie sich bei Gaßner melden, empfing ihre Nummer und fand sich an dem Tage in Söflingen ein, an welchem sie endlich an die Reihe kam.

Wieder war der Saal gut besetzt von Neugierigen; noch etliche Personen hatte Gaßner zu behandeln, ehe Theodore an die Reihe kam. Sie mußte lange im Nebenzimmer warten, denn Gaßner hatte eben einen ganz besonderen hartnäckigen Teufel in Behandlung, dem er nun schon zwei

Stunden lang zusetzte.*) Der Teufel hatte den Pfarrer täuschen wollen, als sei er schon ausgefahren, und predigte eine halbe Stunde ganz erbaulich; aber Gaßner ließ sich nicht täuschen, sondern zwang ihn, zu bekennen, daß der Vater der Frau den Teufel derselben schon eingewünscht habe, als sie ein Jahr alt gewesen sei. „Aha, nun hab' ich dich!" schrie Gaßner mit rauher, zorniger Stimme, wie er immer mit den Teufeln redete, und alsbald begann die Frau zu bellen, zu brüllen, zu schreien wie ein Esel. Gaßner konnte mit dem Teufel nicht fertig werden und entließ die Frau für den nächsten Tag. Vor Theodore kam jetzt nur noch ein Bauernmädchen von der Alb, geführt von ihrem Pfarrer. Sie gab sich so lustig und ausgelassen, daß aufmerksame Zuschauer leicht den Grund ihres aufgeregten Wesens erkannt hätten: zu starker Weingenuß, den das Mädchen nicht gewohnt war. Als sie in das Zimmer trat, streckte sie die Zunge heraus, lachte wie närrisch und tanzte herum. Aber Gaßner winkte sie zu sich, indem er ihr fest in die Augen sah; wie widerwillig kam sie zu ihm her und kniete langsam vor ihm nieder. Gaßner sah ihr unverwandt in die Augen, drückte ihr mit der einen Hand die Stirn, mit der anderen den Nacken und das Mädchen schwieg. Nun begann er:

„Wie sieht es aus, meine Tochter! Wird dein Glaube bald stark genug sein, daß ich dir helfen kann?"

„Ach ja, Ihro Hochwürden," antwortete das Mädchen, „ich hoffe es."

---

*) Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß wir hier nach wirklichen, von Augenzeugen dutzendfach aufgezeichneten Vorgängen erzählen.

„Wenn du nur hübsch glaubst, so wird's geschehen. Bist du nun gewiß, daß der Teufel in dir sitzt und dich regiert?“

„So ganz gewiß, Hochwürden, doch nicht,“ begann sie.

Gaßner drückte ihr den Nacken stärker und sah ihr mit zornigem Blick in die Augen. Das Mädchen aber riß sich los, sprang auf, holte zu einer Ohrfeige aus und rief:

„Laß mich zufrieden, Pfaff', geh' zum Teufel, Schwarzer!“

Gaßner bog den Kopf auf die Seite, wandte sich lächelnd zu den Zuschauern und sagte mit seiner gewöhnlichen, jovialen Stimme: „Die Herrschaften sehen, der Satan ist in ihr.“ Dann schrie er wieder mit möglichst fürchterlicher Stimme das Mädchen an: „Ha, Teufel, bist du da? Warte, wir wollen miteinander ein Wörtlein sprechen.“ Er erhob seine Stimme noch mehr und schrie: „Ich befehle dir im Namen Jesu, komm' gleich in ihre linke Hand!“ Er legte ihre zitternde Hand auf den Tisch und fuhr, sie haltend, fort: „Stärker sollst du sie rühren! Im Namen Jesu, schüttele mir das Mädchen am ganzen Leibe.“ Das Mädchen begann zu zittern. Gaßner ließ sie fahren, wendete sein Auge von ihr und sagte: „Im Namen Jesu sollst du aufhören,“ und das Mädchen hörte sofort zu zittern auf. Da fuhr Gaßner fort: „Im Namen Jesu befehle ich dir, Teufel, mache dem Mädchen den linken Arm so steif wie Eisen.“ Dabei legte er ihr den Arm auf den Tisch und die Hand flach darauf hin und wendete sich mit dem Lächeln des Tausendkünstlers, dem ein besonders schwieriges Experiment gelungen ist, zu dem Publikum mit den Worten:

„Nun, meine Herren, heben sie ihr einmal den Finger auf: es wird unmöglich sein.“

Verschiedene Anwesende versuchten es, freilich ohne alle Kraft anzuwenden, und es gelang nicht. Triumphierend sah Gaßner im Kreise umher und begann seine Unterhaltung mit dem ihm gehorsamen Teufel aufs neue, aber nicht mehr in dem polternden schreienden Tone, sondern mit einer gewissen freundlichen Höflichkeit. „Nun, Teufel, sag' mal, wie heißt du?“ Das Mädchen erwiderte mit lachendem Gesicht: „Hab' ich dich gefragt, Schwarzer, wie du heißt?“ „Aber ich will deinen Namen wissen,“ fuhr Gaßner fort, „ich befehl' es dir und du wirst gehorchen.“ Das Mädchen lachte. „Willst nicht?“ rief Gaßner, seine Stimme erhebend, „im Namen Jesu befehl' ich es dir!“ „Wenn ich mag,“ sagte das Mädchen. Gaßner nahm sie beim Kopf, zog sie an sich heran, hielt ihr die Stola mit dem Namenszug Christi an die Stirne und sagte: „Im Namen Jesu, rede, verdammter Geist!“ Da fuhr das Mädchen heraus: „Alexi heiß' ich, du schwarze Kanaille.“

Triumphierend lachte Gaßner laut auf und rief: „Ha, ha! Kannst du nun reden! Wie lang bist du in der Kreatur?“ „Seit gestern,“ antwortete das Mädchen. „Kanaille, du lügst, du bist ein Lügner und Betrüger von jeher gewesen, dadurch hast du Adam und Eva verführt, dadurch willst du auch diese arme Kreatur quälen. Rede die Wahrheit, Lügner von Anfang!“ „Seit vierzehn Tagen, wenn's partout gewußt haben willst, Pfaff'; seit du in Söflingen bist,“ rief das Mädchen. Aber mit schrecklichem Geschrei brüllte Gaßner den Lügenteufel nieder und schrie: „Sechs Jahre schon, mindestens!“ Das Mädchen nickte.

Und nun fing er an, sie zu beschwören, bald in lateinischer, bald in deutscher Sprache, hielt bald die Stola, bald

sein Brustkreuz an die Stirne und befahl dem Satan, aus ihr zu weichen. Das Mädchen, das immer noch getobt hatte, wurde ruhiger und ruhiger und sank auf einen Stuhl nieder. Gaßner betete über sie, und sie schien sanft einschlafen zu wollen. Aber er schrie sie an: „Stehe auf und gehe hin, du bist vom Teufel erlöst.“

Das Mädchen fuhr auf, ihr Pfarrer trat an ihre Seite und führte sie rasch ab. Gaßner aber wandte sich triumphierend an die Anwesenden und sagte in seiner nicht eben feinen Sprache und mit einem Hieb auf den aufgeklärten Kaiser Joseph:

„Wer nicht glaubt, was der Name Jesu hier wirkte, der ist ein Esel und Ochs und wenn es der Kaiser wäre.“

„Wer ist an der Reihe?“ fragte Gaßner sodann den Protokollführer.

„Eine Ulmer Jungfrau,“ sagte dieser leise, „ich rate Ihnen aber, fein mit derselben zu verkehren; es sind Ulmer und Ihro Hochwürden scharfe Aufpasser da.“

Gaßner nickte, und als Theodore hereinkam, hieß er sie höflich auf einem Sessel Platz nehmen. Dann wandte er sich an die Anwesenden und sagte:

„Ich werde nun zuerst den Exorcismum probativum anwenden, um zu sehen, ob dieser Jungfrau Krankheit natürlich oder vom Teufel sei. Ich werde dem Teufel befehlen, vor unseren Augen alle die Krankheitszustände im höchsten Maße hervorzubringen, mit denen er dies zarte, wie zum Himmel geschaffene Wesen sonst heimzusuchen pflegt. Ich werde damit fortfahren, bis ich die feste Ueberzeugung gewonnen habe. Denn ist ein Teufel da, so ist er mir gehorsam; ist kein Gehorsam da, so ist auch kein Teufel da und

die Krankheit ist eine natürliche, die ich den berühmten Herren Medicis von Ulm zur Heilung überlasse."

Er lächelte verbindlich gegen das Publikum, denn er wußte, daß ein Ulmer Arzt sich unter denselben befand, setzte sich dann hart neben den Stuhl, auf dem Theodore saß, und befragte sie leise über die einzelnen Zustände ihrer Krankheit. Dann blickte er ihr starr in die Augen und begann mit sanfter Stimme:

„Nun wollen wir im Namen Jesu anfangen. Seien Sie nur recht standhaft und haben Sie rechtes Vertrauen zu dem allerheiligsten Namen, und den festen Glauben, daß der Teufel die Ursache Ihrer Krankheit sei. Der ist freilich" — er sprach eintönig und gleichmäßig weiter — „ein Lügner, ein Schelm und Betrüger, und weiß wohl, daß wenn Sie nicht fest glauben, er sei die Ursache der Krankheit, Ihnen auch nicht geholfen werden kann."

In dieser Weise fuhr er eine geraume Weile fort, und blickte dabei Theodore starr an, bis diese wie ermüdet die Augen schloß. Im selben Augenblick faßte sie Gaßner mit einer Hand am Genick, mit der anderen drückte er ihr linkes Handgelenk aufs heftigste und rief mit lauter Stimme:

„Und nun befehle ich: die Krankheit soll kommen. Sie muß kommen. Im Namen Jesu befehle ich, daß augenblicklich in Ihrer Seite heftige Schmerzen sein sollen."

Theodore fuhr vom Sessel auf, starrte Gaßner einen Augenblick an und griff dann mit einem Schmerzensruf an die Seite.

„Die Krämpfe ins Gesicht!" schrie Gaßner und Theodore sank, den Kopf hart aufschlagend, in den Sessel.

Gaßner trat auf sie zu, legte ihr die Hand auf den Kopf und rief: „Das Herz soll klopfen zum Zerspringen.“ Theodore fuhr nach dem Herzen und rang mit dem Atem. „Zorn!“ schrie Gaßner, und Theodore versuchte vom Sessel aufzuspringen, indem sie die Fäuste ballte und unverständliche Zorneslaute ausstieß. „Trauer!“ schloß Gaßner, und bald verfiel Theodore in krampfhaftes Weinen.

Da wandte sich Gaßner an das Publikum: „Jetzt haben wir gewonnen. Es ist der Teufel, denn er gehorcht mir. Nun soll die Krankheit wieder von ihr weichen.“ Er trat zu ihr, fuhr ihr mit der Hand sachte über das Gesicht, neigte sich zu ihr und sagte: „Cesset!“ (sie weiche!) und Theodore öffnete die Augen, sah ihn wie aus einem angstvollen Traum erwachend an und legte sich dann zitternd im Sessel zurück. Gaßner war augenscheinlich erfreut über die nervöse Kranke, die ihm so willig gehorchte, und spielte nun auch noch einen Trumpf aus, mit welchem er schon auf gewiegte Aerzte Eindruck gemacht hatte. Er befahl Theodore aufzustehen. Mühsam erhob sie sich, leichenblaß im Gesicht und mit pochendem Herzen. Gaßner führte sie einige Schritte vor und sagte: „Nun soll sie wie eine Sterbende werden“ — Theodore sah ihn angstvoll mit ihren großen Augen an, aber Gaßner flüsterte: „Haben Sie nur festen Glauben! Aus dem Tode das Leben!“ — dabei drückte er ihren Arm fester und wandte sich wieder an die Anwesenden: „Sind Herren Aerzte unter Ihnen, so werden sie gebeten, den Puls dieses Fräuleins zu fühlen. Ich befehle im Namen Christi, daß diese einer Sterbenden gleiche.“

Theodore wankte, ihr Herzschlag stockte, der Pfarrer legte den Arm um sie, wie um sie zu stützen, und drückte

so geschickt einige Blutadern, daß der anwesende Arzt, welcher ihr den Puls fühlte, wirklich ausrief:

„Wahrhaftig, der Puls einer Sterbenden! Herr Pfarrer, Sie sind —“

„Ein Schuft und Betrüger,“ gellte in diesem Augenblick eine Stimme von der Thüre her. Es war Joseph Nickel. Er hatte Konold besuchen wollen und dort vernommen, daß Theodore sich bei Gaßner befinde. In höchster Aufregung war er sofort nach Söflingen geeilt und kam eben recht in den Saal, um zu sehen, wie Theodore in den Armen des Pfarrers Gaßner lag. Mit kräftigem Stoße drängte er sich durch, ergriff Theodore am Arme und schrie:

„Die schuldlose Taube in den Krallen des Habichts! Aber ich will sie erretten. Weg da, Pfaff! Theodore, Theodore, warum haben Sie mir das gethan?“

Theodore fuhr auf und blickte zuerst Gaßner mit einem furchtsamen Blick an; dann ließ sie ihre Augen eine kurze Weile auf Joseph ruhen, öffnete den Mund, wie wenn sie etwas sagen wollte, und brach zusammen. Joseph fing sie auf und hielt die Bewußtlose mit einem Arm, während er die zornig geballte Faust des anderen gegen den Pfarrer hob. Einen Augenblick war bängliche Stille. Nickel suchte nach Worten, fand aber keine, und auch Gaßner war verblüfft. Der Arzt aber trat näher und sagte:

„Ich fürchte, sie gleicht nicht bloß einer Sterbenden, sie ist eine.“

Jetzt fuhr Nickel auf und rief mit gellender Stimme:

„Den Fluch der Hölle über Euch, Pfarrer! Ihr seid schuldig daran, Ihr habt sie gemordet.“

„Noch ist's nicht so weit,“ sagte der Arzt beruhigend;

„kommt, tragt sie ins Nebenzimmer; ich will ihr Hilfe leisten."

Nickel wandte sich, aber ehe er einen Schritt gemacht hatte, stand der Klosteramtmann, der von seiner Anwesenheit Kunde bekommen hatte, mit zwei Klosterknechten vor ihm und sagte laut:

„Nehmt diesen da fest. Er ist verhaftet, Joseph."

„Wegen welchen Verbrechens?" rief Joseph. „Weil ich den Pfarrer in seinem sauberen Handwerk gestört habe?"

„Wegen Diebstahls," sagte Mauch kalt, „kraft eines Steckbriefes, lautend auf den Namen Joseph Nickel."

Nickel ließ die Arme sinken, der Arzt faßte Theodore, die noch immer mehr einer Toten als einer Lebenden glich, in die Arme und trug sie ins Nebenzimmer. Im nächsten Augenblick war Joseph gefesselt und wurde trotz seiner lauten und heftigen Proteste abgeführt und ins Klostergefängnis gebracht. Pfarrer Gaßner aber setzte an diesem Abend seine Wunderkuren nicht fort und hob die Sitzung auf.

VI. Kapitel.

Vor der Aebtissin des Klosters stand in unterwürfiger Haltung der Klosteroberamtmann. Der Tisch, an dem die Aebtissin saß, war von allerlei Urkunden bedeckt; auf einer derselben weilte das Auge der Aebtissin mit besonderem Wohlgefallen, während der Oberamtmann seinen Vortrag hielt. Als er geendet hatte, nickte Maria Benedicta gnädig mit dem Kopfe und sagte:

„Ich bin zufrieden mit Ihm. Dieses Jahres wird man gedenken in der Geschichte unseres Klosters." Sie schien

mehr mit sich als mit dem Amtmann zu reden. „Zuerst nach langen Kämpfen mit diesem herrschsüchtigen Rat der Stadt Ulm die Reichsunmittelbarkeit — beim nächsten schwäbischen Kreistag zu Ulm wird Er zum erstenmal als unser Kreisgesandter uns vertreten. Dann die gesegneten Zeiten, da Pfarrer Gaßner hier wirkte, wodurch das Ansehen unseres Klosters nicht wenig gehoben wurde. Zu Regensburg, woselbst der hochwürdige Pfarrer jetzt weilt, ist der Zulauf nicht dermaßen wie bei uns. Und jetzt," sie nahm eine der Urkunden vom Tisch — „haben wir auch die Ulmer Schutz- und Schirmherrschaft los."

Der Amtmann stieß einen Ruf des Erstaunens aus, die Aebtissin fuhr fort:

„Der Rat hat sich's freilich teuer zahlen lassen. Baare fünfzigtausend Gulden mußten wir ihm darlegen; aber nun haben wir alle Rechte und Würden eines Reichsstandes; auch unumschränktes Recht über Leben und Tod."

„So wird man das dem Volke anzeigen müssen," sagte Mauch.

„Laß Er sofort an einem den Leuten sichtbaren Ort ein Hochgericht aufschlagen," sagte die Aebtissin. „Man soll den Galgen von gehöriger Größe machen, sodaß alle Klosterunterthanen daran erinnert werden, daß in meiner Hand Recht und Gerechtigkeit, Leben und Tod liegt. Bestell' Er eine Musikbande zur Einweihung und laß Er dem Volke an diesem Tage die Zügel ein weniges nach."

„Ich werde Ihren Befehlen sofort nachkommen," sagte Mauch und setzte dann hinzu: „Steht dieser Joseph Nickel auch unter Ihrer Gerichtsbarkeit?"

„Ist er zu Ehrenstein ansässig?" fragte die Aebtissin,

und als der Amtmann dies bejahte, sagte sie: „So haben wir ein neues Mittel, ihn zahm zu machen, und keine Ulmische Obrigkeit soll uns etwas dreinreden. Ist seine Schuld erwiesen?“

„Leider nicht,“ antwortete der Amtmann. „Der Eifer meiner Untergebenen hat mir gestern einen Joseph Bickel zugeführt; selbiger hat seine Schuld bekannt, und so ist Joseph Nickel dieses Verbrechens unschuldig.“

„Bleibt das andere: rohe Störung des Pfarrers Gaßner, wofür er nunmehr erst vier Wochen sitzt. Weiß Er, was mit der Jungfrau geschehen ist, wegen der Nickel sich so ungebührlich benommen hat?“

„Sie liegt seitdem schwer krank zu Ulm, und die Aerzte sagen, ein heftiges Nervenfieber habe sie darnieder geworfen, über dessen Ausgang sie noch im Ungewissen seien.“

„Und der Prozeß des Nickel wider Ihn?“ fragte die Aebtissin.

„Ist in den Händen meines Kollegen wohl aufgehoben. Viel wird der Nickel nicht mehr herausbekommen, weil sich während der Untersuchung herausgestellt hat, daß ein großer Teil seines Vatergutes Klosterlehen ist. Man wird genau zu untersuchen haben, welche Ansprüche nach dem Tode des Vaters auf den Sohn übergehen und welche dem Kloster anheimfallen.“

„Fahr' Er nach Recht und Gerechtigkeit, Amtmann,“ sagte die Aebtissin; „das Klösterlein kann's wohl brauchen, daß ihm in diesen Zeiten kein Heller verloren geht, und von seinem Recht wird es kein Titelchen nachlassen.“

„Wenn aber der Nickel sich hartnäckig zeigt?“

„So sperrt Er ihn noch einige Wochen oder Monate,

je nachdem, weiter ein. Dann übergiebt Er ihn den kaiserlichen Webern, deren es genug in dieser Gegend giebt. Ist er einmal in den Händen derselben, so wird der Taugenichts schon zur Raison kommen und wir haben einen lästigen Gesellen los."

„Und seine Mutter?" fragte der Amtmann.

„Wird die sich des ungeratenen Sohnes annehmen?" fragte die Aebtissin dagegen, beantwortete sich aber die Frage sofort selbst: „Freilich, was thut nicht Mutterliebe!"

„Und die Liebe zum Geld," sagte Mauch. „Denn des Sohnes Vatergut steckt großenteils außer dem Baaren, das sich in ihrem Kasten befindet, in ihrem Haus und Hof."

„Laß Er die Mutter nicht büßen, was der ungeratene Sohn verschuldet hat," sagte die Aebtissin, „unbeschadet natürlich aller klösterlichen Rechte."

„Also der Nickel bleibt bis auf weiteres im Gefängnis?" fragte der Amtmann.

Die Aebtissin nickte. „Bis die Frage des Klosterlehens entschieden ist, jedenfalls. Und je nachdem er sich dann benimmt, läßt Er ihn laufen oder steckt ihn unter die kaiserlichen Soldaten."

Der Amtmann wurde entlassen und traf sofort Anstalt zu Errichtung des Galgens, der denn auch wenige Tage nachher auf einer Anhöhe, nahe dem Ort, mit einem großen Volksfeste unter Musik und dem Jubel des Volkes eingeweiht wurde. Das Bewußtsein, einen eigenen Galgen zu haben, erhob in jener Zeit das Gemüt auch des Geringsten im Volk. Man fühlte sich im Besitz eines eigenen Hochgerichtes gleichsam sicherer gegen alle Uebertreter des Gesetzes, und

von der Aebtissin wußte man, daß sie eine gar gestrenge Dame war.

Als Joseph wieder einmal zu einem Verhör vorgeführt zu werden verlangte, bewilligte der Amtmann seinen Wunsch, verschwieg ihm dabei aber, daß der wahre Dieb eingeliefert sei, erzählte ihm dagegen umständlich, daß jetzt die Aebtissin über Galgen und Tod gebiete. Nickel wußte nun, daß er ganz in der Gewalt des Amtmanns sei und daß es vor allem darauf ankomme, den heißen Söflinger Boden verlassen zu dürfen. Darum mäßigte er sich, beteuerte seine Unschuld an dem Diebstahl, sprach die Hoffnung aus, daß der Entscheid über sein Vermögen bald erfolgen werde, und ließ sich wieder ins Gefängnis zurückführen. Dort saß er Woche um Woche, Monat um Monat, und weder seine Bitten, noch die seiner Mutter vermochten das geringste über den Amtmann. Auch in Ulm war niemand, der sich seiner annahm, und die Versuche, die Konold machte, scheiterten an dem Abkommen, das der Rat eben mit Söflingen getroffen hatte. Man bedauerte, bei dem jetzigen Stand der Dinge, da man die Schutz- und Schirmherrschaft über das Kloster nicht mehr besitze, nichts thun zu können, wollte auch mit der energischen Aebtissin nichts zu schaffen haben. Und so war Nickel für die Ulmer ein vergessener Mann. Auch Schubart, der ein besonderes Interesse an dem jungen Mann genommen hatte, fand im Strudel des Lebens nicht Zeit, an ihn zu denken. Nur einmal erinnerte er sich seiner. Es war im Dezember, als er eines Abends hoch erregt ins Zimmer des „Baumstark“ trat, einen Brief in der Hand, und während er Hut und Mantel ablegte, rief:

„Nun haben sie doch alle Recht bekommen, die den

Gaßner für einen Charlatan erklärten, und die deshalb leiden müssen, wie heute noch der junge Mann, der so unvorsichtig war, ihm eine Beute zu entreißen. Da ist Er ja, Konold," wandte er sich an diesen. „Sein armer Freund sitzt wohl immer noch? Und Seine Schwester? Welkt die Demoiselle immer noch dahin? Sein Gesicht giebt mir die Antwort. O, auch dieses edlen Wesens Unheil hat der Gaßner in seinem Schuldbuch. Aber nun ist's aus mit ihm; im ganzen heiligen römischen Reich wird's fortan keinen Gaßnerschwindel mehr geben. Kaiser Joseph, der Erleuchtete, hat gesprochen. Die Wiener Post hat mir's eben zugetragen."

Er hatte das alles rasch hintereinander ausgerufen, während er sich an seinem gewohnten Platze niederließ und seine Meerschaumpfeife anzündete.

„Wer schreibt mir?" rief er, während er den Rauch in die Lüfte blies und große Schlücke aus dem Glas nahm. „Er, Herr Student?" Er wandte sich an einen jungen Studenten, Anton Fischer. „Er ist ja auch ein Freund des Nickel; sorg' Er, daß er die morgige Chronik in seinem Gefängnis bekommt, das wird eine Herzstärkung für ihn sein."

Fischer griff nach der Feder. Schubart besann sich einen Augenblick und sagte dann:

„Schreibt Er? Wie wollen wir's überschreiben? Ich meine: Herzstärkung. Also Herzstärkung, dick unterstrichen."

Dann diktierte er: „Heil unserem Vater Joseph! Er hat eine Schmach von unserem Haupte genommen, die schwer und drückend auf uns lag. Man weiß, welch eine Rolle Gaßner unter uns spielte. Ein Mann ohne Gelehrsamkeit, ohne Genie, ohne Herz versammelte tausend Betrogene um sich her und wurde vom niedrigen und vornehmen, vom ge-

lehrten und ungelehrten Pöbel wie ein Apostel verehrt. Wer es wagte, ihm zu widersprechen, wurde als ein Feind der Religion verfolgt. Der Ruf seiner täuschenden Wunder drang bis nach Wien. Joseph fand die Sache einer Untersuchung würdig; einige der weisesten und gelehrtesten Männer zu Wien gingen insgeheim nach Regensburg und wohnten den Gaßnerschen Exorcismen bei. Sie fanden, was der Vernünftige schon wußte, daß es Blendwerk war, womit Gaßner bisher die kleinen Seelen täuschte. Unser Kaiser Joseph nahm sich sogleich der Getäuschten an und entfernte den Irrwisch, der sie in Sümpfe führte. Hier ist der Bericht aus Wien." Er faltete den Brief auseinander und diktierte den Inhalt desselben:

„Seine Majestät der Kaiser haben an den Fürsten Bischof von Regensburg den allerhöchsten Auftrag ergehen lassen, den schon seit einiger Zeit daselbst sich aufhaltenden Pfarrer namens Gaßner mit dem gemessensten Bedeuten zu entfernen, daß er sich, bei widrigenfalls zuziehender schwerer Verantwortung, aller seiner bisherigen, ein besonderes Aufsehen erregenden exorcistischen Handlungen in dem ganzen römischen Reiche von nun an enthalten solle. Hochbelobter Bischof hat sich dieser allerhöchsten kaiserlichen Verfügung alleruntertänigst zu unterziehen wohl ganz angelegen sein lassen und obbesagten Gaßner mit erwähnter Warnung sogleich von sich entfernt."

Er machte eine Pause und fuhr dann fort: „Wieder ein Beweis, daß Deutschland wohl schlummern, aber nie den Schlaf der Dummheit schnarchen könne. Sobald Vernunft, Weisheit und Religion gekränkt wird, so erwacht es wie der Löwe, der zwar die Mäuse auf sich tanzen läßt, aber dem

lauernden Tiger mitten im vermeinten Schlummer plötzlich ins Genick stürzt. Nun ist der Taumel vorüber. Wir wünschten die ungeheueren Ballen Papier, die in dieser Sache überdruckt worden, als Denkmale unserer Leichtgläubigkeit vernichten zu können. Sterzinger, der von Verleumdungen so oft umwölkte Sterzinger, steht wieder in der Glorie eines Wahrheitszeugen da — aber er triumphiert nicht. Ein gedemütigter Irrgeist verdient Mitleiden und keinen Triumph. Und ich, der wegen dieser Sache so sehr mißhandelte und verfolgte Chronikschreiber, setze mich ans Fortepiano und singe mit einem Herzen, Gott weiß es, ganz leer von Groll und Schadenfreude:

Dir flehen wir, der Weisheit Geist!
Du, der uns den Weg zum Leben weis'st,
Lehre jeden Irrtum,
Uns überwinden!
Uns den Weg zum Unendlichen finden,
Geist der Auserwählten!

So, das wird morgen gedruckt, und ich weiß gewiß, daß ich meinen Lesern noch selten eine größere Freude gemacht habe, als mit diesem hundertundersten Stück meiner Chronik. Doch nun auch das andere!" Schubart diktierte mit Unterbrechungen den ganzen Abend fort: zuerst eine Nachricht über Lessing in Rom und seine vorzügliche Aufnahme beim Papst; dann einen Artikel über den Schutz, den Friedrich der Große den Jesuiten in seinem Staate angedeihen ließ, wogegen der Papst Einsprache erhob, da er diese Behandlung des aufgehobenen Ordens weder gutheißen, noch begünstigen könne. Dem folgte ein Artikel aus Wien, der

die Kaiserin Maria Theresia und ihren Mitregenten Joseph II. begeistert pries wegen ihrer Neugestaltung der Mönchsorden und schloß: „Auf diese weise Art wünscht' ich auch unter Protestanten geistliche Orden errichtet zu sehen.“ Dann kam etwas über Polen und Russen; hierauf eine rührende Geschichte, wie ein durch die Erbschleicherei der Jesuiten um alles Hab und Gut gebrachter Sohn einer Witwe einen nach Aufhebung des Ordens in dürftige Umstände geratenen Jesuiten, der dies verschuldete, mit dem unterstützte, was er sich mit Mühe und Not errungen hatte. Dieser Erzählung fügte Schubart bei: „Dich, trauter Leser, bitt' ich, mehr auf gute, edle, christlich gesinnte Seelen acht zu haben, als auf Schelmen, Schurken, Spitzbuben und Jauner zu fahnden — ist's doch nur Schergenberuf. Noch strahlt das Ebenbild Gottes an Tausenden ab; salb' deine Augen, gute Seele, wirst's sehen!“

Damit waren sechs von den acht kaum handgroßen Seiten der Chronik gefüllt. Die zwei letzten Seiten wurden durch litterarische Neuigkeiten voll: eine Notiz über Herder und über ein Buch: „Religion der Damen“, dessen Besprechung er mit der Ueberschrift „Gottesgelahrtheit“ versah. Das Buch war eine englische, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzte Abhandlung, wozu Schubart bemerkte, daß der Uebersetzer selber ein tausendmal Besseres selbst hätte machen können. Dann fuhr er fort, und beim Diktieren brauste der echt deutsche Geist des Mannes, der sich auch in seiner Sprachbeherrschung wunderbar zeigte, so über, daß der Schreiber kaum nachkam: „Du lieber Gott, was könnt' einer nicht über die Religion unserer modischen Damen schreiben! Den eiskalten, einschläfernden, verstandlosen Hofton affektieren, Franzosensitte nachäffen, liebeln und schelm-

äugeln, am Putztische Gecken unterjochen, 'n Fratzengesicht in Spiegel machen, die trügerischen Künste des Spieles ausüben, den zottigen Polonöserhund streicheln, die gefrorenen Empfindungen durch französische Bücher auftauen, etwas von Belesprit parlieren — und Mutterpflichten, Weiberpflichten, Christenpflichten darüber vergessen; ja gar über Tugend und Religion mit einigen modischen Waidsprüchlein spötteln — das scheint jetzt die Religion der meisten Damen zu sein. Also weggestrichen den Titel und darüber geschrieben: Die Religion der alten Weiber; so wird doch das an und vor sich gut geschriebene Büchlein wenigstens diesen Winter in den Kunkelstuben gelesen werden."

So war eine der vielgelesensten und einflußreichsten Zeitungen des vorigen Jahrhunderts beschaffen.

Als Schubart mit der Nummer fertig war, lehnte er sich behaglich in seinen Sessel zurück und sagte:

„So, nun wollen wir die Nacht lange machen. Und Er, Fischer, vergess' Er nicht, dem Gefangenen zu Söflingen die Nummer zustellen zu lassen. — Er wird schon Mittel und Wege finden — wird ihn freuen und ihm ein Gruß von dem Schubart sein."

VII. Kapitel.

Der Winter ging hin, und Nickel saß immer noch im Gefängnis zu Söflingen. Endlich im März, als der Schnee zu tauen begann, ließ der Amtmann Nickel aus dem Gefängnis holen und eröffnete ihm trockenen Tones, daß seine Unschuld an dem Diebstahl sich herausgestellt habe — seit wie lange schon, verschwieg er — und daß nunmehr die

Rechnungsablage wegen seines Vermögens beendet sei. Er setzte ihm auseinander, wie klärlich erwiesen worden sei, daß ein großer Teil dieses vermeintlichen Vatergutes Klosterlehen sei und daß solches nach eigentümlichen Rechtsbestimmungen wieder an das Kloster heimfallen müsse. Was ihm zukomme, nach Recht und Billigkeit, erhalte er hiermit baar ausbezahlt, nämlich 103 Gulden, 5 Kreuzer und 2 Heller.

Er wies auf die Summe, welche auf dem Tische lag, und forderte Nickel auf, nachzuzählen, ob sie richtig sei. Nickel sah den Oberamtmann an, um seine Lippen zuckte es. Aber er bezwang sich, wenn auch mühsam, trat an den Tisch, strich ohne zu zählen das Geld ein und steckte es in die Tasche seines Rockes.

„Sind wir fertig?“ fragte er jetzt.

„Er ist entlassen,“ sagte Mauch. „Aus Gnaden der Aebtissin, die davon abgesehen hat, Ihn zur Zähmung unter die Soldaten zu stecken.“

„Ich danke ihrer Gnade,“ sagte Nickel mit Hohn. „Und Ihnen, Herr Vormund, für sorgsame Rechnungsablage.“

„Dank’ Er dem Klosteroberamtmann von Wiblingen,“ sagte Mauch. „Er wird jedenfalls nicht sagen können, daß ein Parteiischer entschieden hat.“

„Keine Krähe hackt der anderen die Augen aus,“ fuhr Nickel heraus. „Wollte sagen: eine Nachprüfung durch Rechtsverständige behalte ich mir vor und nach deren Urteil weiteren Prozeß.“

„Den kann Er sich sparen, Joseph, wenn ich Ihm gut zu Rat bin. Der Wiblinger läßt nicht mit sich spaßen. Hüte Er sich, ihm ins Garn zu laufen, nachdem Er hier so glücklich entronnen ist.“

„Nach fünf Monaten Kerker!“ warf Nickel hin und ging.

In vollen Zügen atmete er die frische Frühlingsluft und lief planlos irgendwo zum Dorf hinaus. „Ja wohin nun?“ rief er plötzlich und blieb stehen. Vor ihm stieg der Ulmer Münsterturm in die klare Märzluft empor; von der Anhöhe rechts herunter drohte das Zeichen der Reichsunmittelbarkeit Söflingens, der Galgen. Und dort, wo die Blau ihre schnellen, klaren Wasser der Donau zuführte, ragte der trotzige Fels des Ehrenstein über die Häuser seiner Heimat herein. „Wer weiß, ob ich noch einmal einen Schritt thun darf auf söflingenschen Boden!“ murmelte er und wandte sich Ehrenstein zu. Eine halbe Stunde nachher trat er ins Haus seiner Mutter. Diese saß eben am Tische und schnitt Brot in eine Schüssel. Als sie ihren Sohn sah, sprang sie auf, umarmte und küßte ihn und rief:

„Da bist du ja, Joseph! Aber wie bleich du aussiehst!“

„Kerkerluft, liebe Frau Mutter,“ sagte Nickel, ihre Liebkosungen erwidernd. „Aber warte Sie nur, in der Luft der Freiheit werden die Backen bald wieder rot.“

„Dazu gehört aber tüchtiges Essen und Trinken,“ sagte Frau Ursula. „Du wirst's lange entbehrt haben. Nun setze dich hin, ich will dir bringen, was Küche und Keller vermag.“

Geschäftig lief sie hin und her, und bald war der Tisch reich besetzt. Mit mütterlicher Freude sah sie zu, wie es ihm schmeckte. Als er sich gelabt hatte, brachte sie ihm auch eine Pfeife und Tabak, und Nickel fühlte sich so behaglich, daß er in die Worte ausbrach:

„Mutter, warum hat Sie mich studieren lassen und nicht zu einem Bauern gemacht! Vielleicht wär' ich glücklicher so. Dann wär' ich wohl auch kein Bettler.“

„Du, ein Bettler?“ sagte seine Mutter. „Ich glaube, du bist reicher als deine Mutter. Denn von deinem Vatergut —“

„Sind mir als Rest eben von dem Herrn Klosteramtmann nach gerechtem Entscheid seines Kollegen zu Wiblingen wohlgezählte 103 Gulden, 5 Kreuzer und 2 Heller ausbezahlt worden.“

Frau Ursula schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief:

„Das ist ja ganz und gar nicht möglich! Das Zehnfache mindestens, nein das Dreißigfache muß dir zukommen. Ich gehe heute noch zum Amtmann und sag' ihm, daß ich keinen Heller über das will, was mir von Rechts wegen zukommt.“

Joseph sagte lächelnd: „Ihr, Frau Mutter, kommt auch nichts zu. Was nicht die Verwaltung und der Prozeß verschlungen hat, gehört dem Kloster.“

„Hundert und drei Gulden!“ jammerte Frau Ursula. „Ja, von was willst du denn leben? Das ist in einem halben Jahr verbraucht, und dann, was dann? Kannst du nichts verdienen, Joseph?“

„Wird schwer halten, Mutter,“ sagte Joseph.

„Und ich kann dir bei so stehenden Sachen auch nichts zuschießen,“ sagte Frau Ursula seufzend. „Aber nein, ich will dein Recht führen; du sollst bekommen, was dir dein Vater hinterlassen hat. Wir kommen hier gut fort, zumal die Gaßnersche Zeit uns viel Geld eingetragen hat. Ich will dir davon geben, soviel du zum Prozeß brauchst.“

„Von diesem Geld kein Heller, Frau Mutter,“ rief Nickel, „es ist Sündengeld.“

„Von uns redlich verdient," entgegnete seine Mutter.

„Nein, nein," wehrte Joseph ab. „Laß Sie mich diese Sache nur allein führen. Sie ist hier unter söflingenscher Obrigkeit, und ich hab' heute den neuen Galgen, den sie daselbst errichtet haben, gesehen. Sie soll nicht etwa wegen meiner büßen. Laß Sie mich nur meinen Weg allein gehen, liebe Frau Mutter. Und das verspreche ich Ihr: die erste Stelle, wo ich ehrlich mein Brot verdienen kann, nehme ich an; vielleicht eine Hofmeisterstelle im freieren Norden, wo der Große Friedrich herrscht. Der Schubart in Ulm — erschrecke Sie nicht, Frau Mutter — ist mir wohlgesinnt, und seinen Verbindungen wird es leicht gelingen, mir eine Stelle zu verschaffen. Vielleicht kehre ich dann in einigen Jahren glücklicher, am Ende sogar reicher zurück, als ich jetzt bin."

„Gott segne dich, mein Sohn! Aber das laß ich mir nicht ausreden, daß das mit dem Klosterlehen deines Vaters Lug und Trug ist, und die gestrenge Frau Aebtissin ist eine gerechte Dame."

„Und eine gnädige," sagte Joseph; „denn sie hat mich aus dem Gefängnis entlassen, ohne mich den kaiserlichen Werbern zu übergeben."

Frau Ursula verstand den Hohn dieser Worte nur halb, und sagte:

„Ich will zu ihr, nicht bittend, sondern mein und dein Recht suchend. Und du wirst sehen, es wird mir werden."

„Möge Sie Ihr guter Glaube nicht täuschen!" sagte Joseph aufstehend. „Doch jetzt will ich nach Ulm hinein. Ich brenne vor Begierde, an einem Ort zu sein, wo ich sagen darf, was ich seit Monaten und nun wieder seit Stunden in mein Inneres hinuntergedrückt habe."

„Joseph, Joseph," warnte die Mutter. „Bedenke, daß du Aufpasser hast und viele Feinde. Und nach Jahren noch kann dir ein unbedachtes Wort zum Verderben werden."

„So werd' ich mich hüten vor denjenigen Orten, wo mir Verderben droht," sagte Joseph. „Behüt' Sie Gott, Mutter!"

Nach herzlichem Abschied von der Mutter, welche die Thränen nicht halten konnte, eilte Joseph nach Ulm. Sein erster Gang war hier zu Schubart, der in einem Hause in der Hafengasse wohnte. Als er die Flur betrat, hörte er die Klänge eines Klaviers: Schubart saß am Klavier und phantasierte. Seine Gattin, eine sanfte, leidend aussehende Frau, empfing Nickel und führte ihn hinein. Schubart sah nicht auf, sondern fuhr in seiner Phantasie fort, und Nickel lauschte mit den anderen Gästen, die sich eingefunden hatten, entzückt. Als Schubart geendet hatte, bemerkte er Nickel, begrüßte ihn freundlich und lud ihn ein, an dem Imbiß teilzunehmen. Und Nickel war wie in einer anderen Welt, als er sich wieder mitten unter gescheiten, lebensfrohen, geistreichen Menschen befand, und atmete die Luft des Jahrhunderts, die hier wehte, mit vollen Zügen. Er mußte erzählen, wie es ihm ergangen war, und ergriff dann auch die Gelegenheit, bei Schubart seine Bitte um Verwendung vorzubringen. Dieser besann sich eine Weile, endlich sagte er: „Kennt Er den Prälaten Robert Kolb vom Kloster Elchingen?

„Dem wollen Sie mich empfehlen?" rief Nickel.

„Nur nicht so gar hitzig, junger Freund," sagte Schubart lächelnd. „Der Prälat ist ein Freund von Kunst und Wissenschaft — Er kann bei ihm manches lernen; er ist ein geist-

reicher Mann — Er kann in seiner Gesellschaft für Geist und Herz nur gewinnen. Und über den Gaßner darf Er schimpfen soviel Er will. Stärkere Ausdrücke als der Prälat über den nunmehr auf einer abgelegenen Pfarrei bei Regensburg ganz und gar verschollenen Wunderthäter brauchte, wird Er auch nicht gebraucht haben. Ich hab' dem Prälaten von Ihm gesprochen, und er war nicht abgeneigt, einem Mann von Seinen Talenten die eben offene Stelle eines Prälaturkanzlisten und nach Verhalten eines zweiten Sekretärs zu verleihen."

Nickel besann sich einen Augenblick und entgegnete dann: „Aber bedenken Sie, ich Angestellter in einem Kloster!"

„Gerade deshalb hab' ich an Ihn gedacht. Er hat zwei Klöster um Ulm herum, Söflingen und Wiblingen, sich zu Feinden gemacht — und ein Pfaff und Mönch vergißt nie einen Feind, das weiß Er — so wird Ihm allein das helfen, daß Er der Schutzbefohlene des dritten Klosters bei Ulm ist."

„Sie haben vielleicht recht," sagte Nickel. „Aber mir will's noch nicht eingehen, daß ich zu den Klosterleuten gehöre und unter Kutten wandeln soll. Erlauben Sie, daß ich mich darüber besinne."

„Aber nicht gar zu lange," sagte Schubart, „sonst möchte die Stelle anderweitig besetzt werden. Wandle Er an einem schönen Frühlingstage hinaus: es ist ja ein herrlicher Gang an der Donau hinunter und dann hinauf zur Höhe, wo das Kloster herabschaut, oder durch den Böfinger Wald im sprossenden Frühling und dann über die Höhe von Thalfingen hin — nun, Er wird den Weg ja kennen — und viel Glück bei dem Herrn Prälaten!"

Damit wandte sich Schubart wieder einem allgemeinen Gespräche zu, und Nickel erwog seine Worte. Er hatte seiner Mutter versprochen, eine Anstellung zu suchen, und Schubart hatte ihm den Weg gezeigt, der ihm freilich noch nicht recht einleuchten wollte. Wenn nun auch Theodore ihm derartiges riet, das fuhr ihm plötzlich durch den Kopf, so wollte er sich's eine Weisung sein lassen. Theodore — wie hatte er nur erst die Mutter und dann Schubart aufsuchen können, ehe er sich nach ihr erkundigt hatte! Er begriff sich jetzt selbst nicht und gestand sich doch, daß eine geheime Scheu ihn abgehalten hatte, zuerst zu ihr zu gehen. Aber nun trieb's ihn plötzlich mit Macht aus der lärmenden Gesellschaft in die Stille ihres Hauses. Er stand auf, empfahl sich und eilte in das Haus des Freundes. Dort traf er in der wohlbekannten Stube Theodore allein. Sie saß, mit deutlichen Spuren der überstandenen Krankheit auf dem blassen, durchsichtigen Gesicht, in einem Sessel, und ein freudiges Rot färbte ihre Wangen, als Joseph hereintrat. Lächelnd streckte sie ihm die Hand hin und sagte, ihm in das ebenfalls blaß gewordene Gesicht sehend:

„Wir tragen beide die Spuren erduldeter Leiden — mög' es uns zum Heile dienen!"

„Ihr Wunsch ist der meinige," sagte Joseph, ihr die Spitzen der Hand küssend, „doch seh' ich noch nicht den Anfang der Erfüllung. Bei mir wenigstens. Und Sie, Theodore?"

„Ich fühle mich freier und leichter denn je, und langsam, ganz langsam schleicht das Gefühl der Gesundheit in meine Glieder. Es ist als ob ich mit der letzten Krankheit

alles das durchgemacht hätte, was mir an Leiden zubeschert war. Und daß es nun so ist, Euch, Joseph, dank' ich's nächst —

„Nächst?" fragte Joseph gespannt.

„Ihr meint wohl dem Gaßner?" sagte Theodore lächelnd. „Nein, der heiligen Jungfrau. Jener Traum hat doch recht behalten."

„Und wieso verdanken Sie mir Ihre Gesundheit?" fragte Joseph.

„Weil Ihr mich aus den Händen des Gaßner gerettet habt. Ich wäre unter seiner Behandlung gestorben oder wahnsinnig geworden — so bin ich mit einem hitzigen Fieber davongekommen —"

„Und ich mit fünf Monaten Kerker," sagte Joseph. „Doch es soll mir nicht zu viel sein, wenn ich Sie dadurch gerettet habe. Und was mir noch mehr Freude macht, liebe Theodore, ist, daß ich Ihr Urteil mit dem meinigen in Uebereinstimmung weiß, was den Gaßner betrifft. Und so behalte am Ende doch ich recht."

„Ihr prophezeitet aus Gaßners Hand den Tod, Joseph, und nun hab' ich aus der Jungfrau Hand das Leben —"

„Aus Gottes Hand meinen Sie wohl, Theodore. Mir ist Ihre Redensart unverständlich, und Sie glauben doch nicht, daß die Jungfrau allmächtig ist?"

Lächelnd erwiderte Theodore:

„Wir wollen nicht um Worte streiten, noch will ich Euer Bekenntnis hinsichtlich der Mutter Gottes hören. Hat sie's nicht gethan, so hat's ihre Fürbitte gethan, und auch Euch, Joseph, hab' ich an ihr treues Mutterherz gelegt und hoffe, nicht umsonst."

„Wenn ich bald unter Kutten wandle, Theodore, so wird mir vielleicht auch anders zu Sinn."

„Ihr wollt ins Kloster?" rief Theodore. „Joseph, Joseph, Euer Sinn ist nicht so, daß Ihr der Welt zu entsagen im stande seid. Und wozu und warum jetzt?"

Sie stand rasch auf, und Joseph bemerkte, daß ihre Bewegungen nicht mehr die müden, fast unsicheren waren wie früher. Auch er erhob sich und sagte, ihre Hand ergreifend:

„Theodore, liebe Theodore, nein, nicht als Mönch will ich ins Kloster, denn ich habe nicht im Sinn, der Welt und dem schönsten in ihr, der Frauenliebe zu entsagen. Aber ich will mir eine Stellung erringen, daß ich einst vor Sie hintreten darf und ein Wort sprechen, das uns beide glücklich macht."

Theodore schlug die Augen nieder und ein Zittern lief über ihren Körper. Joseph fuhr fort:

„Und da der Prälat Kolb zu Elchingen eine Sekretärsstelle offen hat und sein Wort etwas gilt in der gelehrten Welt, so überleg' ich mir, ob ich nicht — ins Kloster gehen soll. So war's gemeint, liebe Jungfer."

Theodore schlug die Augen auf, sah ihm voll ins Gesicht und sagte:

„Aber es kostet Euch eine schwere Ueberwindung, Joseph?"

„Ich will's nicht leugnen und noch bin ich nicht entschlossen; aber ein Versprechen gegenüber meiner Mutter, der Rat eines Freundes —"

„Und der Beifall Eurer besten Freundin, Joseph, wird Euch veranlassen, diesen Weg zu betreten. Und Elchingen

ist ja nicht weit von Ulm; man wird den Herrn Sekretär wohl ab und zu in unserer Stadt sehen."

„So oft ihm seine ohne Zweifel geschäftsreiche Stelle abzukommen gestattet, und Sie, liebe Theodore, wünschen," sagte Joseph freudigen Tones und sah ihr dabei voll in die glänzenden Augen. „Und gleich morgen gehe ich hinaus, und hab' ich meine Bestallung in der Tasche, denken Sie sich, Theodore, der Joseph Nickel Sekretär des weitberühmten Prälaten Robert Kolb zu Elchingen, ich muß fast lachen, wenn ich daran denke, — ja was wollt' ich sagen, Theodore?"

„Was weiß ich, Joseph!" sagte Theodore. „Aber etwas Liebes und Gutes jedenfalls. Und nun geht und bringt mir morgen fröhliche Nachricht. Den Philipp trefft Ihr heute Abend im ‚goldenen Ochsen', hat er hinterlassen. Er hat schon Kunde von Eurer Entlassung und sehnt sich längst, den Freund wiederzusehen. Wie wird er sich freuen! Behüt' Euch Gott, Joseph, und die heilige Jungfrau geleite Euch auf Eurem Wege!"

Joseph zögerte; im nächsten Augenblick hatte er Theodore umfaßt und einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt. Dann eilte er hinaus, fröhlicher, als er das letzte Mal von ihr gegangen war.

Und gleich am nächsten Tag machte er sich nach Elchingen auf. Es war ein leuchtender Märznachmittag: die rauschenden Wasser der Donau trugen Eisschollen zu Thal und an einzelnen Hängen lag da und dort noch der Schnee. Aber vom Himmel herunter schmetterten schon die Lerchen ihre Lieder, und die sommerlichen Halden am Waldessaume waren mit Schneeglöckchen übersät. Joseph schritt rasch aus und

atmete mit vollen Zügen die reine, noch frische und doch schon sonndurchwärmte Luft ein: so wohl und freudig war ihm schon lange nicht mehr zu Mute gewesen wie heute, und die schönsten Zukunftsbilder stiegen vor seiner Seele auf. Je näher er aber dem am Berghang gelegenen Dorfe Elchingen kam, von dessen Höhe herunter Kirche und Kloster grüßten, umso langsamer wurde sein Gang. Er überlegte noch einmal im klaren Tageslicht und mit nüchterem Verstande, welch einen Schritt er zu thun im Begriff war. Er stellte sich das Vorteilhafte desselben lebhaft vor, er überdachte seinen bisherigen, oft ungeordneten Lebensweg, der jetzt in sichere Bahnen einmünden sollte, und sagte sich selber, daß ihm eine Stellung, die ihn zu stetigem Arbeiten zwinge, nur von Nutzen sein könne. Aber er kannte sich selbst, sein ungestümes Herz und seine schnelle Zunge genügend, um sich ernstlich zu fragen, ob er in ein Kloster tauge. Er fürchtete, daß eben diese schnelle Zunge ihn bald um seine Stellung bringen könne. Freilich beruhigte er sich wieder mit der Persönlichkeit des Prälaten. Aber war's nicht eine Verleugnung seiner ganzen Weltanschauung, wie seiner Vergangenheit, wenn er den Schutz eines Klosters suchte? Er, der sich über nichts so scharf ausgesprochen hatte, als über diese „Verdummungsanstalten“, die in einer aufgeklärten Zeit keine Berechtigung mehr hatten, wie Kaiser Joseph selbst zu meinen schien. Und war der Schutz einer Reichsstadt wie Ulm nicht genügend, wenn je der Haß der zwei anderen Klöster ihn verfolgte? Doch er wollte es einmal versuchen und sehen, wie ihm der Prälat gefiel. Er konnte, wenn dieser ihm eine Zusage macht, sich ja immer noch Bedenkfrist ausbitten.

Während solcher Gedanken war er die steil ansteigende Straße des Dorfes hinaufgewandelt, und stand nun vor der Klosterpforte. Wie er durch dieselbe gehen wollte, kam ihm einer der Klosterbrüder entgegen: unglücklicherweise war es der Pater Hexenbanner. Die meisten Klöster, diese Brutstätten alles Aberglaubens, hielten sich damals noch besondere Hexenbanner, und einer derselben, ein Angehöriger eines benachbarten bayerischen Klosters verkaufte oder verschenkte vielmehr um gutes Geld in jener Zeit jährlich ungefähr vierzigtausend Amulette gegen Hexen und Zauber.

Der Pater Hexenbanner hielt Nickel an und fragte ihn, was er wolle. Als Nickel ihm nicht Rede und Antwort gestehen wollte, ergriff ihn der Pater am Aermel und sagte eindringlich:

„Wenn Ihr etwa von Dieben oder bösen Leuten Schaden an Eigentum erlitten habt, so kommt nur mit mir. Ich will Euch helfen; denn ich weiß Mittel, jeden Dieb zu entdecken, und gegen Zauberei hab' ich kräftig wirkende Segen und geweihte Dinge."

Nickel blieb stehen, sah den Pater mit seinen hellen, klaren Augen von oben bis unten an und brach dann in die Worte aus:

„Mit dummen Pfaffen will ich nichts zu schaffen haben."

Dann kehrte er um und lief, so schnell ihn seine Füße trugen, vom Kloster weg. Erst als der Ulmer Münsterturm wieder vor seinen Augen auftauchte, verlangsamte er seine Schritte und ging gemächlich, die wonnige Frühlingsluft tief einatmend, seiner Freistadt Ulm zu.

VIII. Kapitel.

Nickels erster Gang am anderen Tage war zu seinem Rechtsanwalt. Als er ihm die Sache vorgetragen hatte, zuckte dieser die Achseln und meinte, bei einem Prozeß gegen das Kloster Söflingen und gegen den Klosteroberamtmann von Wiblingen werde nicht viel herauskommen und jedenfalls werde die Sache schweres Geld kosten. Nickel zog die hundert Gulden aus der Tasche und legte sie auf den Tisch, indem er fragte, ob dies vorläufig genüge. Aber der Rechtsanwalt schob ihm das Geld wieder zu und sagte: „Es wäre Sünde, wollt' ich's Ihnen abnehmen zu meinem Vorteil; denn wenn Sie auch tausend Gulden herlegten, ich würde Ihren Prozeß doch nicht gewinnen. Nicht als ob ich glaubte, Ihr Vermögen sei mit Recht dem Kloster anheimgefallen; denn die Akten haben mich eines anderen belehrt. Allein wenn nicht der Rat unserer Stadt sich Ihrer Sache annimmt, so ist von vornherein wenig Erfolg zu hoffen, und dieser ist auch dann nicht sicher, wenn es Ihnen gelingt, den Rat für Ihre Sache zu interessieren."

„So bin ich rechts- und schutzlos?" rief Nickel.

Der Rechtsanwalt bedauerte, daß bei den eigentümlichen Umständen ihm schwer zu seinem Rechte zu verhelfen sei, und Nickel ging. Er suchte andere Rechtskundige auf, aber die Auskunft lautete überall gleich, und Nickel sah, daß sein Vermögen verloren sei. Da that er sich denn keinen Zwang mehr an und ergriff jede Gelegenheit, sich über die Klöster Söflingen und Wiblingen und deren Amtleute in der schärfsten Weise auszusprechen. Und binnen kurzem wußte

die halbe Stadt von dem ihm widerfahrenen Unrecht, und wenn die Amtleute von Wiblingen oder Söflingen nach Ulm kamen, mußten sie selbst von Ratsherren allerlei Bemerkungen hören, die ihren Grimm auf Nickel nur steigerten. Mauch hatte überdies seine Aufpasser, die ihm Nickels Auslassungen zutrugen, und berichtete wieder an die Aebtissin. Man werde mit ihm wohl den neuen Galgen einweihen müssen, wenn er auf Klostergebiet betreten werde, meinte Mauch. Doch die Aebtissin erwiderte dagegen, daß sie von dem alten Herkommen, den ersten Verurteilten zu begnadigen, nicht abgehen werde. Mauch wußte also, daß zuvor ein anderer Verbrecher verurteilt werden müsse, und empfahl den Joseph Bickel zum Henken. Doch die Aebtissin fand dessen Vergehen nicht derart, und so fahndete Mauch umso eifriger auf einen anderen, des Henkens unbedingt werten Verbrecher. Die Mutter Nickels, welche ihm mehrmals wegen des Vermögens hart anlag, mußte er auf ausdrückliche Weisung der Aebtissin glimpflich behandeln, und weil er so der Mutter nichts anthun konnte, trachtete er umsomehr darnach, dem Sohne zu schaden.

Aber Nickel hütete sich sehr, Söflinger Gebiet zu betreten: die fünf Monate Kerkerhaft waren ihm allzugut im Gedächtnis geblieben. Dagegen begann er in Ulm fleißig zu studieren und die Vorlesungen der dortigen Professoren zu hören; denn er war entschlossen, es bald zu einer sicheren Stellung im Leben zu bringen. Und dieser Wunsch wurde um so dringender, je mehr Theodore zu Leben und Gesundheit emporblühte. Ihr Zureden freilich, es noch einmal in Elchingen mit einer Anstellung zu versuchen, half nichts, so wenig wie Schubarts Vorwürfe. Dieser begriff übrigens

die Stimmung des jungen Freundes am ehesten; denn er selbst, von ähnlichem Temperament wie Nickel, würde wohl im gleichen Fall ebenso gehandelt haben.

So ging der März hin und mit dem April war der volle Frühling ins Land gezogen. Da gelüstete es Nickel eines Tages, in die schöne Frühlingswelt hinauszuwandern. Er steckte ein Buch, das Schubart ihm geliehen hatte, in die Tasche und machte sich auf. Unschlüssig, wohin er gehen sollte, nur gewiß, wohin nicht, traf er auf seinen Freund Philipp, und nun wanderten beide zum selben Glöcklerthor hinaus, durch welches er vor einem halben Jahr in Ulm eingezogen war. In schwärmerischen Freundschaftsergüssen, wie sie damals üblich waren, zogen sie dahin, lachten über den rechts herüberdrohenden Söflinger Galgen und setzten dann ihren Weg fort. Da wo die Iller in die Donau mündet, ließen sie sich hinüberrudern und gingen an der Iller aufwärts, um dann durch das Heerdbruckerthor wieder nach Ulm zurückzukehren. Aber der Tag war so rosig und die Freunde so im Freundschaftsglück, daß sie, ehe sie sich's versahen, in der Nähe des Klosters Wiblingen waren. Nickel schlug vor, in dem Bräuhause, das durch sein gutes Bier berühmt war, ein Glas zu trinken. Konold machte sein Bedenken geltend, ob Nickel es wagen könne, Wiblinger Gebiet zu betreten; allein Nickel lachte und sagte:

„Ich bin heute so froh gestimmt, daß ich die ganze Welt umarmen möchte. Gieb acht, wenn wir einem der Benediktiner begegnen, ich falle ihm um den Hals und küsse ihn. Es sind doch die schönsten Stunden meines Lebens gewesen, die ich hier zugebracht habe.“

„Aber jetzt sind andere Mönche dort, Joseph,“ warnte

Konold, „und vom Prälaten Romanus Fahr sagt man, daß er ein wütender Ketzerfeind sei.“

„A bah,“ erwiderte Joseph. „Erstens bin ich kein Ketzer, und zweitens kennt mich kein Mensch im Kloster, außer dem Amtmann — auch dem könnt' ich heute vergeben und Bruderschaft mit ihm trinken.“

„Aber er schwerlich mit dir,“ sagte Philipp. „Doch da sind wir ja!“

Sie waren in den Klosterhof eingetreten und standen dem Portale der Kirche gegenüber.

„Wollen wir zuerst dort hineingehen?“ fragte Philipp. Joseph nickte und sagte:

„Ich bin seit meiner Jugendzeit nicht mehr drin gewesen.“

„Aber vergiß nicht, dich mit Weihwasser zu besprengen, damit man nicht argwöhnisch werde,“ sagte Konold, und beide traten ein. Nickel überkam's mit der Gewalt frommer Jugenderinnerungen; er kniete einige Augenblicke nieder, faltete die Hände und betete. Als er aufstand, gingen eben zwei Mönche durch die Kirche. Einer derselben sah Nickel scharf ins Gesicht und flüsterte dem anderen etwas zu; Nickel bemerkte es nicht. Er verließ mit dem Freunde die Kirche, und nun schritten sie quer über den Hof hinüber zum Bräuhaus und setzten sich zu einem Glase Bier nieder. Als der Abend zu dämmern begann, standen sie auf und verließen das Wirtshaus. In dem Augenblicke aber, als Nickel und Konold durch das Klosterthor hinaustraten, wurde Nickel von hinten von zwei Klosterdienern gefaßt, überwältigt und gefesselt, und ehe Konold nur recht wußte, was geschehen war, war er zur Thüre hinausgeschoben, und

diese fiel krachend hinter ihm ins Schloß. Nickel selbst befand sich wenige Minuten später im tiefsten Gefängnisse des Klosters. Dort wurde seine Kleidung durchsucht und ihm alles weggenommen, was er bei sich trug; die Fesseln an seinen Händen aber blieben. Erst als ihm am anderen Tage ein ärmliches Essen gebracht wurde, löste man ihm die Stricke; auf seine Frage jedoch, warum er gefangen sitze, wurde ihm keinerlei Antwort. Und ebensowenig erfuhr er irgend etwas die zwei nächsten Wochen über, während welcher der Klosteramtmann eifrigst bemüht war, die Anklage gegen ihn festzustellen und durch Zeugen bestätigen zu lassen. Und wirklich fanden sich auch durch die Freundlichkeit des Amtmanns von Söflingen zahlreiche Leute aus Söflingen und Ehrenstein, die allerlei Aeußerungen Nickels über die Klöster zu erzählen wußten, und endlich sogar zwei Zeugen, welche eine Gotteslästerung und eine Lästerung der Jungfrau Maria aus seinem Munde gehört haben wollten. Jetzt wurde Nickel zum Verhör vor den Konvent geführt.

Als ihm dort der Prälat Romanus Fahr die Anklagen vorhielt, verlangte Nickel, daß er sich schriftlich verteidigen dürfe. Es wurde ihm abgeschlagen. Nickel bat, daß er einen Rechtsverständigen als Verteidiger wählen dürfe; man verweigerte es ihm. Seine mündliche Rechtfertigung hörte der Konvent nur halb an, dagegen wollte man näheres wissen über den Besitzer des Buches, das man bei ihm gefunden hatte, über Schubart. Denn hätte man diesem bei dieser Gelegenheit einen Strick drehen können, so hätte das sehr zur Befriedigung des Prälaten gedient. Allein Nickel gab kurze, nichtssagende Antworten, und als der Prälat

Schubart als die Ursache von Nickels Ketzereien bezeichnete, machte er eine abwehrende Gebärde und sagte: „Daran ist schon eher der Dekan von Herrlingen und noch mehr die Jesuiten zu Augsburg schuld.“ Nach kurzem Verhör wurde er wieder in sein finsteres Gefängnis zurückgeführt. Beim nächsten Verhör verlangte er, daß er seine Meinungen über Gott, die heilige Jungfrau und die anderen Heiligen in einer öffentlichen Disputation verteidigen dürfe; mit Hohn wurde ihm geantwortet, daß man mit einem Gefangenen, welcher der schwersten Verbrechen angeklagt sei, nicht disputiere. Da bat er wenigstens, daß man die Anklagepunkte einer unparteiischen Universität vorlege und ein Gutachten einhole. Der Prälat antwortete, daß man sich das überlegen wolle, denn es solle unparteiisch über ihn gerichtet werden, und ließ ihn wieder in den Kerker zurückbringen. Ein Gutachten einzuholen, fiel ihm aber nicht ein, und Nickel schmachtete weitere vierzehn Tage im Kerker, und war an Leib und Seele gebrochen, als er endlich am 30. Mai wieder vor den Konvent geführt wurde. Feierlich saßen die Mönche in der Runde, düsteres Schweigen herrschte, als der Amtmann sich erhob und aus dem Protokoll die Anklage verlas. Wohl brauste Nickel einigemale auf und fuhr mit einem: „Ist nicht wahr!“ drein; aber der Prälat bedeutete ihm, daß er sofort wieder in sein Gefängnis gebracht werde, wenn er den Amtmann noch ein einziges Mal unterbreche. Nickel schauderte zusammen, biß sich auf die Zunge und schwieg. Als der Amtmann geendet, erhob sich der Prälat feierlich, alle Mönche thaten desgleichen, und nun verlas der Prälat das Urteil:

„Weil alle diese Anklagen von einem unparteiischen

Gericht als erwiesen befunden worden, so hat der Konvent dieses Klosters hinsichtlich des Angeklagten, Joseph Nickel von Ehrenstein, einstimmig beschlossen, daß er wegen seiner begangenen Gotteslästerungen und anderer gottlosen Thaten mit der verruchten Gotteslästerern bestimmten, gerechten Todesstrafe, mit Verbrennung seines Leibes aus Gnaden und Barmherzigkeit zwar verschont —" er sprach langsamer und mit Betonung, Nickels Augen hingen an seinem Munde und seine Brust keuchte — „jedoch", fuhr der Prälat fort, „am dritten Tage durchs Schwert zum Tode gerichtet und sein Körper zu Asche verbrannt werden solle. Von Rechts wegen."

„Von Rechts wegen," erklang dumpf die Stimme der Mönche.

Nickel stand da, vorgebeugten Leibes, als ob er die Worte dem Prälaten vom Munde hätte wegnehmen wollen. Jetzt richtete er sich hoch auf und rief, den Arm erhebend:

„Bin ich unter Menschen, unter Christen? Nein, unter Barbaren lebe ich!"

„Nur noch drei Tage," sagte der Prälat kurz.

Da war's mit seiner Kraft zu Ende; sein Arm sank nieder und im nächsten Augenblick brach er bewußtlos zusammen. Die Häscher des Klosters brachten ihn in sein Gefängnis zurück. Dort lag er einen Tag lang in wilder Fieberphantasie, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen. Am zweiten Tage wurde er ruhiger und aß von dem reichlichen Mahle, das ihm vorgesetzt wurde. Seine Bitte, seine Verwandte und Bekannte benachrichtigen zu dürfen, um von ihnen Abschied zu nehmen, wurde ihm rundweg abgeschlagen, dagegen fanden sich zwei Mönche bei ihm ein, um ihn auf

den Tod vorzubereiten. Nickel hörte sie an, gab ihnen aber keinerlei Antwort, noch ließ er sie in sein Inneres blicken. Dort stritt sich Ergebung in sein Schicksal mit der Hoffnung, daß man ihn nur schrecken wolle und zuletzt doch begnadige. Schaudernd dachte er freilich daran, zu was er begnadigt würde: im besten Falle zu langjähriger Kerkerhaft, in der Blüte seiner Jahre. Da wär's am Ende noch besser, den Tod zu erleiden.

So kam der Morgen des 1. Juni 1776 heran. In der Frühe desselben wurde er mit gebundenen Händen aus seinem Gefängnis vor das Amthaus geführt, wo ein Stuhl für ihn bereit stand. In die Hand hatte man ihm ein hölzernes Kruzifix gegeben, und er trug es willig. Zwei Mönche begleiteten ihn zu dem Stuhle und stellten sich links und rechts neben ihm auf, als er sich in denselben gesetzt hatte. Der ganze Platz war gefüllt von einer Menge Menschen aus der Umgegend, teils Neugierige, teils Mitleidige. Jetzt nahten der Prälat und alle Mönche und stellten sich im Halbkreis um ihn auf. Der Amtmann trat vor Nickel hin und verlas vor der lautlos lauschenden Menge das Urteil:

„Weil Joseph Nickel von Ehrenstein mit einigen ruchlosen Kameraden einem Geistlichen hat 200 Gulden stehlen helfen;

weil besagter Nickel und seine Mutter wider den gestrengen Herrn Oberamtmann zu Söflingen sich eines Klosterlehens haben bemächtigen wollen;

weil derselbe Joseph Nickel wider die göttliche Majestät, die heilige Mutter Gottes, den heiligen Joseph und besonders wider den Wandel der heiligen Magdalena gotteslästerliche

Worte gesprochen und verbreitet hat, verdient er als ein veritabler Gotteslästerer die gerechte Todesstrafe. Von Rechts wegen."

Er machte eine Pause, gab das Urteil an seinen Adjunkten und nahm von demselben ein Stäbchen entgegen. Das zerbrach er, warf's Nickel vor die Füße und rief: „Gnad' dir Gott!"

Und der Chor der Mönche wiederholte:

„Gnad' dir Gott!"

IX. Kapitel.

In Ulm war durch Konold Nickels Verhaftung bekannt geworden; allein sowenig man seinerzeit sich desselben hatte annehmen können, als er in Söflingen ins Gefängnis gesetzt worden war, sowenig konnte man jetzt thun, selbst wenn man etwas hätte thun wollen. Denn Nickel war ja kein Bürger der freien Reichsstadt; in diesem Falle hätte wohl der Rat auf sofortiger Auslieferung bestanden. Und als nun Wochen hingingen, ehe man von ihm weiteres vernahm, gehörte Nickel in Ulm bald zu den Halbvergessenen. Nur bei der Studentenschaft war der beliebte, geist- und witzsprühende Kamerad nicht vergessen, und oft wanderten seine Freunde nach Wiblingen hinaus, um etwas über ihn zu hören. Allein umsonst. Sie erfuhren nur, daß Nickel noch immer im Gefängnis sei und seines Urteils harre. Aber am Tage vor Nickels Verurteilung war doch ein Gerücht nach Ulm gedrungen, und so kam's, das am Morgen des 1. Juni eine ziemliche Menge Menschen nach Wiblingen hinausströmte, um sich zu überzeugen, ob das Gerücht die

Wahrheit gesagt habe. Namentlich waren es zahlreiche Studenten, die hinauszogen, unter ihnen jener Anton Fischer, dessen sich Schubart beim Diktieren seiner Chronik manchmal bediente. Diesen gesellte sich halbwegs Wiblingen ein Häuflein stämmiger Schiffmeisterssöhne zu, und man unterhielt sich von dem Ereignis, das man noch nicht glauben konnte. Da warf Fischer hin:

„Und wenn's so ist, so sollten wir eigentlich unseren Kameraden befreien."

„Bravo," riefen die Studenten und schlugen an ihre Degen.

„Was sagt ihr dazu?" wandte sich Fischer an die Schifferssöhne.

„Wir?" entgegnete einer, eine mächtige Gestalt mit klarblickenden blauen Augen, namens Johannes Schultes, „wir sind die ersten dabei, und gebt acht, wenn wir Schiffer eine Stange in die Hand bekommen, die macht ganz anders Bahn durch die Menge als eure Flederwische."

„Wollen wir?" fragte Fischer seine Kameraden.

„Und ihr?" fragte Schultes seine Freunde.

„Von Herzen gern, ob wir gleich den Nickel nicht kennen."

„Aber den Kutten ein Opfer entreißen," rief Schultes, „und dazu ein unschuldiges, wie wir wissen, das ist einem wackern Schiffmeisterssohn keine geringe Freude."

„Der Schultes hat recht," rief eine Stimme. „Also wie machen wir die Sache?"

Die jungen Leute schritten stärker aus und berieten, wie

die Befreiung Nickels ins Werk gesetzt werden könnte. Und der Plan wurde so gut ausgedacht, daß Schultes zuletzt sagte:

„Nun wär's eigentlich schade, wenn die ganze Sache ein leeres Gerücht wäre. Denn auf den Augenblick freu' ich mich, wo die Herren Studenten ihre Degen ziehen und wir Schiffmeistersbuben aus dem Scheiterhaufen handfeste Prügel herausreißen — brennen sie schon, umso besser, — und auf die Klosterdiener einhauen. Kriegt dabei eine Kutte etwas ab, so wird's auch nichts schaden."

Sie hatten inzwischen auf einer schlechten, schwankenden Holzbrücke die Iller überschritten und kamen, flußaufwärts gehend, an eine Anhöhe. Da plötzlich verstummte jedes Gespräch der jungen, im Gefühl ihres Anschlages fast übermütig gewordenen Leute. Am Fuß der Anhöhe, hart an der Iller, war ein riesiger Scheiterhaufen errichtet. Das Kloster hatte sich die Ketzerverbrennung etwas kosten lassen: 8 Klafter Tannenholz, 200 Büscheln Reisig, 100 Bund Stroh waren geschichtet, und 200 Pechkränze lagen und hingen an dem Haufen: eine riesige Flamme sollte weit hinaus in die von der Aufklärung angesteckten Lande leuchten und davon zeugen, daß es noch Glaubensrichter gab, die jeder in ihren Bereich kommende Ketzerei ein Ende machten.

Während die jungen Leute lautlos raschen Schrittes weiter gingen, bewegte sich von der Anhöhe ein Zug herunter: voran Mönche, dann Klosterknechte, die etwas trugen; hierauf wieder Mönche und dann allerlei Volk. Fast zu gleicher Zeit kamen die beiden Haufen an der Verbrennungsstätte an, und ein Blick auf das teilweise weinende Volk und die Last, welche die Klosterknechte trugen, genügte, um den Ulmern zu zeigen, daß sie zu spät gekommen waren: es

war der Leichnam des Enthaupteten, der nun herabgetragen wurde, um den Flammen übergeben zu werden. Und bald loderten diese hell auf, und der Leichnam eines Unglücklichen verbrannte zu Asche, während die Mönche in dumpfem Tone dazu sangen. Und nun wurde die Asche in die Iller gestreut und die Mönche sangen ein Loblied zu Ehren ihrer Kirche. Stumm hatten die jungen Leute zugesehen; da plötzlich hob einer mit Luthers Versen an, und aus jugendfrischen Kehlen klang's in den Singsang der Mönche hinein und übertönte ihn:

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen.
Hier hilft kein Bach, Loch, Grub und Grab,
Sie macht den Feind zu schanden.

Und das Volk lauschte auf die Stimmen der Jugend mehr als auf die der Mönche, und wie ein Klang aus einer neuen Zeit tönte der letzte Vers von Luthers Lied in den leuchtenden Frühlingsmorgen hinein:

Die laß man lügen immerhin,
Sie habens keinen Frommen.
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wieder kommen.
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein geh'n herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am Nachmittag dieses Tages, als Anton Fischer zu seinem Freunde Philipp Konold kam. Dieser saß in

seinem Stübchen und starrte, Thränen in den Augen, auf die Bücher hinab.

„Du weißt schon alles?“ rief Fischer.

„Alles“, sagte Konold. „Aber rede nicht so laut. Nebenan ist meine Schwester. Sie weiß noch nichts. O Gott, wie soll ich's ihr sagen! Warst du selbst dabei?“

„Wir kamen zu spät, um ihn zu retten,“ antwortete Fischer. „Und doch war alles aufs schönste geplant. Der Johannes Schultes ist ein Prachtsmensch. Wären wir eine halbe Stunde früher an Ort und Stelle gewesen, der Mord, welcher gen Himmel schreit, wäre sicherlich verhütet worden. Und du, was hast du inzwischen gethan?“

„Seit gestern lauf' ich mir die Füße bei meiner Verwandtschaft und den Ratsherren wund, um eine Intervention zu Gunsten des Unglücklichen zu erreichen. Aber man lacht über das leere Gerücht und will erst etwas thun, wenn man die sichere Kunde eines Todesurteils habe. Die Mönche aber hatten es eilig, den armen unglücklichen Freund zum Tode zu bringen. Das ist auch noch ein Nachhall von der Gaßnerschen Geschichte. Sie hat ihm den Hals gebrochen; und gieb acht, Anton, einem anderen bricht sie auch den Hals: die Exjesuiten sind noch immer mächtig genug.“

„Du meinst den Schubart? Der wird nicht so unklug sein wie Nickel, den Ulmer Boden zu verlassen. Heute ist ein Wort vom ihm über diese Sache unter den Leuten. Du weißt ja, wie seine Worte von Mund zu Mund gehen.“

„Was sagte er?“ fragte Konold.

„Er klagte darüber, daß man ihn als Ursacher des Verderbens unseres Freundes ausschreie, meil man ein Buch

mit seinem Namen bei Nickel gefunden habe. Nie habe er eine Silbe mit ihm gesprochen, um ihn von seiner Religion abwendig zu machen. ‚Nun bin ich in Ulm gleichsam eingekerkert,‘ so habe er gesagt, ‚weil man mir ein gleiches Schicksal wie dem Nickel droht, das ihn nur im finstersten Winkel des katholischen Schwabens ereilen konnte. Aber ich danke tausendmal Gott, daß er mich in Ulm, meiner Freistadt, eingekerkert sein läßt und nicht in die Hände dieser Bluthunde fallen ließ, wie jenen. Und in diesem Kerker ist gut sein, denn es weht darin die Luft der Freiheit. Und diese will ich nützen. Alle solche Vorfälle, alle Drohungen der Feinde und alle Warnungen von Freunden sollen mich nicht hindern, zu schreiben, was ich für recht halte, und wie ich den Gaßner antastete, so will ich auch fernerhin die Götzen des Pöbels von ihren Postamenten reißen.‘ So soll er öffentlich vor vielen Leuten geredet haben."

„Er redet sich um seinen Hals," sagte Konold. „O Gott, ist's nicht an einem Opfer genug, und muß dies eine Opfer mein bester Freund sein?"

Thränen liefen ihm aufs neue über die Wangen. Inzwischen hatte sich, unbeachtet von den beiden, die Thüre geöffnet, und leichenblaß stand Theodore im Zimmer. Konold sprang auf und rief:

„Du hast gehört, was wir gesprochen haben?"

„Alles", antwortete Theodore mit tonloser Stimme, sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen, auf welche große Thränen herabrannen. Eine Weile war es stille in dem Zimmer; keiner der Freunde wußte, wie er die Trauernde trösten sollte. Doch diese richtete sich jetzt wieder auf und sagte, jenes Traumes gedenkend:

„Mir aus der Jungfrau Hand das Leben; ihm aus Gaßners Hand der Tod. So ist's nun. Und was soll mir das Leben? Mir bleibt nichts übrig, als für seine Seele zu beten."

Sie ging wankenden Schrittes hinaus. Und am selben Abend noch klopfte sie an der Klosterpforte zu Söflingen an und bat um Aufnahme. Und dort lag sie an jenem Januarmorgen 1777 in der Klosterkirche auf den Knieen, als ein Schlitten durch das Dorf fuhr, in welchem Schubart, einer heuchlerischen Einladung des Klosteramtmannes von Blaubeuren folgend, auf württembergisches Gebiet fuhr, um in Blaubeuren sofort verhaftet und zu zehnjährigem Gefängnis auf den Hohenasperg gebracht zu werden: ein Opfer pfäffischer Rachsucht und fürstlicher Willkür.

Theodore erlebte die mannigfachen Schicksale, welche in den nächsten dreißig Jahren über Kloster Söflingen hingingen. Sie sah im Jahre 1806 das letzte Zeichen söflingenscher Reichsunmittelbarkeit dahinsinken: Galgen, Rad und den Pranger, und war im Jahre 1809 unter denjenigen Nonnen, welche das Kloster verlassen mußten, weil dasselbe in den schweren Zeitläuften zu einem Feldlazarett bestimmt worden war. Ein Jahr später wurde das Kloster württembergisch, und bald darauf wurden die Klostergebäude auf den Abbruch verkauft. Auch Kloster Wiblingen ist württembergisch geworden, und in den Räumen, wo einstmals ketzerrichtende Mönche hausten, lagern jetzt wackere Vaterlandsverteidiger.

Als das Kloster Söflingen aufgehoben und die Nonnen entlassen wurden, kehrte Theodore in ihr inzwischen verödetes Elternhaus nach Ulm zurück und lebte, der Welt fast un-

bekannt, noch manche Jahre. Alljährlich am Morgen des ersten Juni sah man eine alternde Nonne, zuletzt von einer Dienerin geführt, durch die Straßen der Stadt dem Heerdbrucker Thor zuschreiten, um nach Wiblingen hinauszugehen. Und wenn jemand fragte, wer diese Nonne sei, so wußten ältere Leute wohl noch zu sagen von einem jungen Menschen namens Joseph Nickel und von dem letzten Ketzergericht auf schwäbischem Boden.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.

Buchdruckerei Richard Hahn, Leipzig.